Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

PGerm
274
4

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF

FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM

CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23,1891 APRIL 11,1918

TIFFANY & CO.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen und Ludwig Thoma

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Zehnter Jahrgang 1916

Erster Band

(Januar bis März)

März-Verlag
G. m. b. H.
Berlin-München

Digitized by Google

HARV... ...RARY
INGRAHAM FUND
OCT 30 1946

Digitized by Google

Inhalt des Ersten Bandes 1916

Hauptteil

Seite

Barthel, Max: Die Wildgänse 77
Die seltsamen Vögel 173
Blunck, Hans Fr.: Ehre 153
Bonus, Beate: Der Baum 96
Braun, Felix: Der Knecht mit dem Licht 236
Buß, J. P.: Bismarck—Andrassy—Crispi 81
Dalkar: Die Dreißig von Bergamo 7
Delbrück, Joachim: Von Thomas Carlyle zu Thomas Mann . 246
Dünwald, Willi: „Lebenstag eines Menschenfreundes" 113
Ernst, Paul: Die Ostermesse in Rom 106
Goldschmidt, Dr. Alfons: Ausblick 71
Gothein, Georg, M. d. R.: Die Juden in Polen 221
Gottschalk, Hermann: Das Schwerste von allem 251
Graedener, Hermann: Morgen 116
Harbeck, Hans: Meines Schicksals leichter Wagen 157
Haußmann, Conrad, M. d. R.: England und der Frieden . . 1
Die Vierte 201
Hennig, Richard: Der Panamakanal 121
Heuß, Theodor: Koalitionen 21
Hochdorf, Max: Der französische Soldat mit den deutschen Gedanken 86
Horn, Hermann: Der Landsturmmann 231
Jentsch, Dr. Karl: Wort und Wesen 101
Jessen, H. C.: Vicekönige, Präsidenten und Banditen im Lande Mexiko 185
Kahn, Harry: März 1916 174
Kiczales, Maximilian: Feuerwerker Slowak 11
Rumänien am Scheideweg 181
Kiefer, Dr. Otto: Pantheismus im Islam 53
Kleeis, Friedr.: Die zunehmende Erwerbstätigkeit der Frau . 241
Lachmann, Eduard: Der große Vorstoß 30
Luebeck, Julius: Englands Frachtraumnot 192
Pfleiderer, W.: August Halm 212
Priebatsch, F.: Randbemerkungen 91
Rheinsch, Else: An den Gefangenen 136
Rothe, Hermann: Elbasan 228

Digitized by Google

Seite

Saenger, Alwin: Sozialdemokratie und Vaterland 25, 41
Schmidt, Karl Eugen: Wilson, Bryan, Roosevelt 141
Schrickel, Leonhard: Krieg oder Kultur? 61
Siebert, Margarete: Die weibliche Dienstpflicht 203
Sosnosky, Theodor von: Dies irae 146
Stern, Edgar: Französische Psyche 161
Sternberg, Leo: Umwälzung 175
Trott, M.: Bagdad und seine Umgebung 130
Wittko, Paul: Paul Ernst, der Theoretiker der Tragödie 169
Wöhrle, Oskar: Skizzen 49, 134
Der Tod als Freund 94
Es ist so 157
Landsturm 198
Zoff, Otto: Rückkehr in die Heimat 73
Der alte Mann 215
Zschorlich, Paul: Erinnerungen an Nowipasar 66

Digitized by Google

Glossen

Seite

Adler, Max: Worte 57
Behne, Adolf: Heinrich Zille 100
Beran, Felis: Weltis Briefe 118
Blech-Merwin, Thekla: Ein österreichischer Dichter 217
E. P.: Eine Kunstgeschichte 80
Fenigstein, Berthold: „Unteroffizier Hartmann" 119
Friedenthal, Joachim: Gedanken über Menschlichkeit 96
Fontana, Oskar Maurus: Das Jahr der Bühne 116
Goldschmidt, Dr. Alfons: Bark 138
Goldschmit, Rudolf Karl: Nachfechsung 260
Heuß, Theodor: Heydebrandt an der Arbeit 158
Hildebrandt, Hans: Pazaureks Schöpfung 36
Kersten, Hugo: Fünfzehn Kapitel über Theaterdinge 237
Kiefer, Dr. Otto: Leonhard Frank: Die Ursache 137
Korn, Walter Achilles: Das Telephon im Krieg 176
Kühl, Hugo: Deutsches Platin 257
Luebeck, Julius: Versteurung von Kunstbesitz 178
Mayer, Alfred: Strindbergs „Advent" 39
Franz Marc † 258
Mayer, Paul: Ein deutscher Diplomat in Rom 18
Die gottlosen Jahre 78
Das deutsche Volk und die Politik 139
Carl Peters: Afrikanische Köpfe 159
Natonek, Hans: Leid 98
Neisser, Dr. Arthur: Eugen d'Alberts „Tote Augen" 218
Nicolaus, Paul: Romantische Porträts 180
Heine als Symbol 259
Reitz, Walter: Peter von Pier, der Prophet 188
Rieß, Richard: Geschmack und Bildung 240
v. S.: 1916 19
Der erste Friede 80
Unsere Kriegspresse 236
Sutter, Otto Ernst: Ins Schwarze getroffen 216
Weer, Dr.: Kellermanns „Krieg im Westen" 239
W. R., Dr.: Armee-Nachwuchs 59

Digitized by Google

Digitized by Google

England und der Frieden

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Europa liegt anno 1916 in verheimlichten Friedenswehen; die weisen Frauen von Windsor meinen, es drohe eine Frühgeburt.

Ob er früher oder später kommt, der Friede muß ein Akt des Willens vor Allem auf Seiten Englands und Deutschlands sein. Ich habe nie einen Sonderfrieden mit Rußland in Rechnung genommen, ich meine nicht, daß Frankreichs Nerven sich beruhigen können, solange diejenigen Englands weiterarbeiten und halte Italien rettungslos von England abhängig. Man kann als eine geschichtliche Tatsache, charakteristisch für die gegenwärtige Zeit eines zögernden Uebergangs zum Vorfrieden, feststellen, daß Albion sich sperrt. Ich weiß wohl, und die Zeitungen und Kundgebungen aller Länder lehren es, daß man psychologisch bei allen Willensäußerungen des Kriegs unterscheiden muß: was ist Wille und was ist Taktik? Man kann aus Taktik sagen, man wolle den Frieden nicht. Ebenso muß man beachten, daß Völker gerade auch in Zeiten der Erschütterung einen fluktuierenden und gemischten Willen haben können. Ich begegne der Vorstellung, England werde, wegen des Deutschland günstigen Standes der militärischen Operationen, dem Abschluß derselben geneigt sein. Diese Meinung ist ebenso logisch als unpsychologisch. Weil die Waffen der Ententegegner zur Zeit günstig stehen, gerade deshalb will England den Frieden nicht und sträubt sich gegen seine eigenen Anwandlungen. Das war in seiner schwierigen Lage staatsmännisch eine Zeit lang richtig, genauer gesagt, solange England vernünftigerweise auf eine Verbesserung der militärischen Kriegsergebnisse der Entente rechnen kann, welche eine Grundlage der Friedensverhandlungen bilden werden. Die Rechnung ist dann falsch, wenn sich die ungünstige

Digitized by Google

militärische Lage gleich bleibt oder für England verschlimmert. Ein Standpunkt kann zu Zeiten staatsmännisch richtig sein, und beim Fortschreiten einer Entwicklung ein schwerer staatsmännischer Fehler werden. England scheint im Begriff zu sein, diesen Fehler zu demonstrieren. Es ist nützlich, wenn wir uns das Friedenssträuben Englands auf Grund der Tatsachen und Zeitabschnitte vergegenwärtigen, und uns insbesondere vergegenwärtigen, daß England Deutschland im Juli 1914 der Kriegslust, ab Ende August 1914 und seither fortlaufend der Friedenslust beschuldigt hat. Seither hat sich folgendes abgespielt.

In Mitte August 1914 hatte Joffre auf seiner ganzen Ostfront den Angriff eröffnet; seine Aggressive war durch eine konzentrische Gegenoffensive von den deutschen Armeen zurückgeworfen bis in das Marnetal und in die Nähe von Paris. Die französische Regierung flüchtete nach Bordeaux. In dem momentan ernüchterten Frankreich dachten Staatsmänner an den Abbruch des Weltkriegs vor künftigen Riesenopfern. Sofort erwirkte England den Friedensverbots-Vertrag vom 4. September 1914.

Am 10. September legte Deutschland seine Linie von der Marne an die Aisne zurück. Noch im September schrieb Kaiser Wilhelm an Präsident Wilson seinen Protestbrief gegen die Dumdum-Kriegführung, in dem er den Präsidenten der „Vereinigten Staaten" als einen „der hervorragendsten Vertreter der Menschheit" anredete und einlud, den Kriegsgreueln entgegenzuwirken. Die englische Presse schüttete mit Erlaubnis des Auswärtigen Amts ihren beschränkten Spott aus über diese Friedenslust des deutschen Kaisers, die von militärischer Schwäche eingegeben sei und über die parallelen Schritte und Auslassungen des deutschen Botschafters in Washington, über deren Inhalt wir eine authentische Aufklärung noch entbehren. Der anglikanische Wilson gab unter dem kurzsichtigen Beifall Englands eine Antwort von welthistorischer Unzulänglichkeit.

Der deutsche Vormarsch in Belgien und in Nordfrankreich belehrte die englischen Zeitgenossen, daß die Unterstellung militäri-

Digitized by Google

scher Schwäche ein blöder Fehler gewesen war. Heute müssen sie sich sagen, daß vor dem Fall von Antwerpen die Einleitung von Friedensverhandlungen durch Belgien im Interesse Englands gelegen gewesen wäre. Sie aber redeten sich und den Belgiern ein, Antwerpen könne nicht fallen. Am 9. Oktober flüchteten Churchill's Truppen und das gefallene Antwerpen ist seither von den Deutschen zu einer uneinnehmbaren Festung ausgebaut worden.

Da die Engländer fortgesetzt Deutschland Kriegsmüdigkeit unterstellten, so wäre im März 1915 für einen klugen englischen Staatsleiter ein verführerisch günstiger Moment gewesen, dieselbe zu nützen. Die Front im Westen stand unbeweglich. Die Russen waren in den Karpathen, Warschau hielt Hindenburg Stand; der Durchbruch durch Serbien, die Geschütz- und Munitionszufuhr nach Konstantinopel war von Potiorek nicht erreicht, Italien wetzte den Dolch im Gewande und Bulgarien war unentschieden. England rechnete, ohne diesen niemals wiederkehrenden Augenblick weitblickend zum Einlenken zu nützen, nach veralteten Tabellen, daß den Deutschen bis zum Mai Pulver, Mehl und Kartoffel ausgegangen und die Türken wegen Pulvermangel auf Gallipoli geschlagen sein werden. Rechenfehler über Rechenfehler!

Am 2. Mai wurde Rußland bei Gorlice geschlagen und es begann die russische Niederlage, die durch die Bezeichnung als herrlicher Rückzug den Sturz des russischen Generalissimus und Kriegspolitikers Nikolajewitsch nicht abwenden konnte. Konstantinopel hatte, obwohl das eiserne Tor geschlossen war, so viel Kraft und so gute Verbündete, daß es seine Munition selbst herzustellen geplant hatte. Und die Italiener standen nach ihrem Abfall und Vorstoß sofort am Berg.

England aber verstand nicht diese Zeichen zu deuten. Im Juni 1915 haben sich die Londoner Politiker, voran Lord Robert Cecil, dahin schlüssig gemacht, als Voraussetzung von Friedensverhandlungen die vorausgehende Räumung von Nordfrankreich und Belgien zu verlangen, eine Zumutung, so unmöglich und so lächerlich, wie das Verlangen einer Prozeßpartei an ihren

Digitized by Google

Prozeßgegner, er solle die Faustpfänder, die er in Händen hat, vor den Vergleichsverhandlungen ohne Gegenleistung zurückgeben!

Am 1. August 1915, dem Jahrestag des Weltkriegs, erließ der deutsche Kaiser die Proklamation, in der er formulierte: „Unter heroischen Leiden und Taten harrt Deutschland bis der Friede herankommt".

Damals war Serbien noch nicht im Stich gelassen und geopfert. Aber England hat wieder einen Augenblick verpaßt und nicht mit der Verschlechterung seiner Lage gerechnet, die gleichsam automatisch kommen mußte, als 5 Tage nach der Proklamation Kaiser Wilhelms Warschau fiel und dann den August hindurch jeden dritten Tag eine weitere russische Festung, bis die kürzeste Verteidigungslinie erreicht war, die Hindenburg von der Düna bis Bessarabien anstrebte und spannte.

Jetzt war der russische Druck auf den Balkan ausgeschaltet, aber England verkannte wieder die politischen und militärischen Konsequenzen. Es hoffte blindlings, und warb immer um die Waffenhilfe Rumäniens, Griechenlands und Bulgariens, dessen Interessen die Entente denen Serbiens geopfert hatte. Die Staatsmänner in London waren nicht so blind wie seine Balkandiplomaten, aber auch jetzt noch einäugig.

Der September brachte die Mobilisation Bulgariens. Am 7. Oktober überschritten die Deutschen, Oesterreicher und Ungarn die Donau. Serbien war nach ein paar großen Zügen auf seinem eigenen Schachbrett matt und der König mit Offizieren und Soldaten geschlagen.

Am 9. Dezember wurde der deutsche Reichskanzler wegen des Friedens interpelliert. Er hat deutlich und nicht zu deutlich gesprochen. Englands Zeitungen haben kein Ohr für den Unterton, kein Auge für die Fortschritte ihrer Gegner und die Gesetzmäßigkeit dieser Fortschritte.

England sagt, seit seinem Friedensverbotsvertrag vom 4. September 1914, unausgesetzt Woche für Woche, es müsse erst besser

Digitized by Google

kommen und es werde besser kommen und es ist seither, mit Ausnahme des Quartals der vorübergehenden russischen Karpathen-Invasion, unausgesetzt schlimmer für England geworden seit dem Fall von Antwerpen.

Jetzt ist das halbbelagerte Konstantinopel entsetzt, jetzt mußte die halbe Dardanellen-Armee von dem Feldzug, der ein Abenteuer blieb, zurückgezogen werden; jetzt ist Serbien, das den Krieg entfesselte, selbst gefesselt und das zwecklose Rettungsheer in tödlicher Verlegenheit zu Saloniki eingekapselt; jetzt ist der englische Vormarsch auch in Mesopotamien gescheitert, jetzt steht Italien noch auf dem gleichen Fleck, nachdem es Lybien zum großen Teil verloren hat. Es wetterleuchtet am Rand von Aegypten, Persien und Indien und des Donnerers Wolken ziehen schwer herab nicht auf Ilion, sondern auf London.

Also die passive Resistenz und Parole Englands, „es muß uns vorher militärisch besser gehen", hat bisher dahin geführt, daß es England militärisch immer weniger gut geht. Das ist nicht Vermutung, das ist Gewißheit, das ist nicht Zufall, sondern die Folge der kriegerischen Improvisationen, einer hastigen an Planlosigkeit grenzenden Planmacherei und einer Strategie, die in wichtigen Abschnitten politisch und nicht militärisch ist und durch die Reisen der Generale und Minister bisher nicht verbessert, sondern verschlimmert wurde.

Carson, dieser wenig sympathische Politiker, hat Recht, es fehlt an Tat, Energie und Plan, aber woher wollte er, wenn die Verwirrung ihn ans Ruder brächte, die Tat und den Plan nehmen, wenn jedes Vorgehen auf der einen Seite eine Entblößung auf der anderen zur Folge hat und nur größere Verlegenheiten heraufbeschwört. Hat er nicht von Lloyd George, der den Teufel an die Wand zu malen liebt, dessen Klage, daß ihm die Heeresverwaltung zu wenig gelernte Munitionsarbeiter belasse, mitangehört, und dessen sorgenerfüllten Kehreim: Wenn es nicht rasch besser wird, dann ists „zu spät!"

Digitized by Google

Anderthalb Jahre lang verkündet die Entente dem Sieg nahe zu sein und sie hat sich seit Mai 1915 mit jedem Monat weiter von ihm entfernt. Die Hoffnung auf den Sieg der Waffen ist, wenn man Suggestion, Vision und Fiktion in London ausscheidet, im umgekehrten Verhältnis zur Kriegsdauer kleiner geworden und die im Ton ernste und ruhige Weihnachtsbotschaft des Königs von England sagt vorsichtig nur, daß „das Ziel immer deutlicher in Sicht komme", wobei er es offen läßt, ob der Sieg oder der „ehrenvolle Friede" das Ziel ist, auf das die unleugbar tapfere Armee Englands Anspruch hat.

Deutschland hatte die militärischen Chancen in Galizien, Polen, Wolhynien, in Serbien und an den Dardanellen im Mai und Juni 1915 vorsichtig und zurückhaltend eingeschätzt, überall sind die bloßen Wahrscheinlichkeiten zu Gewißheiten geworden und die Verteidigung des Eroberten ist, wie der Krieg lehrt, viel leichter als die Eroberung.

* * *

Aber vielleicht reden beide Teile aneinander vorüber:

Deutschland pocht auf den Erfolg der Waffen und England auf den der Erschöpfung. Die Siegeshoffnung jedes Teils wurzelt auf einem anderen Acker. Diese Frage bedarf ebenso einer besonderen Prüfung, wie das Problem von den „Sicherheiten" und der „Dauerhaftigkeit" des Friedens. Aber schon ehe wir den gegnerischen Beweggründen der derzeitigen Abstinenz nachgehen, und unabhängig von dem Ergebnis, kann nach dem vorstehenden Tatsachenmaterial eines festgestellt werden: Mag England darüber rechten, ob es der Ursächer des Kriegs war, unmöglich kann es leugnen, der Verlängerer des Krieges zu sein. Das ist eine Feststellung von geschichtlichem, moralischem und politischem Wert für Deutschland, für England, für seine Alliierten und die Neutralen. Vielleicht wird auch die englische Geschichte aussprechen: England war beim Kriegsbeginn voreilig, beim Friedensbeginn saumselig.

Digitized by Google

Die dreißig von Bergamo

Von Dalkar

Mailand, Ende November 1915.

Der Pöbel wird unter Führung von gewissenlosen Lock-Spitzeln mit verbrecherischer Wut gegen alle diejenigen gehetzt, die nach Maßgabe der Entwicklung der Kriegsereignisse an der österreichischen Grenze den gesunden Menschenverstand wiederfinden und sich nicht mehr für den Krieg begeistern. Es ist sehr bemerkenswert, daß in verschiedenen Städten Italiens ohne irgend eine moralische Bürgschaft sich Gruppen von Bürgern gebildet haben, die sich der Unterdrückung des Spähertums widmen. Diese Leute, die zweifellos viel gefährlicher sind als die andern, die sie zu überwachen und anzuzeigen beabsichtigen, und die sich oft hinter der Anonymität verstecken, handeln nach vorgefaßter Meinung, aus politischem Haß und aus Rachsucht. Trotz den Klagen der Opfer und trotz dem Eingreifen politischer Persönlichkeiten, die Einspruch dagegen erheben, und Gerechtigkeit fordern, denkt die Regierung des Herrn Salandra nicht daran, die guten Normen des Rechts wiederherzustellen und das Land von derartigen Schandflecken zu reinigen.

Um zu begreifen, wie man dem Volk „hohen vaterländischen Sinn" einflößen und „über dem Heil des Vaterlands" wachen will, muß man ein Rundschreiben lesen, welches eine Gruppe hervorragender (!) Bürger von Bergamo, außerordentliche Mitarbeiter der Polizei, in einigen Städten der Lombardei verteilt hat. Hier der Wortlaut dieses Rundschreibens des Bergamasker Vereins, der seine Heldentaten bereits eröffnet hat:

Mein Herr, wir benachrichtigen Sie hiermit, daß eine Gruppe von Bürgern, die keine andere Sorge haben, als daß unser teures Vaterland seine glänzenden Geschicke ruhmreich zur Vollendung

Digitized by Google

bringe, sich zu dem Zweck verständigt hat, zu verhindern, daß irgend jemand in der Oeffentlichkeit, und insbesondere in öffentlichen Lokalen jene verderblichen Töne der Schwarzseherei anschlage, die zersetzend auf die nationale Eintracht wirken. Wir sind gesonnen, dies gegebenenfalls mit den kräftigsten Mitteln zu bewirken. Euer Hochwohlgeboren ist uns als einer von denen bezeichnet worden, die vor dem vergangenen Mai am heftigsten gegen den jetzigen Krieg Italiens geeifert haben. Wir möchten glauben, daß Ihre gegenwärtigen Ueberzeugungen nicht mit Ihren früheren übereinstimmen. Jedenfalls ist es gut für Sie, zu wissen, daß wir uns die bestimmte Aufgabe gestellt haben, jedes Gerede zu unterdrücken, welches nicht Begeisterung für unsern Befreiungskrieg atmet. Wir sind unser 30 mit schlagfertigem Mundwerk und kräftigen Fäusten. Das Sprichwort sagt: A buon intenditor poche parole. (Wer verstehen will, hat nur wenige Worte nötig.) Mit aller Achtung — —" (Unterschrift unleserlich).

Kurz gesagt werden also im Namen der glühenden National-Bestrebungen reichliche Prügel versprochen. So wird die Verteidigung des Vaterlandes den Fäusten von 30 wachsamen Bergamasker Patrioten anvertraut. Diese Erscheinung in Verbindung mit gleichen in Mailand, Vicenza, Padua, Rom, beweist zur Genüge, wie der Krieg in Italien bei manchen Leuten nicht heldenhafte Wallungen, sondern ganz bestimmte Gefühle erweckt, die zwischen Donquichotterie und Gemeinheit schwanken. Wir brauchen nicht hervorzuheben, daß das obige Rundschreiben in einer Form abgefaßt ist, daß im Einklang mit dem Gesetz die italienische Justiz sich damit beschäftigen sollte. Gewiß würde in normalen Zeiten ein Verein, der sich vornimmt, sei es auch unter dem Vorwand des öffentlichen Wohls, „gegebenenfalls mit den kräftigsten Mitteln" zu handeln, indem er sich an Stelle der Behörde setzt und derartige Ankündigungen verbreitet, zum mindesten sofort aufgelöst würde; seine Mitglieder würden ins Gefängnis oder ins Narrenhaus geschickt werden. Denn solche Leute sind wirklich entweder Verbrecher oder Narren.

Digitized by Google

In Bergamo und anderwärts haben die wachsamen Bürger herausgefunden, daß die Sicherheitspolizei allzu bedächtig vorgeht, und gedachten sich als Richter und Urteilsvollstrecker zugleich aufzutun mit Angeberei und Prügeln! Es ist unnütz, diese Faustkämpfer zu fragen, warum sie nicht lieber eine Freiwilligentruppe für die Front gebildet haben. Inzwischen haben wirklich diese Kriminaltypen ohne Gewissen, die als Beschützer des Vaterlandes von den Behörden begünstigt werden, die Ehre und die Freiheit von Tausenden von unbescholtenen Bürgern in der Hand, die jetzt gezwungen werden, in den finanziellen Schwierigkeiten und moralischen Qualen des Zwangswohnsitzes zu leben, ohne daß sie sich gegen eine Anklage verteidigen können, die ihnen nicht kundgegeben worden ist, und ohne ihren namenlosen Angebern die Stirn bieten zu können. Ich könnte sehr viele Fälle von Personen anführen, die fern von ihrem Heim und ihren Geschäften auf eine bestimmte und begründete Anklage warten, um ihre Verteidigung dagegen vorbringen zu können.

Ein Bild von der seltsamen und schmerzvollen Lage, in die viele durch ungesetzliches Vorgehen geraten sind, gibt schon der folgende Brief einiger in der sizilischen Stadt Castelvetrano festgesetzten Bürger:

„Hier werden wir aus verschiedenen Gründen festgehalten, wie wir auf Umwegen erfahren konnten; der eine einfach wegen Spähereiverdacht, ein anderer, weil er genötigt gewesen war, in Oesterreich zu arbeiten, wieder einer, weil er als Oesterreicherfreund angezeigt worden war, einer, weil er bei der Arbeit auf dem Lande oder auf einer Geschäftsreise irgend einen Verdacht auf sich gelenkt hat, andere endlich, weil sie die Opfer eines Vereins oder einer einzelnen Person von bestialischer Gewissenlosigkeit geworden sind. Wir werden verhaftet und monatelang im Gefängnis gehalten und wie wahre Späher hart behandelt, für unbestimmte Zeit sind wir in Castelvetrano festgehalten. Unsere Verhaftung erfolgte unversehens auf der Straße, zu Hause, im Bett, ohne daß man uns einen Augenblick gewährte, um von Kindern,

Digitized by Google

Weib und alten Eltern Abschied zu nehmen. Man gestattete uns nicht, die für eine lange und ferne Haft notwendigen Kleidungs- und Wäschestücke mitzunehmen. So sind viele von uns schlecht bekleidet und ohne Geld, mit schweren Mühsalen beladen wegen des Abbruchs unserer Geschäfte und einem schmerzzerrissenen Herzen. Wir können der Verzweiflung nicht widerstehen, wenn wir denken, daß unsere Familien sich im trostlosesten Elend befinden, und daß niemand ihnen die geringste Hilfe leisten kann. Wie viele Demütigungen haben wir erdulden müssen! Wir fühlen uns völlig verraten, unsere Verhaftung hat keinerlei nützlichen oder vernünftigen Zweck, sondern ist der Bosheit von Leuten ohne Herz und ohne Menschlichkeit zuzuschreiben, die von Rachedurst aus persönlichem Neid, aus nationalem, religiösem und politischem Fanatismus erfüllt sind. Nach so vielen Leiden erflehen wir aus unserm langen Exil so schnell wie möglich in volle unbeschränkte Freiheit gesetzt zu werden".

Unter den festgesetzten und ohne Möglichkeit einer Verteidigung getroffenen Personen sind auch Bürgermeister, Gemeinderäte und Provinzialräte, die so der Möglichkeit beraubt werden, in ihren Körperschaften die Angelegenheiten ihrer Wähler zur Geltung zu bringen. Bis heute ist die Regierung des Herrn Salandra vergeblich aufgefordert worden, die schreienden und beschämenden Ungerechtigkeiten abzustellen, der Ruf nach einer Maßnahme zur Verteidigung der grundlegenden bürgerlichen Freiheiten blieb ungehört. Die Nationalisten, die geistigen Führer des Pöbels, wollen allen ihren Willen um jeden Preis und mit jeglichem Mittel aufzwingen. Einer von ihnen erklärte mir mit Bezug auf die Wiedereröffnung der Deputiertenkammer, daß man „für die Rettung des Vaterlandes" die Volksvertreter auf die Insel Sardinien einsperren müßte!

Digitized by Google

Feuerwerker Slowak

Von Maximilian Kiczales (Bukarest)

In einer kalten, stürmischen Nacht, am 26. Oktober des Jahres 1741, hatten die Verbündeten durch Ueberfall Prag erobert und die kleine Besatzung gefangen genommen. Das Hauptverdienst an diesem kühnen Coup gebührte dem französischen Obersten Chavert und dessen Regiment. Während noch in den Straßen einzelne Schüsse fielen, Reiter hin- und hergaloppierten, hatten die erschreckten Bewohner überall Licht gemacht und beugten sich zu den Fenstern hinab, um zu sehen, was es eigentlich gab.

Im dritten Stocke eines uralten Hauses, in nächster Nähe des Pulverturmes, steckte ein junges, hübsches Mädchen eben den Kopf heraus, als ihr gegenüber, fast so nahe, daß sie sich die Hände reichen konnten, an einer Lücke des Magazins ein junger Kanonier erschien.

„Guten Morgen, Jungfer!" rief er, „was gibt es denn da unten?"

„Die Franzosen sind hereingedrungen," erwiderte sie aufgeregt.

„Wie ist das möglich?"

„Durch Verrat vielleicht," antwortete das Mädchen, „Prag ist überfallen; rette er sich, Herr Offizier."

„Danke für die gute Meinung," erwiderte der Kanonier, „ich bin der Feuerwerker Slowak, und was das Fliehen betrifft, so ist das nicht meine Sache."

Der junge tapfere Feuerwerker versammelte sofort die Wache, die nur aus vier Mann bestand, und teilte mit, was geschehen war. „Wer sich retten will," sagte er zuletzt, „dem steht es frei. Ich werde bleiben und mich lieber in die Luft sprengen, als mich ergeben."

Da nun das „In-die-Luft-fliegen" nicht jedermanns Geschmack ist, so machten die anderen Kanoniere den Vorschlag, sich durchzuschlagen. „Versucht Euer Glück," entschied Slowak, „ich verlasse meinen Posten nicht." Die vier Kanoniere verließen darauf den Turm und der Feuerwerker blieb allein in demselben zurück. Er verrammelte das Tor und die Stiege, machte sich für den äußersten Fall ein Pulverfaß und eine Lunte zurecht und erwartete nun kaltblütig das Weitere. Er stieg neuerdings hinauf in das oberste Gelaß, von dem aus er die Straße zu beiden Seiten überschauen konnte, und fand das hübsche Mädchen noch immer am Fenster.

„Er ist nicht entflohen?" fragte sie erstaunt.

„Nein, Jungfer, ich habe vielmehr die Absicht, mich in die Luft zu sprengen."

Digitized by Google

„Jesus, Maria und Josef, da fliegen wir ja alle mit!"

„Sehr wahrscheinlich."

„Wer ist er denn?"

„Nur ein Soldat, der seine Pflicht tut; aber mit wem habe ich denn eigentlich das Vergnügen?"

„Mein Name ist Babette Pribudel, aber man nennt mich Babuschka. Meine Mutter hat einen Kram im Hause und ich bin Näherin."

In diesem Augenblicke kamen mehrere Reiter die Straße herauf vom Altstädter Ring und machten vor dem Turme Halt.

„He! Wo ist der Kommandant?" rief der Anführer.

„Hier."

„Prag ist über," fuhr der fremde Offizier fort, „ich fordere ihn auf, uns den Turm zu übergeben. Jeder Widerstand ist nutzlos."

„Das weiß ich; ich werde mich auch im Fall eines Angriffes nicht verteidigen, sondern einfach die Lunte in das Pulvermagazin werfen."

„Das ist nicht sein Ernst."

„Es steht ihm frei, sich davon zu überzeugen."

Die fremden Offiziere steckten die Köpfe zusammen, dann rief der Anführer Slowak zu: „Wir wollen dem Kommandanten referieren."

„Gut, referier er," gab der resolute Feuerwerker zur Antwort, „aber das sage ich ihm: bei der geringsten verdächtigen Bewegung fliegt halb Prag in die Luft."

Nach einer Weile kehrten die feindlichen Offiziere zurück.

„Der Marschall Bell-Isle," sagte der Anführer, „bietet ihm freien Abzug mit Waffen und Gepäck, sofern der Turm sofort übergeben wird."

„Wird nicht angenommen."

„Ja, was will er denn?"

„Auf meinem Posten bleiben."

„Er hört ja, daß Prag in unseren Händen ist."

„Tut nichts, ich bleibe hier," fuhr Slowak fort, „aber ich bin bereit, einen Waffenstillstand zu schließen, bis die Oesterreicher zurückkehren oder der Friede unterzeichnet ist."

„Das ist neu!"

„Meine Bedingungen sind: man macht keinerlei Versuch, den Turm durch List oder Gewalt zu erobern, und man liefert, solange es nötig, den Proviant und zwar jedesmal für eine ganze Woche, durch Personen, die ich dazu designieren will."

„Das ist unannehmbar."

„Dann fliegt halb Prag in die Luft."

Digitized by Google

Wieder berieten die Offiziere, wieder meldeten sie das Ergebnis der Unterhandlung dem Kommandanten und endlich kamen sie mit der Bewilligung des sogenannten Waffenstillstandes und den von Slowak gestellten Bedingungen zurück.

„So wären wir denn in Ordnung. An mir wird es nicht fehlen. Ich bitte nun, auch Ihrerseits den Vertrag pünktlich einzuhalten."

„Er hat das Ehrenwort eines Marschalls von Frankreich."

„Und er das Wort eines kaiserlichen Feuerwerkers."

„Wer aber soll ihm denn Proviant bringen?"

„Ich will es tun!" rief Babuschka herüber, „sofern der Herr Feuerwerker kein Mißtrauen in mich setzt."

„Im Gegenteil, ich wollte Sie eben darum bitten. Also," rief er dem feindlichen Offizier zu, „den Proviant werden wir jeden Samstag um 12 Uhr mittags der Frau Pribudel und deren Tochter, hier im Hause nebenan, einhändigen und es darf, während dies geschieht, sich auf hundert Schritte in der Runde kein feindlicher Soldat oder sonst ein Mensch zeigen. Die brennende Lunte wird jederzeit parat liegen."

Am nächsten Tage herrschte wieder vollkommene Ruhe in Prag, fast wie in stillen Friedenszeiten. Der Herzog von Lothringen war nur noch wenige Stunden von der Hauptstadt entfernt, als der Ueberfall erfolgte. Er zog sich in die Gegend von Budweis zurück und die Verbündeten dachten nicht daran, ihn zu beunruhigen. Der Winter mit seinen Schneemassen und unwegsamen Straßen trennte die Kämpfenden.

Während die Franzosen sich in der schönen Hauptstadt Prag einrichteten und sich auf das Beste amüsierten, langweilte sich der Feuerwerker Slowak bald nicht wenig in seinem einsamen Turme mit seinen Pulverfässern und seiner brennenden Lunte, und so entspann sich mehr und mehr ein reger Verkehr zwischen ihm und Babuschka.

Er begann damit, daß der junge hübsche Feuerwerker an dem offenen Fenster des obersten Turmzimmers seine Pfeife rauchte und der Jungfer, welche an dem Fenster gegenüber saß und nähte, mit Hilfe einer komplizierten Mimik allerhand Mitteilungen machte, welche Babuschka in gleicher Weise beantwortete. Denn es war eine strenge Kälte eingetreten, die dem anmutigen Mädchen nicht gestattete, das Fenster offen zu halten. Nur manchmal, wenn die Zeichensprache nicht ausreichen wollte, lehnte sie einen Augenblick das Fenster auf und sie wechselten so eilig ein paar Worte.

An dem ersten Samstag, wo Babuschka mit ihrer Mutter ihm zwei Körbe mit Proviant brachten, wurden von beiden Seiten die nötigen Vorsichtsmaßregeln getroffen: die Franzosen sperrten zu beiden Seiten die Straße durch Wachposten, auf 200 Schritte Entfernung vom Turme, und Slowak öffnete

Digitized by Google

das Tor erst, nachdem er sich überzeugt hatte, daß eine Ueberrumpelung unmöglich sei, und schloß es sofort wieder, nachdem die beiden Frauen eingetreten waren.

Der Feuerwerker und Babuschka sahen sich zum ersten Male in der Nähe und gefielen sich noch besser als aus der Ferne, von Fenster zu Fenster. Slowak sah ganz stattlich in seiner Uniform aus und sie wurde noch hübscher durch die roten Backen, die ihr der Frost eingehaucht hatte.

Kaum hatte sie die Körbe ausgepackt, ergriff Slowak Babuschkas Hände, die ganz eisig waren, und rief: „Ah, wie schade um die hübschen Hände! Hat sie kalt, Jungfer? Ich will sie erwärmen." Und nun begann er, ihre Finger anzuhauchen und dann mit Küssen zu bedecken.

„Was tut er, Herr Feuerwerker? Das ist nicht erlaubt. Das hat ihm der Marschall Belle-Isle nicht bewilligt."

„Jungfer, sie ist gar zu hübsch. Ist es meine Schuld, wenn ich allzu feurig werde? Aber ich hoffe, sie ist eine gute Patriotin und macht sich ein Verdienst daraus, einem kaiserlichen Soldaten, der auf seinem Posten ausharrt und sich dabei langweilt wie der Mops einer alternden Dame, mit ihren schwarzen Augen Mut zu machen."

„Nun, an Mut fehlt es ihm wohl nicht," antwortete Babuschka, indem sie sich schalkhaft von ihm befreite.

„Mein Los müßte ihr doch mindestens Mitleid einflößen," fuhr Slowak fort, „die ganze Woche hindurch muß ich sie an ihrem Fenster sehen, ohne nur ihre Hand berühren zu können, und kommt sie dann am Samstag zu mir, wie eben heute, dann ist es, als wären wir noch weiter voneinander entfernt. Könnte ich ihr nur schreiben."

Babuschka lächelte. „Warum nicht?" sprach sie. „Das will ich ihm erlauben und will ihm auch nächstens mit dem Proviant Tinte, Feder, Papier und auch ein Buch hereinschmuggeln, eine schauerliche Liebes- und Mordgeschichte; da mag er dann bei der stolzen, grausamen Raubgräfin ein wenig an mich denken."

„Ich würde ein Buch vorziehen," erwiderte Slowak, „wo die Heldin ein zärtliches Herz besitzt und wo ein Kanonier der Held ist."

„Das gibt es nicht."

„Also denn in Gottesnamen die Raubgräfin."

„Wie aber werde ich ihm die Briefe zukommen lassen und die seinen erhalten?"

„Ich will eine Schnur mit einem Stein, an dem der Brief befestigt sein wird, aus dem unteren Fenster herablossen, und ebenso kann sie mir den ihren übermitteln."

„Gut, aber wir müssen auch ein Zeichen verabreden," sagte Babuschka.

Digitized by Google

„Ein Zeichen? Ja! Also, wenn ich einen Brief für sie habe, so klopfe ich so lange an mein Fenster, bis sie es bemerkt und zeige ihr den Brief, und wenn sie die Gewogenheit und Freundlichkeit hat, mir ihre Repons zukommen zu lassen, macht sie es ebenso."

Hierauf nahmen die Frauen ihre Körbe und verließen den Turm, dessen Tor von Slowak wieder rasch geschlossen und tüchtig verrammelt wurde.

Wirklich brachte ihm am nächsten Samstag Babuschka das versprochene Schreibzeug und das Buch von der Raubgräfin, und nun begann zwischen dem Kanonier und der schmucken Näherin ein lebhafter und bei allen Sünden gegen Sprachlehre und Rechtschreibung, die von beiden Seiten begangen wurden, in seiner Art poetischer Briefwechsel, denn die Liebe bleibt immer die erste der Musen, mag sie mit dem Hermelin oder mit Feldblumen geschmückt umhergehen.

Babuschka zeigte sich noch häufiger am Fenster, von dessen Scheiben sie die Frostblumen durch ihren warmen Hauch wegtaute, und ihr Blick wurde immer freundlicher, ihr Lächeln vertraulicher.

Eines Samstags, nachdem die Körbe ausgeladen waren, stemmte Babuschka den Arm herausfordernd in die volle Hüfte und begann, die roten Lippen mutwillig kräuselnd: „Weiß er schon, Musjö Slowak, daß ich jetzt außer ihm noch einen zweiten Verehrer habe?"

„Nein," murmelte Slowak ergrimmt, „das weiß ich nicht. Wer ist der Glückliche?"

„Ein französischer Sergeant Ducot, ein sehr feiner Mann."

„Sag' sie ihm, daß ich ihm das Lebenslicht ausblase, sobald er sich herausnimmt, ihr noch ferner die Cour zu schneiden."

„Und wenn er mir besser gefiele?"

„Dann erst recht."

Babuschka lachte. „Nein, vorläufig bin ich noch gut österreichisch gesinnt," sagte sie, „also laß' sich der Herr Feuerwerker durch den Franzosen nicht den Appetit verderben, ich habe ihm noch apart von mir aus eine Leberwurst gebracht und ein paar Olmützer Quargeln."

„Danke schön, Jungfer."

Als der galante Sergeant Ducot das nächste Mal bei Babuschka saß und ihr lächelnd das Garn hielt, klirrte plötzlich die Fensterscheibe und mit den Glassplittern flog eine kleine Handgranate in die Stube. Dieselbe war allerdings nicht angezündet, ja nicht einmal gefüllt, aber der Schrecken war deshalb nicht geringer. Frau Pribudel und Babuschka flogen in zwei entgegengesetzte Ecken, während der Sergeant rasch das Fenster öffnete und sich in diesem Augenblicke seinem Nebenbuhler gegenüber sah.

Digitized by Google

„Das ist nur der Anfang," begann Slowak, „ich betrachte sein Erscheinen in diesem Hause, mein Herr Sergeant, als eine flagrante Verletzung des zwischen mir und dem Marschall Belle-Isle geschlossenen Waffenstillstandes und werde, wenn seine Besuche fortdauern sollten, erst dieses Haus, dann mich selbst, den Turm und halb Prag in die Luft sprengen."

„Ventre saint gris!" rief der Franzose, „das nenn' ich eine feurige Liebe."

„Bomben und Granaten!" erwiderte Slowak, „ein Feuerwerker kann doch nicht so fühlen wie ein Wasserträger."

„Eh bien!" fuhr Ducot fort, „dann proponiere ich eine Entscheidung mit dem Degen."

„Kann ich nicht annehmen, kann meinen Posten nicht verlassen."

„Gut, dann komme ich zu ihm."

„Darf auch niemand einlassen."

„Bah, ich komme doch!"

Der Sergeant schloß das Fenster, verklebte die zerschmetterte Scheibe, so gut es ging für den Augenblick, mit Papier und ging dann einen Glaser holen.

Jetzt öffnete Babuschka das Fenster. „Was hat er in seiner Rache getan?" rief sie mehr spaßhaft als böse herüber; „alarmiert da die ganze Nachbarschaft für nichts."

„Sie wollte es ja nicht anders, Jungfer."

Das Fenster war bald wieder in Ordnung, aber damit gab sich Ducot nicht zufrieden. Da er dem verdammten „Kaiserlik", wie er den Feuerwerker nannte, alles zutraute, konnte er Babuschka vorläufig nicht wieder besuchen, legte sich aber Abend für Abend auf die Lauer, um Mittel und Wege zu erspähen, wie er in den Pulverturm einzudringen vermöchte.

So wurde er einmal Zeuge der Prodezur, mit Hilfe welcher Slowak der hübschen Babuschka seine Briefe zukommen ließ, und sofort war sein Plan gemacht.

Als Slowak das nächste Mal den Strick mit dem Stein herabließ, um die Antwort in Empfang zu nehmen, stürzte Ducot aus dem Hinterhalte hervor, schwang sich mit Hilfe des Strickes hinauf und drang durch das Fenster in den Turm ein.

„Hier bin ich," sprach er mit militärischem Gruß, als er Slowak gegenüber stand.

„Das nenne ich Wort halten," erwiderte der Feuerwerker lächelnd.

Die beiden Gegner zogen hierauf ruhig ihre Röcke aus, kreuzten die Klingen und der Kampf begann. Nach kurzem Gefechte wurde der Franzose entwaffnet und Slowak setzte ihm die Spitze seines Degens auf die Brust.

„Musjö Ducot, erklärt er sich für besiegt?"

Digitized by Google

„Ohne Zweifel."

„Gut. Ich könnte ihn niederstechen, aber ich will ihm als Kriegsgefangenen Quartier geben unter der Bedingung, daß er keinen Versuch macht, den Turm in die Gewalt des Marschalls zu bringen, und daß er täglich ein paar Stunden mit mir Karten spielt."

„Angenommen."

„Auf Ehrenwort."

„Auf Ehrenwort."

Wenige Minuten später wurde auf dem Pulverturm die weiße Fahne aufgezogen. Man meinte, Slowak wolle sich ergeben, und ein paar Offiziere kamen eilig herbei.

„Ein Sergeant namens Ducot," begann der Feuerwerker, „ist bei mir eingedrungen und wurde von mir zum Gefangenen gemacht. Eigentlich hätte ich jetzt das Recht, die Lunte in das Pulverfaß zu werfen, aber ich ziehe es vor, mit Ducot Karten zu spielen. Da ich ihn aber nicht verhungern lassen kann, so stelle ich die Bedingung, daß mir von heute an zwei Rationen verabfolgt werden.

Die Offiziere lachten und bewilligten die neue Forderung, ohne erst dem Marschall Bericht zu erstatten.

Ducot war und blieb Slowaks Gefangener. Dieser richtete ihm einen sicheren abgeschlossenen Raum in der Tiefe des Turmes als Gefängnis her und hielt ihn hier eingesperrt, mit Ausnahme des Nachmittags, wo er mit ihm Karten spielte und immer noch die Vorsicht gebrauchte, eine geladene Pistole auf seinen Knien bereit zu halten.

Das zärtliche Verhältnis zu Babuschka wurde nun nicht weiter gestört. Mit dem Beginne des Frühlings konnte das hübsche Mädchen auch das Fenster offen halten, und der Verkehr wurde jetzt noch lebhafter und herzlicher. Als Babuschka wieder eines Samstags mit der wackeren Frau Pribudel in zwei Körben die beiden Rationen für die zwei Nebenbuhler brachte, konnte Slowak nicht mehr an sich halten. Sein Herz platzte wie eine Granate, wie er später zu erzählen liebte.

„Jungfer Babuschka!" rief er, „sie ist zu hübsch und ich habe sie zu lieb, ich muß sie küssen!" Und trotz ihres Sträubens und einiger Püffe, die er erhielt, zog er sie an seine Brust und küßte sie zweimal.

„Was war denn das?" rief sie, über und über rot, als er sie endlich los ließ; „ist er denn des Teufels? Schickt sich das?"

„Das war eine Liebes-Deklaration," erwiderte Slowak, „und, wenn sie will, ein Heiratsantrag."

„Und wenn ich nicht will?"

„Dann sprenge ich . . . ."

Digitized by Google

„Halb Prag in die Luft," fiel sie ihm in das Wort, „das wissen wir schon. Also meinetwegen — aber nur, um das kaiserliche Pulver und die arme Stadt zu verschonen."

* * *

Im Dezember wurde Prag von den Kaiserlichen eingeschlossen. Marschall Belle-Isle entkam in der Nacht vom 16. auf den 17. aus der Festung mit einem großen Teile der Besatzung und gelangte unter ungeheuren Verlusten nach Eger. Graf Chavert ergab sich mit 6000 Mann den Oesterreichern.

Als der Herzog von Lothringen und der General Fürst Lobkowitz ihren Einzug hielten, waren sie nicht wenig erstaunt, als sie vor dem Pulverturme von einem kaiserlichen Feuerwerker begrüßt wurden, der gehorsamst Meldung erstattete und um Ablösung von dem Posten bat, den er genau 13 Monate und 7 Tage mitten im feindlichen Lager behauptet hatte. Slowak wurde auf der Stelle zum Offizier befördert und führte noch denselben Winter Babuschka zum Altare.

Ein deutscher Diplomat in Rom

Die unerwiderte Liebe, die Deutschland jederzeit Italien entgegengebracht hat, äußert sich auch darin, daß es des öfteren als seine offiziellen Vertreter Männer nach Rom gesandt hat, die nicht beliebige Dutzenddiplomaten waren, sondern Persönlichkeiten, die sich für ihren Posten in Rom durch Begeisterung für die ewige Stadt und durch Kenntnis römischen Wesens und römischer Geschichte empfahlen. Humboldt, Niebuhr und Bunsen waren Vertreter Preußens beim Heiligen Stuhl. Zu den Verehrern und Kennern Roms gehört auch Kurt von Schlözer, den sein Diplomatenberuf zweimal für längere Zeit an die Tiber führte. Von 1864—1869 weilte er in Rom als preußischer Legationssekretär beim Vatikan; sein Chef war anfangs Willisen, der als Generaladjutant Friedrich Wilhelm IV. bekannt ist, später Harry Arnim, dessen Glück und Ende Bismarck in „Gedanken und Erinnerungen" mit taciteischer Charakterisierungskunst geschildert hat. Briefe, die Schlözer in diesen Jahren an den Bruder und die in Lübeck hausende Mutter geschrieben hat, sind von einem Träger seines Namens unter dem Titel: „Römische Briefe von Kurt von Schlözer" herausgegeben worden. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin.)

Die Entsendung an die Kurie ist für Schlözer kein Avancement. Damals gehört er noch zu den Gegnern Bismarcks und er läßt durchblicken, daß „Otto" ihn aus Berlin entfernt hat, weil er ihm durch seine Kritik unbequem geworden ist. So kommt er ohne günstiges Vorurteil in seinen neuen Wirkungskreis; aber schon bald erliegt er dem Zauber des Südens. Immer wieder versichert er der geliebten Mutter, wie er der Fülle der Gesichte sich kaum erwehren kann, wie sich sein Dasein erhöht, wie Rom ihn beglückt. Seine Aufnahmefähig-

Digitized by Google

keit ist so groß wie sein Interessenkreis; er erlebt Rom, wie vielleicht nur ein Deutscher Rom erleben kann. Taines Meisterhand hat die welkende Blume des hinsiechenden Kirchenstaates in das Herbarium seines klassischen Italienbuches gepreßt, Schlözer verweilt lieber bei der Sonnenseite des südlichen Lebens. Ausfahrten ins Albanergebirge oder die Campagna, gemeinsame Wanderungen mit Gregorovius, Besuche bei Liszt, Gartenfeste in der Villegiatur eines römischen Granden sind Begebenheiten, von denen er am liebsten erzählt. Die Axe seines Wirkens ist natürlich die hohe Politik. Man fühlt seine Freude an der Buntheit des internationalen Lebens, seine Genugtuung darüber, ein vielfältiges Getriebe zu überschauen und bisweilen selbsttätig in das Triebwerk der Diplomatie eingreifen zu dürfen. Niemals verleugnet er den patriotischen Preußen, der den Fall Düppels fiebernd erwartet, niemals den skeptischen Protestanten, der allzu handgreifliche Wunder diskret belächelt, aber immer wird seine Weltkenntnis den seltsamen Erscheinungen fremder Lebensart und fremden Volkstums gerecht. Als liebenswürdiger Causeur nimmt er dabei die eigene Person und den Beruf nicht allzu wichtig; ihm liegt nichts daran, sich als Geheimniskrämer oder kleinen Talleyrand aufzuspielen. Gesandtschaftskabalen und Diplomateneitelkeiten behandelt er lediglich als schalkhafte Chroniqueur menschlicher Schwächen. Als die Vertreter Preußens und Oesterreichs sich die hochweisen Köpfe darüber zerbrechen, wer dem anderen zuerst einen Besuch abzustatten habe, schreibt er, ohne über dies schier unlösbare Problem in Aufregung zu geraten: „Es ist doch scherzhaft, welch winzige Ideen während großer Weltfragen diese Diplomaten bewegen, von denen man so häufig wähnt, daß sie furchtbar wichtige Leute sind". Ein andermal heißt es: „Die Welt ahnt noch garnicht, wie groß der diplomatische Tiergarten ist."

Im Umgang mit Monarchen hat Schlözer auch ein wenig von der Devotion verloren, die gewöhnliche Sterbliche beim Anblick gekrönter Häupter zu befallen pflegt. Erzherzog Maximilian kommt mit seiner Gattin Charlotte nach Rom, um den Segen des Papstes für seine Mexikofahrt zu erbitten. Hier begegnet er dem „re bomba", Franz II., dem entthronten König von Neapel. Und Schlözer vermerkt despektierlich über diese Zusammenkunft: „Dieser aus dem Geschäft ausgetreten, jener dies erst beginnend. Der eine mit einer Krone von Louis Napoleons Gnaden, der andere ohne Krone, weil Louis sie ihm nicht befestigen wollte".

Paul Mayer

1916

Das Jahr 1915 ist zu Ende — nicht aber der Krieg, in dessen Zeichen das ganze Denken und Tun fast aller Völker der Erde stand. Und wenn sonst der kalendarische Ablauf eines Jahres für die meisten Gebiete menschlicher Tätigkeit einen gewissen Abschluß bedeutet hatte, steht es diesmal anders um das Neujahr — denn der Krieg läuft ja leider ununterbrochen weiter. Soweit liegt unsere Sache klar, daß nach dem tatsächlichen Stand des Kriegsverlaufes und nach den abzusehenden Kriegszielen nicht wir es sein können, die die Friedensfrage anschneiden. In den gegnerischen Lagern muß die Einsicht durchbrechen, daß die Fortführung des mörderischen Kämpfens nach dem Fall ihrer Programme, nutzlos

Digitized by Google

und verbrecherisch wird. Insolange diese Ueberzeugung bei unsern Gegnern nicht besteht, bleibt jeder Versuch einer Friedensvermittlung ein sinnloser Luftstreich. Denkt man darüber ruhig und möglichst objektiv nach, woraus sich wohl dieses Beharren und Bestehen auf Fortführung des Krieges bei unsern Gegnern speist, wird man geradezu an aller Logik irre. Die fest begründete Ueberzeugung, daß die eigenen Kräfte unbedingt zureichen, das Schicksalsrad umzudrehen, ist bei keinem unserer Feinde mehr vorhanden, daß sich Chauvinismus, Kriegsbegeisterung, à Berlinstimmung, Einkreisungs- und Aushungerungsgedanken vollends abgenützt haben, bedarf kaum der Erwähnung. Es bleiben daher nur zwei Antriebe über, soweit sich der gesunde Menschenverstand an der Suche des Schlüssels beteiligt, die Weiterführung um jeden Preis zu erklären.

Entweder wirken die Urheber des Krieges und Träger der großen Verantwortung dort aus selbstischer Sorge und Angst dahin, die Stunde der Abrechnung mit ihren Völkern möglichst hinauszuschieben und führen daher nach Art der Spieler, die ihr Geld verloren und es durchaus wiederbekommen wollen, das Glücksspiel weiter, oder aber ziehen die Kriegswütigen den Schluß, der aber sehr nach einem Fehlschluß aussieht, daß sie durch Fortsetzung der Feindseligkeiten leichtere, bessere Friedensbedingungen erreichen können, indem sie dann die allgemeine Erschöpfung, als für sie günstig, in Rechnung stellen.

Schon der fortgesetzte Wechsel in Plänen, Projekten, Unternehmungen, die immer neue Nebenkriegsschauplätze eröffnen und dann wieder fallen lassen, weist darauf hin, daß unsere Feinde kein Selbstvertrauen haben, in den Hauptaktionen ihren Willen durchzusetzen. Die Zeiten sind vorüber, da noch Aussichten offen waren, neue Verbündete zu gewinnen — für die man eine Extratour riskierte.

Die Tatsache, daß der Krieg ohne die geringste Möglichkeit auch nur annähernd sein Ende vorauszusagen, auch im Jahre 1916 fortdauert, müssen wir hinnehmen. Die versuchte Klarstellung der Gründe, aus welchen der Vierverband den Krieg um jeden Preis fortsetzen will, kann nur beitragen, unsere Haltung noch zu festigen. Denn es sind keine großen, haltbaren Motive mehr, die den Krieg antreiben — sondern es scheint recht minderes Machwerk einzuwirken.

v. S.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Digitized by Google

Koalitionen

Von Theodor Heuß

Wenn der südöstliche Kriegsschauplatz auch militärisch nur als eine Angelegenheit zweiter Ordnung gewertet werden sollte, die Begebenheiten, die sich an den serbischen Feldzug anschließen, sind um ihrer politischen Wirkungen von höchstem Gewicht. Denn mit dem Augenblick, da der Krieg von den eigentlichen Grenzgebieten der Mittelmächte weggetragen war, begann innerhalb unserer Gegnergruppe eine eigentümliche Unsicherheit des inneren Gefühls, Mißbehagen verwandelte sich in Mißtrauen, die groteske Unruhe der Inspektionsreisen und der Kriegsräte verriet, daß mit dem Balkangebiet der kritische Boden für die Richtungnahme der gegnerischen Koalition betreten war. Wird unsere Generation noch die pragmatische Darstellung dieser Reibungen und Spannungen erleben?

Die Geschichte arbeitet nicht nach sauber gefeilten Maßstäben, es gibt keine reinlichen Theorien ihrer Ereignisse. Nur Erfahrungsgruppen vereinigen sich zu Gleichnissen, hinter die man das Wort setzt: historia docet. Das, was wir jetzt erleben, wird einmal das glänzendste Schulbeispiel für die Grenzen von Koalitionskriegen und Kriegskoalitionen sein.

Bündnisse, seien sie zur Abwehr oder zum Angriff, haben wohl politische Ursachen und Ziele, aber militärische Konsequenzen. Die Politik kann ihrer nicht entraten, die militärische Führung muß sich mit ihnen abfinden oder sie nutzbar machen. Moltke hat sich bekanntlich sehr skeptisch über jegliche Kriegskoalition ausgesprochen, da ihm durch die sonderstaatlichen Interessen notwendig die Einheitlichkeit der Kriegsleitung gefährdet erschien. Während der beiden letzten großen Kriegsepochen hatte sich in

Digitized by Google

Friedrich wie in den Revolutions- und Kaiserheeren des jungen Frankreichs die Einheitlichkeit der Minderheit siegreich behauptet. Das waren die Beispiele der Geschichte.

Wenn es richtig ist, daß der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist, so tritt ja mit dem Kriegsausbruch die Heeresleitung an die Spitze der Geschäftsführung: sie vollzieht die politischen Ziele. Aber daß daneben die „eigentliche" Politik nicht ruht, ist offenbar genug. In jedem Krieg kann und wird das politische Ziel, anregend oder hemmend, zum Bösen oder zum Guten, die militärischen Entschließungen beeinflussen. Das klassische Beispiel bleibt für uns Deutsche ja das oft gegensätzliche Verhältnis zwischen Moltke und Bismarck in den Jahren 1866 und 1870/71. In jeder Koalition, die mit einer Mehrzahl von politischen und militärischen Zentren zu rechnen hat, müssen sich diese Spannungen notwendig vervielfältigen.

Bei dem gegenwärtigen Krieg ist seine schrittweise Ausdehnung besonders charakteristisch. Als er begann, erschien er nur als eine große Koalition gegen die beiden kaiserlichen Zentralmächte, die selber wie eine Einheit dastanden — seitdem die Türkei und nach langem Abwarten Bulgarien hinzutraten, hat sich auch auf unserer Seite die Situation verschoben. Auch wir sind „Koalition".

Aber wir fechten unter den besseren Bedingungen. Gewiß ist die Lage Deutschlands mit zwei gefährdeten großen Grenzen von vornherein ungünstig gewesen, weil sie Kräftezersplitterung erzwang — aber im Lauf des Krieges hat uns diese „innere Linie" das Uebergewicht geschaffen. Gerade im territorialen Zusammenhang mit Oesterreich-Ungarn, durch den die Harmonie und Einheitlichkeit der militärischen Leitung sich als eine fast automatische Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit ergab. Anders bei den Gegnern. Ihre Länder und Kriegsschauplätze hängen geographisch nicht zusammen: Rußland, Serbien, Nordostitalien, Frankreich. Darin könnte man oberflächlich gesehen den Vorzug erkennen, daß überall die einheitliche Oberleitung unbestritten sei — aber dieser Gesichtspunkt erweist sich als recht unerheblich,

Digitized by Google

wenn mit dieser Selbständigkeit des Handelns auch die des Nichthandelns verbunden ist. Die Koalition unserer Gegner erzeigt sich als bloße politische Kombination, für deren militärische Zielsetzung die geographische Zerrissenheit das erste Moment der Schwäche sein mußte. Was sie sich bringen konnten, war nie Macht, Hilfe, Unterstützung, sondern nur Versuche der „Entlastung", also militärische Maßnahmen von sehr zweifelhafter Schlagkraft, die nur im zweiten Kriegsmonat wichtig wurde, als die russische Bedrohung von Oberschlesien mit eine der Ursachen war, im Westen den Stellungskrieg aufzunehmen.

Serbiens Schicksal ist ja typisch. Im Sommer 1915 sollten die Serben zu einer Offensive gehetzt werden, um vielleicht durch einen Einbruch ins Banat die geschlagenen Russen zu „entlasten"; sie hatten aber kein besonderes Bedürfnis nach unsicheren Abenteuern. Ehe aber darüber die Verstimmung ausgeglichen war, brach das Verhängnis herein und Serbien war, trotz aller Tapferkeit, in seiner Isolierung preisgegeben.

Die militärische Wirkungslosigkeit der gegnerischen Koalition wird nur noch übertroffen von den politischen Schwierigkeiten, die sie in sich selber trägt. Gewiß war es ein Erfolg Englands, Italien an seine Seite zu bekommen; aber der Erfolg trug fast mehr Hemmungen als Förderungen in sich. Er nützte zunächst den Russen militärisch, dadurch, daß er österreich-ungarische Streitkräfte an der Südwestfront band; er komplizierte aber das Adriaproblem, indem er das Mißtrauen der Serben (und damit auch panslawistischer Kreise in Rußland) wachrief und den wichtigsten Keil zwischen Griechenland und die Entente trieb. Italiens Beitritt zur Koalition wirkte bisher sachlich nur zersetzend.

Aehnlich wie mit der Adriafrage liegt es mit den übrigen Orientunternehmungen: Saloniki, Dardanellen, Aegypten. Alle diese exzentrischen Strebungen, soweit sie mehr als unüberlegte militärische Abenteuer sind, beschweren notwendig den einheitlichen Geist der Entente. Was bedeutet jetzt noch Aegypten für die Franzosen, Gallipoli für die Italiener? Wo mußte eigentlich

Digitized by Google

der Rückzug von Anaforta stärker wirken als in Rußland, für das mit dem halb ausgesprochenen Verzicht auf die Eroberung Konstantinopels das volkstümlichste Kriegsziel sozusagen ins Wasser fiel?

Kriegskoalitionen erstarken mit dem Sieg, werden aber naturnotwendig brüchig in Niederlage und Mißerfolg. Natürlich hat auch das Siegen theoretisch seine „Gefahren", wenn die Ansprüche der Beteiligten noch während des Kämpfens zu Reibungen führen. Erfreulicher Weise ist die mitteleuropäische Gruppe davon bisher verschont geblieben. Sicher aber wird jede Koalition von Siegern mit einem festeren Bestand ihrer Bindung nach dem Kriege rechnen dürfen als die der Besiegten.

Das ist auch jetzt unsere Lage. Gleichgiltig, wann und wie der Krieg im einzelnen ausgehen wird, er endet die Zweckkoalition unserer Gegner und stärkt unsere eigene. Nichts können wir, die Wirtschafts- und Weltgestaltung ins Auge fassend, so ruhig betrachten als die Versuche, über den Londoner Verrrag hinaus den Ewigkeitsboykott der Zentralmächte einzuleiten. Das schreckt uns umsoweniger, als wir jetzt schon täglich die nervösen Bemühungen sehen, die nationalen Egoismen unserer Feinde auf gemeinsame Aktionen hinzulenken.

Bei den Engländern hat es ja nie an Stimmen gefehlt, die vor diesem Dilettantismus warnten, die den englisch-russischen Gegensatz als eine weltgeschichtliche Zukunftsfrage im Gefühl behielten. In Frankreich aber beginnt man, erstaunt und nicht ohne Sorge, auf einmal jene Bestrebungen zu beobachten, die sich unter dem Wort „Mitteleuropa" zusammenfassen und in denen man eine Kraft und einen Willen wittert, der über Kriegszufälligkeiten hinaus das kontinentale Gesicht Europas zu bestimmen droht.

Digitized by Google

Sozialdemokratie und Vaterland

Von Alwin Saenger (München)

Westlicher Kriegsschauplatz, November 1915

I.

In der Sitzung der bayerischen Kammer der Abgeordneten vom 11. Januar 1906 kam beim Militäretat Georg von Vollmar auf das zurück, was er bei gleicher Gelegenheit 12 Jahre vorher, 1893, über die grundsätzliche Stellung der Sozialdemokratie gegenüber den Heeresangelegenheiten gesprochen hatte. Vollmar hatte 1893 erklärt:

> „Wenn es sich um die Not und den Schutz des Landes gegen feindliche Angriffe handelt, dann wird man erfahren, daß die Sozialdemokraten ihr Vaterland wahrlich nicht weniger lieben und bei seiner Verteidigung nicht die schlechtesten und am wenigsten opferbereiten Soldaten sein werden."

Unter lebhaftem Bravo der Sozialdemokraten erklärte der Redner dann (1906), daß die Fraktion unverändert auf dem gleichen Standpunkt stehe.

7 Jahre vor dem hatte in der Sitzung des Deutschen Reichstages vom 20. Mai 1899 August Bebel erklärt: „Wir sind in Deutschland und somit als Deutsche geboren — und wir, die wir die deutsche Sprache sprechen, an der Kulturarbeit des deutschen Volkes uns ebenso gut beteiligt haben wie Sie und vielleicht in höherem Maße als die meisten von Ihnen, haben dasselbe Recht an unser Vater- und Heimatland wie Sie!" — Wir dürfen zu den Anfängen der politischen Parteibildung zurückgehen; in Weitling's „Garantien der Harmonie und Freiheit lesen wir:" „Vaterland, das alle seine Glieder und keine Müßiggänger nährt; für das ist es wohl der Mühe wert, gegen die Ungerechtigkeit zu kämpfen; für solch ein Vaterland kann man schon Leben, Blut und Freiheit wagen!" Lassalle prägte das große Wort: „Das uralte Vestafeuer aller Zivilisation, den Staat verteidige ich mit Ihnen ..... eine Einrichtung, in welcher die ganze Tugend der Menschheit sich verwirklichen sollte."

Und trotzdem bis zur Morgenstunde des großen Deutschland, den Augusttagen 1914, vaterlandslos? Trotzdem auch nur Zweifel in das historische Versprechen des Führers von „Die Flinte auf den Buckel nehmen?" Durften wir nicht bei allen gegen uns gerichteten Vorwürfen den Geist der größten Deutschen, einen Goethe, einen Fichte beschwören? Doch damit genug. Wer

Digitized by Google

es fürderhin wagt, uns vaterlandslos zu nennen, darf — die Berliner Schloßrede gab die Sanktion — straffrei der Verleumdung geziehen werden; Weiteres bleibe in der Ferne. Es gilt die große Gegenwart zu erfassen, die größere Zukunft Deutschlands zu erbauen. Und darum sei's gefragt: die „formelle" Seite ist erledigt, die Pflicht ist getan, wird stündlich in dem Millionenheer mit blutenden Wunden erfüllt; das Vaterland *wird* verteidigt. Wie nun: ist für uns deutsche Sozialdemokraten in dieser Jahrtausendwende auch der Begriff *deutsch* ein anderer geworden, ein anderer für Intellekt und Gemüt? Daß es nach dem Kriege weiter politische Kämpfe geben werde — vielleicht schwerere als bisher — hat und wird nie ein Einsichtiger bezweifeln; daß das Erfurter Programm nie Ideengemeinschaft entferntester Art mit den Grundsätzen des Soester Programms haben kann, ist nie bezweifelt worden; daß sich die politische Entwickelung nach wie vor in der Form des politischen Parteikampfes gestaltet, bleibt eine Wahrheit; daß wir gemäß unserer Ueberzeugung gegen Fehler der Regierung so scharf wie ehedem auftreten, ist selbstverständlich. Mögen die parlamentarischen Kämpfe der Zukunft Kämpfe von Politikern im Range eines Bebel, Windthorst und Bismarck sein.

Vor uns aber erhebt sich die Frage: bedeutet uns Deutschland heute mehr?, Deutschland, der „neutrale" — von Einzelnen losgelöste — staatliche und nationale Begriff. Die Frage stellen, heißt sie bejahen. Das Deutschland vor dem Kriege ist für uns ein anderes geworden, wir haben es in diesem Kriege *voll* erkannt, seine intellektuelle, seine wirtschaftliche und weltpolitische, seine moralische Größe. Und es ist das erste Eingeständnis unserer persönlichen Moral: wir haben *umgelernt* von der Erkenntnis angefangen, daß Alles, was unsere Reden in Werkstatt und Parlament vom Wesen des Zukunftskrieges in langen Debatten vortrugen, fundamental unrichtig war bis hinauf zu der Erkenntnis der Notwendigkeit eines erhöhten *deutschen Nationalstolzes*. Dieses Eingeständnis ist lediglich ein Bekenntnis der Wahrhaftigkeit und nicht irgend einer politischen Schuld, ist lediglich die Folge des größten weltgeschichtlich-politischen Ereignisses, das auch bei anders Denkenden gleichfalls nicht ohne Wirkung bleiben wird. Mit jener genannten Notwendigkeit aber — das sei vorweg und nachdrücklichst betont — hat es nichts zu tun, was der Politiker beim Friedensschluß für zweckmäßig hält, was Polizei- und Staatsgewalt fürderhin für zweckdienlich halten, denn es sind alles Fragen des politischen Tageskampfes. *Unerschüttert* bleibt *über* Allem die Erkenntnis, die diese Völkerschlacht uns gab: was es künftighin heißt, *Deutscher zu sein*.

Gewiß: wir Sozialisten haben unsere Heimat so heiß geliebt wie kein Anderer, wir haben gewußt, was für die Menschheit die engeren Kreise heimatlicher Kulturen bedeuten, wir haben gewußt und offen vertreten, was Wissenschaft, Kunst

Digitized by Google

und Technik in Deutschland sind und was das weitere Vaterland in der großen menschlichen Kulturgemeinde ist; aber die englische Magna Charta und die Ballhausnacht des 4. August schienen uns doch Alles zu überragen, das englische und französische Staatsleben schien uns doch das Höhere zu sein, unser politisches Leben und seine staatlichen Vertreter schienen uns mindestens so minderwertig wie die anderen; wenn Friedenskonferenzen scheiterten, so war der preußische Militarismus daran schuld, der deutsche Michel sollte zuerst sich bessern für die „Vereinigten Staaten von Europa", an die Internationale gaben wir am Meisten und waren am Bescheidensten; jeder Ausländer durfte mit dem Stempel des Evangelisten über die deutsche Reaktion schelten und prophezeien. Was Engelbert Pernerstorfer in diesen Blättern jüngst als die beschämendste und niederdrückendste Tatsache bei uns Deutschen bezeichnet hat, „Die unreine Wunde nationaler Würdelosigkeit", sie war leider auch bei uns deutschen Sozialisten an unserem parteipolitischen Körper aufzufinden. Heute aber wissen wir, was die Worte des Kanzlers in der Dezembertagung des Reichstages bedeuten für alle Zeiten: „Das deutsche Wesen ist mit elementarer Gewalt zum Durchbruch gekommen, ein Geist, eine sittliche Größe des Volkes, wie sie die Weltgeschichte noch nie gekannt hat." Wir stehen für alle Zeiten an des Kanzlers Seite bei diesen Worten. Heute kann es keinen deutschen Sozialdemokraten mehr geben, dem Fehler seines eigenen Landes den Wunsch je erstehen lassen könnten, lieber Engländer oder lieber Franzose zu sein. Heute gibt es keinen deutschen Sozialdemokraten mehr, der nicht mit schärfster Rede gegen jeden Vorwurf des Auslandes gegen uns, gegen Volk, Staatsmann und Fürst auftreten würde. Heute kann es keinen deutschen Sozialdemokraten geben, der nicht an einem überragenden Einfluß seines großen Vaterlandes in der Menschheitsgeschichte der Zukunft glauben würde. Wenn heute bei dem Namen Deutsch das Herzblut nicht höher schlägt, der ist ein armer, kranker Mann. Die Wandlung aber, die sich vollzog, daß es uns etwas Wunderbares und Hohes dünkt, deutscher Bürger zu sein, wird durch drei Ursachen bedingt: unsere Erfolge, unsere Gegner und unsere Parteifreunde der früheren Internationale.

Als nach dem schmachvollen, von den französischen Sozialdemokraten (!) als Postulat der Kultur mit erbettelten Treubruch der italienischen Regierung Italien auf die Seite der Feinde der 3 Kaiserstaaten trat, da meinte eine Französin des von uns besetzten Landes: Wenn Deutschland jetzt auch noch nicht unterliege, müsse es doch sehr stark sein. Die Frau hat in richtiger Weise zum Ausdruck gebracht, was die Feinde als mit der Sicherheit eines mathematischen Gesetzes unmittelbar eintreffend als ihren Glaubenssatz aufstellten, was vielleicht mancher von uns Deutschen selbst glauben mochte, was aber jedenfalls

Digitized by Google

die Welt um uns fast ausnahmslos als sicher annahm. Wir haben mit unseren Verbündeten die Welt mit Lügen gestraft. Was Deutschland in diesem Kriege geleistet, täglich leistet und noch leisten wird, ist so unerhört, so über Alles für möglich gehaltene, so über Alles, was bisher von Völkern in der Geschichte geleistet wurde, weit hinausgehend, daß Worte heute nicht im Stande sind, es wiederzugeben. Die Geschichte wird einst darüber in Jahrhunderten zu Gericht sitzen. Deutschland vom Meere abgeschlossen gegen eine ungeheuere Ueberzahl kämpfend, diese ungeheuere Ueberzahl allüberall siegreich schlagend, mit einer Genialität der Kriegswissenschaft arbeitend, die fast täglich zu neuen Erfindungen und Entdeckungen vorwärts schreitet, unwiderstehlich außerordentlich tapfer kämpfende und sehr gut geführte feindliche Millionen-Heere aus allen Weltteilen, denen Alles zu Gebote steht, bis tief in Feindesland hinein schlagend: Dieses Deutschland wird für die kommenden Generationen der Staat der Welt sein, dessen Name Kultur und Heldentum bedeutet und dessen *Friedensarbeit* dem kommenden Zeitalter ein Großes sein wird.

Hätte es Einen gegeben, der angesichts der in jeder Hinsicht ungeheueren Feinde es nicht schon für eine weltgeschichtlich-große Leistung angesehen hätte, wenn wir „nur" auf unseren Grenzen den Millionen Feinden Stand gehalten? Auch diese reine Defensive an des Reiches Grenzen wäre eine unerhörte Tat gewesen. Da das Vielfache mehr getan, kann eben erst ein späteres Jahrhundert diese Größe des Deutschen *voll* würdigen. Das Geschlecht von heute hat zunächst nur die Tatsache vor Augen und dieser Wertmesser des Deutschen steht als ehernes Wahrzeichen in dem Strome ewigen Geschehens.

Man mag den Grund dieses deutschen Sieges worin immer suchen, die Dialektik mag ihn mit einem Bande von Marx' Kapital begründen; die religiöse Metaphysik mag die Gleichung bester Christ = bester Soldat mit mehr parteipolitischem als religiösem Geschick verteidigen; Eines steht fest: nur weil wir ein *mehr* als der Gegner an *Tüchtigkeit*, intellektuell und moralisch aufzuweisen haben, kann dieser Sieg der Deutschen zu Stande gekommen sein. Die *virtus* gab dem römischen Volke einst Namen und Rang des ersten Volkes. Weil wir Deutschen diese virtus unser nennen dürfen, darum konnte die größere Materie durch die kleinere besiegt werden. Daß wir die Besseren im Sinne jener virtus sind, hat diese ungeheuere Tat gegen unsere Feinde ermöglicht; und selbst in dem Falle, den Keiner von uns erwartet, daß die Zukunft unser Volk nicht mehr wie bisher in diesem Ringen siegen sehen würde, bliebe die hier ausgesprochene Wahrheit doch Wahrheit.

Was intellektuell, was wissenschaftlich, was technisch von uns Deutschen jetzt geleistet wird, mag den Bänden der künftig zu schreibenden Kulturgeschichte vorbehalten bleiben. Wer nur einen Teil der deutschen Kulturarbeit im Feindesland täglich sieht, wie aus den verwahrlosten französischen Landfriedhöfen

Digitized by Google

wohlgepflegte Stätten des Friedens werden, wie Ordnung und Organisation die unsaubersten Nester umgestalten, wie das Sanitätswesen wirkt von den zu tadellosen Badeanstalten umgestalteten verschmutzten französischen Waschhäusern bis zu den anbefohlenen Fliegenfängern in den Wohnungen der Einheimischen — ein verwundeter französischer Hauptmann rühmte mir gegenüber in begeisterten, ehrlichen Worten unser Sanitätswesen gegenüber dem französischen —, wer nur diesen Bruchteil unserer kriegerischen Kulturarbeit im kleinen Ausschnitt sieht, muß gestehen, daß wir das bestorganisierte und organisierende Volk der Welt sind.

Würdigen wir jenen zweiten Faktor der Zeitigung unseres deutschen Stolzes, unsere Gegner, dann eben werden wir wieder auf die virtus zurückgreifen und die angesichts der vorhandenen Mittel und zweifellosen individuellen Kriegstüchtigkeit doppelt unbezweiflichen feindlichen Niederlagen an dem Fehlen jener virtus grade nach der einseitig moralischen Seite hin zu suchen haben; wie der Einzelne das dialektisch zu ergründen trachtet, ist für die Tatsache selbst zunächst ganz gleichgültig.

So wenig für absehbare Zeiten an einen gesicherten, ewigen Frieden zu denken ist, so wenig steht eine unterschiedslose Gemeinschaft der Vereinigten Staaten von Europa — so sehnsuchtsvoll dieses Ziel staatsrechtlich zu erstreben wäre — für die kommende Generation bevor. Gerade dieser Krieg hat uns mit klassischer Deutlichkeit gezeigt, daß Weltvölker Aufstieg und Abstieg in ihrer Geschichte haben und daß jede Nation eben ihre Jahrhunderte hat. Die Römer besiegten die Punier, aber sie besiegten nicht mehr die Perser. Daß dieser Krieg zu einer Erhöhung des Ansehens der Romanen führen würde, daß etwa Victor Emanuel und Herr Salandra eine autoritative Völkerfibel herausgeben könnten, daß eine Ausdehnung oder Verherrlichung des britischen Weltreiches erstehen würde, wird wohl Niemand behaupten. Es kann sich nur um Deutsche, Russen oder Japaner handeln. Von den Russen wußten wir, daß sie letzten Endes auch vor dem diplomatischen Mord nicht zurückschrecken; wir haben sie höchstens im Lügen — unterschätzt. Daß die englische, politische Moral perfide und verlogen ist, daß sie Tränen der Mütter und Leiden der Söhne, daß sie zerschossene Beine und Arme nur gleich einem Kilo Abfallpapier in ihrer Krämerbilanz bewerten, hat zu allem Ueberfluß noch die Begründung ihrer Kriegserklärung an uns Deutsche bewiesen.

Es ist letzten Endes eine Phrase, von dem Verteidigungskrieg eines jeden an diesem Ringen beteiligten Volkes zu sprechen. Es gibt nur hie Angreifer, hie Verteidiger. Nicht wer im Parlament und Presse behauptet, der Andere habe frivol angegriffen, zum Kriege seit langem vorbereitet, den friedliebenden Staat überfallen, sondern wer wirklich in seinem inneren politischen Kämmerlein den Krieg nicht gewollt hat, der nur kann mit den Erfolgen eines Ver-

Digitized by Google

teidigungskrieges rechnen. Nur weil Deutschland in allen seinen Gliedern jedem Kriegswillen ferne stand, darum konnte in uns dieser heilige, unüberwindliche Verteidigungswille entstehen; und weil eben in einem Volke, das einer englischen Einkreisungspolitik von der Bedeutung derjenigen des VII. Eduard mit Herz und Nieren verschrieben war, nie die innerlich erlebte Wahrheit eines heiligen Verteidigungskrieges aufkommen kann, darum konnte alles Geschrei vom deutschen Ueberfall moralisch in den kämpfenden feindlichen Völkern keine besiegende Wirkung hervorbringen. Diplomatische Kunst-Fehler mögen gemacht sein, welche immer: aber Kaiser Wilhelm II. ist kein Raimondo Poincaré, kein Nikolaus II., kein Victor Emanuel; Bethmann Hollweg ist kein Grey, kein Salandra, kein Delcassé, kein Sassonow. Und wenn wir uns diese ganze Leporello-Liste verantwortlicher, berufsmäßiger Kriegsintriganten und Eidbrecher vor Augen führen, dann müssen wir deutschen Sozialisten laut und deutlich vor der Welt erklären: Ueber jeden Zweifel erhaben steht die persönliche Reinheit des Charakters der deutschen Fürsten und Staatsmänner. (Schluß folgt.)

Der große Vorstoß

Von Eduard Lachmann (z. Zt. im Felde)

Ein gutes halbes Jahr geht das nun schon so. In einer kalten Nacht haben sie den breiten Fluß, der vor dem Lande liegt, auf schwankender Brücke überschritten. Sind in aller Heimlichkeit und Eile in das feindliche Gebiet eingedrungen und haben es leer gefunden. Unheimlich leer, bis dann irgendwo und irgendwann der Gegenstoß erfolgte und harte Kämpfe kamen. Zurück ging es und wiederum vor und wieder zurück. Ein schmaler Fluß im Lande von Norden nach Süden bildete Schwelle, Eingang und Ausgang, und in den Wäldern und Tälern um ihn herum wurde Mann auf Mann gerungen. Sibirische Schützen, Ussurireiter, seine besten Truppen, sandte der Feind entgegen, und überall wuchsen an den Uferrändern die Sandschlangen vor den Gräben, die der anstürmenden und fortschreitenden Bewegung einen Halt setzen. Bis dann wieder nach ein paar Wochen irgendwo eine

Digitized by Google

Bresche in den Wall geschlagen wurde und Bewegung kam und der eigentliche Reiterkampf mit Patrouillen und weiten Ritten und einsamen Feldwachen im feindlichen Gelände. Und dann wiederum steckte ein Fluß oder ein Sumpf Grenzen, hinter denen der Feind sich sammelte, standhielt und die Angreifer auflaufen ließ.

Ein gutes halbes Jahr geht das nun schon so. Und das weite, leicht hügelige Land liegt breit und unbeweglich da und erduldet das stürmische Hin und Her, den Tritt der Tausende von Mann und Roß, die schweren Räder der Geschütze, ihre Schläge, ihre Stöße und Furchungen, das Gewühl des Zusammenstoßes und das schlimme, tiefe Aufreißen und Eingraben, wenn die Erde mit ihrer natürlichen Gewalt den Menschen Schutz gewähren soll gegen die Vernichtung von Mensch gegen Mensch. Das Land gewährt diesen Schutz, und es nimmt schließlich, milde auch die Opfer dieses Menschengeschehens in seinem Schoße auf, um sie aus dem Wirren der Zeit in die große unabänderliche Ruhe der Natur zurückzuführen.

Kalte, rauhe Winde des Frühlings gehen über das Land von Morgen zu Abend. Spät, sehr spät wird der Himmel mild, und Blüten stecken an den Fruchtbäumen, ein weißer Schleier, plötzlich, über Nacht von den tiefen breiten Zweigen bis zum Wipfel geworfen. Sommer wird es, und die weiten grünen Baumgärten um die Gutshöfe liegen still da in der trägen Ruhe, die das Geheimnis der Fruchtwerdung umgibt. Und auf einmal ist die Luft an den Tagen so klar wie nie zuvor, der Himmel von einem unerhörten Blau, und ein leises Frösteln, ein kühler Hauch ist, wie ein Erschrecken spürbar in der sommerlichen Wärme: der erste Anruf des Herbstes. Noch stehen die Bäume im Laub, aber ihre Aeste tragen schwer an den Früchten des Jahres, den wilden saueren Kirschen zunächst und den gelben Pflaumen später, und wenn du einmal des nachts einsam auf Posten stehst, in der Stille am Dorfrand, dann hörst du es, wie in den Gärten die reifen schweren Aepfel auf dem

Digitized by Google

Grasboden dumpf aufklopfen, und in der Frühe liegen sie da im Tau und sind süße Morgenspeise.

Auch das ist vorüber, und der Halbbogen des Jahres hat sich zu Ende gewölbt, und immer noch geht es hin und her, ist Bewegungskrieg und wieder Stilliegen im Graben. Wenn auch schon ein großes Stück Land erobert ist, besetzt, dienstbar gemacht, wenn auch viele Orte blutigen Kampfes und viele kreuzgeschmückten Gräber hinter der Kampflinie im neuen Frieden liegen, so sitzt doch noch wie ein Kern in harter unzerbrochener Schale die große Festung im Süden, zwar halb schon umgangen, aber doch bedrohlich und ein Hemmschuh. Und die große Bahn, die wesentlichste Stütze der feindlichen Bewegungen, liegt vor uns, wie ein Strang alles weitere Vordringen abschnürend, immer neue Massen des Feindes heranführend auf keuchenden Zügen, neue Massen täglich ausspeiend, die sich den Andrängenden entgegenwerfen und eine eiserne Mauer bilden vor jenen vier Geleisen.

Da, mit einem Male, ist der Bann gebrochen. Die Erstarrung löst sich. Kunde kommt von dem Fall der großen Festungen im Süden, eine nach der anderen vom Sieger wie eine reife Frucht nach dem Halbjahr des Ausharrens gepflückt. Und im Graben gellt das Hurrarufen in die Luft bei diesen Botschaften, und es dringt vor zu dem Horchposten, der ins Korn vorgeschickt ist und von der anderen Seite das Klingen eines fremdartigen Saitenspiels vernimmt und eine melancholische Singweise und manchmal auch einen lauten, unverständlichen Befehlsruf. Denn so nahe liegen sie einander gegenüber, ständig bereit, auf der Lauer, und des nachts werden Handgranaten geworfen und Leuchtkugeln steigen auf.

Am nächsten Morgen aber setzt die Bewegung ein. Ablösung erfolgt durch Landstürmer im Graben, und der Reitergeist ist wieder obenauf und steht über den auf der Straße im Morgengrauen aufgereihten Schwadronen, und wie seines Zeichens knattert der rauhe Wind in den rot-weißen Lanzenwimpeln, flat-

Digitized by Google

ternde Flammen der Verheißung, zu Häupten der Kämpfer züngelnd.

Aus der Ruhe ihrer behaglichen Stelle und grünen Weiden sind die Pferde geholt, frisch und kräftig. Zwanzig oder dreißig Kilometer südlich hat die Stellung ein Loch. Durch das ergießen sich die Reiterschwärme in den Rücken des Gegners. Der läßt seine Plätze, rollt sich zusammen wie ein Igel, ohne weiteres ein breites Stück Land preisgebend und kriecht rückwärts mit nach allen Seiten gesträubten Stacheln.

Neue Karten werden ausgegeben an die Unterführer, denn die alten langen nicht mehr. Neue Karten, die aneinander gereiht, eine weite Strecke offen legen, und Namen kommen in den Bereich greifbarer Möglichkeit, die vorher unbekannt waren oder aus der schon fast zur Sage gewordenen Erinnerung an den Zug des großen Eroberers auftauchen: Wilna, Minsk und das strahlende: Beresina. Reiten heißt es, reiten, unaufhaltsam mit nur kurzer Rast in verlassenen Dörfern, an den Rainen der Straße, auf Stoppelfeldern, wo man die zusammengehäuften Hafergarben nur zu greifen braucht, um sie den Pferden vorzuwerfen.

Ein kurzer Widerstand ersteht am neuen Flusse, aber er ist von kurzer Dauer, bröckelt bald ab, die Mauer bricht wieder ein, und frei liegt die schnurgerade b r e i t e S t r a ß e vor uns, mit den in der Nacht leuchtenden weißen Steinen wie ein Perlenband an den beiden Grasrändern bestickt. Und wirklich, nicht lange, und, siehe, eines Morgens, in aller Frühe, bist du auf Patrouille, fühlst einsam vor, da tauchen Telegraphenstangen auf und noch wenige Schritte und du bist an der großen Bahn. In der Sonne schimmernd liegen die vier Eisenbänder und ziehen mit der Sehnsucht nach Nordosten, verlassen die Wärterhäuschen und die Bahnhöfe, aber alles noch in Ordnung, unzerstört, und selbst die Telegraphendrähte, etwa fünfzig über und nebeneinander, spannen sich noch von Mast zu Mast.

Aber diese Bahn ist offenbar gar kein Ziel mehr, weiter noch im Land liegende werden erstrebt, rückwärtige Verbindung dem

Digitized by Google

Gegner abzuschneiden, mag der Auftrag lauten, und der Marsch geht weiter, unaufhaltsam durch Tag und Nacht und Nacht und Tag.

Durch Wald reiten sie und Wiesen, und nun schimmert es dunkelblau vor den Augen. Bewegung ist in der Fläche, unaufhörlich. Ist es ein Urwald blauer Kronen, ist es ein Heer von stahlblinkenden Helmen, sind es die Rücken einer Herde unbekannter Fabeltiere, was sich da in der Ebene versammelt hat? Es ist der See? Einen Namen hat er, von seltsam verstocktem Klang, wie der eines bösartigen, bartstruppigen Riesen. Und er ist auch ein Riese, denn einen halben Tag lang reiten sie an ihm entlang. Die Pferde stehen in den klaren Wellen und trinken. Und die Landschaft ist verwandelt. Es ist kein Wald mehr da. Leicht und endlos dehnt sich die Weite, alles ist hell und freundlich, Türme ragen in der Ferne und bauchige Kuppeln von schwermütiger Bogenlinie. Und an dem fernen Ufer fällt nackt und kahl ein Abhang ins Wasser: Italisches Bild.

Sie reiten noch immer am Wasser, als sich die Sonne senkt. Mal mir Apoll, riefe der Dichter, und deine Schilderei ist eine schwache Nachahmung von der Pracht und Glut dieses Unterganges. Ein freundlicher Knabe, mit Abschiedsblick, die Hände Glanz und Licht streuend, steht er über dem Lande, und tiefes warmes Gold säumt, in Silber schäumend, das Land. In der Mitte des Wassers aber leuchtet es grün auf und blau, und ein sanftes Rot liegt über allem gebreitet.

In der Nacht erreichen wir die zweite Bahn. Der Feind muß überrascht sein, denn hier fahren noch Züge, und als die rasch aufgefahrene Artillerie einen Zug beschießt, stößt die sausende Lokomotive angstvolle Signale und weiße Dampfwolken aus. Es kommt zum Gefecht, und als der Feind sich zurückzieht und in langer Kette unsere Schützen den Bahndamm besetzen, überzuckt Brandhelle die Waldränder an allen Orten, rollen hin und wieder dumpfe Donner: die Sprengpatrouillen sind am Werk.

Digitized by Google

Auch dieser Schienenstrang wird an einem strahlenden Morgen überschritten, und die Spur des fliehenden Feindes weisen zerbrochene Wagen, abgeworfene, zum Platzen volle Hafersäcke, Konservenkisten, herrenlose, gezäumte Pferde. Der Kreuzungspunkt, die große Stadt, wird erreicht, jetzt vom Feinde frei, und die Beute wächst ins schwer meßbare. Ein Haus hoch stehen am Bahnhof die Kisten mit den wohlschmeckenden gewürzten Konserven, Brotberge liegen in Schuppen gehäuft, Butterfässer sind aufgeschlagen und verheißungsvoll leuchtet helles Gelb hervor. Daneben liegen die Toten des Feindes, denn es ging nicht ohne Kampf. Und bei den hellodernden Güterwagen liegt eine große gerade ausgeladene Kanone, die der Feind zurücklassen mußte.

Aber kein Halten ist. Die nächste Bahnlinie liegt nicht weit mehr, und auch dieser Strang soll abgewürgt werden. Durch Wald und Sumpf, über schwankende Brücken stoßen die Reiter vor, und in der Nacht donnert es wieder ringsum dumpf, ein Zeichen, daß auch hier an der dritten Linie ganze Arbeit getan wird. Hier aber hockt der Feind zäh, und der Kampf bleibt doppelköpfig.

Der Auftrag jedoch ist erfüllt, und es gilt, in die große Frontlinie zurückzukommen. Rückwärts geht es wieder durch Sumpf und Wald, und alles ist umgedreht. Nun ist es nicht mehr ein vom gelegentlichen Kampf unterbrochener Marsch, sondern ein ständiges Ringen mit dem klebenden Feinde, das in harterkämpften Pausen mit Reiten wechselt. Feindliche Reiterschwärme werden auch von vorn gemeldet, und plötzlich sind sie auch sichtbar am fernen Waldrand, eine weißschimmernde Schnur mehrerer Schimmelschwadronen.

Und es kommt zur Attacke. Kein Wort versuche die Bilder des äußeren und inneren Menschen in rückschauender Betrachtung wiederzugeben, wie sie bei jenem Gipfelpunkt des Kampfes, bei Ansturm und Zusammenprall, die langzusammengehaltene Spannung lösend, aus dem Tiefsten ans Licht treten. Kein Wort mehr, als daß sie gelingt. Der Feind flieht und wird verfolgt.

Digitized by Google

An der Straße macht man kurze Rast, um die Verwundeten zu bergen, die Toten zu begraben.

Die Führer treten zusammen, und man lehnt an einem Zaun und läßt langsam die Empfindungen ausebben, die jetzt erst nachträglich im Bewußtsein deutlich werden. In der Satteltasche eines gefallenen feindlichen Offiziers werden Papiere gefunden, die vielleicht taktisch bedeutsam sind. Der Dolmetscher übersetzt. Es ist nicht viel von Belang, und es bleibt nur ein schwarzes Heft übrig, dessen Blätter überaus sorgsam, eng beschrieben sind, klar und deutlich, mit Mühe und Liebe offenbar, mit unterstrichenen Ueberschriften, mit fortlaufenden Nummern an den Absätzen. Alles blickt gespannt auf die Mienen des Dolmetschers. Der stutzt und lächelt dann: Kupletverse seien es, „In der höheren Töchterschule" laute die verheißungsvoll doppelt unterstrichene erste Ueberschrift.

Man geht an die Pferde und muß acht geben, nicht auf den Leichnam zu treten, dessen durch Säbelhieb gespaltener Mund aus dem Staub der Straße grinst.

Die Attacke aber hat Luft geschaffen. Der Weg ist frei, und in einer Nacht ziehen die Reiter in eine von Sturm und Regen gepeitschte Stadt ein, die von Truppen birst. Auf der Straße stehen sie in Kolonnen. In allen Häusern ist Licht. Lärm ist und Rufen. Platz den Geschützen! Rechts ran! Und die Eingliederung in die eigentliche Kampffront der zusammenhängenden Linie vollzieht sich unter dem Zorn des Himmels.

Pazaureks Schöpfung

Vor zehn Jahren kam Gustav Edmund Pazaurek aus Böhmen nach Stuttgart. 1892 war er, 27jährig, zur Leitung des Nordböhmischen Gewerbemuseums berufen worden und von dessen musterhafter Einrichtung begründete sich sein Ruf als ein Pionier des neuen Museumswesens. Wie hat er nun auf dem neuen Arbeitsboden, dem Stuttgarter Landesgewerbemuseum, gewirkt.

Pazaurek kommt von der Kunstgeschichte. In seiner Doktorarbeit behandelte er Schloß Friedland. Gründlichste archivalische Studien über die Kunstgeschichte Böhmens schlossen sich an.

Mit dem Uebertritt in die Leitung eines Kunstgewerbemuseums verband sich ganz von selbst auch der Ueber-

Digitized by Google

tritt auf ein anderes Gebiet wissenschaftlicher Forschung. Alle nach 1892 verfaßten historisch-kritischen Arbeiten widmen sich mit einer einzigen Ausnahme dem Kunstgewerbe.

Mit der Publikation über die Gläsersammlung seines Museums betrat Pazaurek jenes Gebiet wissenschaftlicher Forschung, auf dem er als erste Fachautorität angesprochen werden muß. Niemand weiß wie er Bescheid um die Bedeutung des Glases für das Kunstgewerbe. Ist er doch selbst Besitzer einer der wertvollsten und gewiß der vollständigsten Gläsersammlung überhaupt. Die wundervollen Abbildungen des Tafelwerks, die sein Studium zu einem hohen Genuß machen, wurden nur durch allerhand raffiniert erdachte Verfahren ermöglicht, die nach Pazaureks Vorgang heute allgemein bei der Reproduktion von Gläsern angewendet werden.

Hier tritt eine Eigenschaft Pazaureks zu Tage, die zu den allercharakteristischsten gehört. Er ist Pfadfinder. Neuland zu betreten, seine großen Linien forschend selbst zu bestimmen, die spätere Detailforschung aber anderen zu überlassen, ist so recht seine Sache. Wer hat vor ihm daran gedacht, die Krankheiten der Gläser, die Glasperlenarbeiten, Besuchkarten und Glückwunschkarten, wie die Biedermeierzeit sie liebte, systematisch zu untersuchen?

Die ungestörte, beinahe 14jährige ausbauende Tätigkeit am Nordböhmischen Gewerbemuseum kam Pazaurek sehr zu statten, als er vor eine weit umfassendere Aufgabe gestellt wurde, in der sich vor allem seine organisatorischen Fähigkeiten bewähren konnten. Das Stuttgarter Landesgewerbemuseum war bis 1906 überhaupt kein Kunstgewerbemuseum. Seine Sammlungen umfaßten nur, was die schwäbischen Gewerbe jeder Gattung zur rationellen Anlage und zur Vervollkommnung ihrer Betriebe an Anschauungsmaterial verwerten konnten. Es war ein reines Nutzmuseum mit ausgesprochenem Lehrzweck, eine praktische, sehr brauchbare Einrichtung, doch ohne Beziehung zur Kunst. Kunstgewerbliche Erzeugnisse früherer Epochen waren grundsätzlich ausgeschaltet und wenn die Sammlungen trotzdem eine Reihe schöner alter Webereien enthielten, so waren diese nur darum zugelassen, weil sich mit modernen Erzeugnissen gewisse Verfahren nicht darstellen ließen. Dem neuen Vorstand ist es binnen 10 Jahren geglückt, dem Landesgewerbemuseum eine Kunstgewerbesammlung von anerkanntem Range anzugliedern. Der frühere Bestand, kunstgewerbliche Arbeiten aus den schlimmen Jahrzehnten der Stillosigkeit, der Nachahmung alter Stile und der Billigkeit stammend, wurde im Erdgeschoß unter der Bezeichnung „Geschmackswandlungen der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts" untergebracht. Das eigentliche Museum füllt das obere Stockwerk. Alle Gattungen des Kunstgewerbes wurden und werden hier mit gleicher Liebe bedacht. Daß binnen 10 Jahren und bei Festhaltung des Grundsatzes, daß geringere Stücke, lediglich um eine Abteilung zu vervollständigen, nicht aufgenommen werden dürfen, eine so reichhaltige und auf manchen Gebieten (Uhren, Gläser, Musikinstrumente usw.) schlechthin mustergültige Sammlung zusammengebracht werden konnte, zeugt am besten von der organisatorischen Kraft, aber auch von der Energie und von der überlegenen Fachkenntnis Pazaureks. Bei der Aufstellung der Sammelgegenstände kämpfte sein sicherer Geschmackinstinkt gegen die Unbrauchbarkeit der Museumräume zu Museumzwecken mit soviel Glück wie irgend möglich an.

Digitized by Google

Neben den Katalogschriften des Landesgewerbemuseums, die als vorbildlich bezeichnet werden dürften, zeigte die museale Tätigkeit eine Reihe von Arbeiten, die von außerordentlichem praktischem Wert sind, und in denen Pazaurek seinen Fachgenossen mit seltener Uneigennützigkeit die Ergebnisse eigener Erfahrung, eigenen Nachdenkens und eigener Versuche zur Verfügung stellte. „Feuersgefahr in Museen", „Einheitliche Nomenklatur", „Die Tradition in der wissenschaftlichen Arbeit" und die „Kunst des Plakatsammelns" gehören hierher. Wo an Kunstgewerbemuseen Plakate gesammelt werden, geschieht es nach der bis ins Feinste durchdachten Methode Pazaureks, dem das Stuttgarter Museum die beste und vollständigste Plakatsammlung verdankt, die überhaupt existiert.

Die große, ursprünglich wohl vornehmlich zu einem repräsentativen Prunkraum bestimmte Treppenhaus-Halle gab dem Museumvorstand die erwünschte Gelegenheit, wechselnde Ausstellungen zu veranstalten, deren anregende Kraft und geschmackbildender Wert nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Die Unerschöpflichkeit an fruchtbringenden Einfällen tritt nirgends klarer zu Tage als bei diesen Veranstaltungen. Manche Ausstellungen, wie „Dreierlei Rokoko", „Symmetrie und Gleichgewicht", „Vereinskunst", „Studentenkunst", zu deren Verständnis meist auch eine knappe, alles Wichtige betonende Schrift von bleibendem und selbständigem Wert das Wesentliche beitrug, haben Berühmtheit erlangt.

Mit strengster wissenschaftlicher Forschung praktische Arbeit zu verbinden, das leistungsfähige moderne Kunstgewerbe mit aller Kraft zu fördern — wieviele deutsche und österreichische Künstler verdanken Pazaurek nachhaltigste Unterstützung ihrer Bestrebungen! —, den Kitsch aber mit allen Mitteln zu bekämpfen, ist der Inhalt dieses arbeit- und erfolgreichen Lebens. In keiner Arbeit zeigt sich diese gewiß nicht häufig anzutreffende Doppelbegabung stärker wirksam als in Pazaureks ästhetischem Hauptwerk, dem umfassenden, vortrefflich illustrierten Buch „Guter und schlechter Geschmack im Kunstgewerbe" (1912, Deutsche Verlagsanstalt), das sämtliche denkbaren Fragen dieses Stoffs erschöpfend behandelt, und das jeder Künstler und Kunstgewerbler, jeder Fabrikant und Handwerker, und endlich jeder Laie besitzen müßte, dem es nicht gleichgültig ist, wie er wohnt, und was er sich kauft. Mit diesem ebenso fachmännisch-gründlichen wie frisch-aktuellen Buch hat Pazaurek dem Deutschen Werkbund, zu dessen eifrigsten Vorstreitern er zählt, und damit dem deutschen Kunstgewerbe die größten Dienste geleistet.

Auch eine Abteilung des Landesgewerbemuseums ist ganz der — leider so dringend nötigen — Geschmacksverfeinerung gewidmet: Sie umfaßt die „Geschmacksverirrungen" und ist das Vorbild aller Veranstaltungen ähnlicher Art. Wenn auch Geschmacksverirrungen aller Epochen Aufnahme fanden, gebührt doch den letzteren Jahrzehnten der Ruhm, mehr als neun Zehntel der Sammelgegenstände beigesteuert zu haben. Die Sammlung ist zugleich traurig und lehrreich und amüsant. Der grimmige Humor, der um der guten Sache willen alles Schlechte hier zusammengetragen hat, ist auch in der letzten Ausstellung „Krieg und Kunstgewerbe" und in Pazaureks letzter Schrift „Patriotismus, Kunst und Kunsthandwerk" (unter den vortrefflichen Politischen Flugschriften Dr. Ernst Jäckhs) lebendig. Der Kampf gegen den Kitsch ist ja während des Krieges drängender als

Digitized by Google

je geworden, da die „Gesinnung“ wieder einmal zum einzigen Maßstab des Kunstwerks gemacht werden soll, und da spekulierende Fabrikanten den patriotischen Instinkten der geschmacklich teils ungebildeten, teils verbildeten Masse aller Stände mit billigstem und gedankenärmstem Schund entgegenkommen. Die Früchte einer jahrzehntelangen Arbeit, verrichtet von ernsten Künstlern, Gewerbetreibenden, einsichtigen Fabrikanten und geschmacksicheren Laien, steht auf dem Spiele. Freuen wir uns in dieser Stunde doppelt, daß unser deutsches Kunstgewerbe, dem um seiner inneren Tüchtigkeit willen die Weltherrschaft gebührt, in Gustav Pazaurek sein „Getreuer Eckehart“ zur Seite steht.

Hans Hildebrandt (Stuttgart)

Strindbergs „Advent“

Ein Weihnachtsmysterium, das selbst in Schweden den Weg zur Bühne nicht finden konnte, kam an den Münchner Kammerspielen zur Uraufführung.

Neben der moralisierenden Tendenz eines Weihnachtsspiels — offenbart sich im Mysterium Strindbergs eine Weltdichtung von aufwühlender Gewalt, einzeln dastehend, selbst im Gesamtschaffen Strindbergs.

Mit dem Lobgesang der „Menge der himmlischen Heerscharen“, der auf nächtlichem Felde vor Bethlehem erscholl, klingt das Weihnachtsmysterium aus. Aber es ist ein weiter Weg bis zu dem Ziele der frohen Botschaft des „Fürchtet Euch nicht“. Vom Hochsitz der blutleeren Gerechtigkeit führt er durch Beben und Furcht zum Grauen des Inferno, bis nach der letzten Station die Stunde des Heils erreicht ist — als ein Geschenk aus der Fülle der Gnade allein.

Stofflich wächst das Mysterium aus einer Familiengeschichte heraus.

Der sündige Richter und sein Weib sind am Abend eines Lebens, das sie weise geführt und gerecht vor der Welt genützt zu haben vermeinen. Sie haben in ihrer Habsucht genug des sicheren Wohlstandes gesammelt und fest rühmt sich der Richter des Glückes, das ihm, dem mit der Glückshaube geborenen Mann, hat folgen müssen.

Eben ist das Mausoleum erstanden, das sie einst aufnehmen soll, damit sie in eigner Erde ruhen können. Aber noch einmal gilt es für die Beiden mit der Gerechtigkeit des Buchstabengesetzes irdisches Gut zu wahren. Adolf, der Eidam, hat dem Richter zum dritten Male die Pacht nicht zahlen können, nun wird er hinausgetrieben und von Frau und Kindern getrennt. Sein, die Vergeltung anrufendes, Abschiedswort bringt die erste Furcht in die Seelen der Sicheren. Vergangene Missetat wird wach, an die schon der Nachbar gemahnte, der wahrhaft gerechte Mann, der das Wort spricht: „Gerecht leiden, das tun Strafgefangene, und das ist keine Ehre; doch ungerecht leiden müssen, ist eine Gnade und eine Prüfung, von welcher der Standhafte goldene Früchte heimbringt.“

Richter und Richterin rufen den alten Helfer im Bösen an, hier „der Andere“ genannt. Er aber, der einst das Böse gewollt hat und nun zur Strafe das Gute tun muß, kündet ihnen Peinigung bis zum letzten Kelche an.

Kein Frieden mehr im sicheren Hause. Mit fressendem Mißtrauen beschleichen sie einander, alte Dinge zu frischem Vorwurf ausgrabend. Es spukt um sie. — Im Weinkeller rafft sich das graue Paar zum alten Hochmut auf, neuen Trotz ankündi-

Digitized by Google

gend. Da vermeldet ihnen Satan („der Andere") „Auge um Auge, Zahn um Zahn". — Weiter geht der Weg des Richters und der Richterin zur Tiefe.

Am Kreuzweg erlebt die Richterin den höllischen Ball, auf dem an hoffärtiger Eitelkeit das Strafgericht vollzogen wird und wankte dann hinaus in Kälte und Finsternis, wo das Ende wartet. Dem Richter geschieht am Tage der gespenstischen „großen Auktion" nach dem Gesetze Mose „Steinigt ihn".

Dort, wo es nur Eingänge, aber keine Ausgänge gibt, finden die beiden sich wieder, wo die Menschenwürde gewogen wird und allzu leicht befunden wurde. Des Ortes Qual aber ist dies, daß alle Begierden des Lebens wieder peinigend und hetzend erwachen und doch nicht eine befriedigt werden darf. Endlos scheint die Verbannung. Und doch gibt es ein Ende. Wenn nur das erste Wort gesprochen wird, das die Einkehr verkündet, das Wort des Erkennens: „Meine Missetat ist größer, als daß sie mir verziehen werden kann". Weihnachtsabend ist es, und auch dem Ort der Tiefe wird seine Feier. Nie gelangt ein Strahl der Sonne hinunter in das dunkle Tal, nie glänzt ein Stern hinein, doch in des Jahres festlicher Nacht steigt ein einziger Stern so hoch über die Berge, daß er auch dort unten zu sehen ist: „Der Stern von Bethlehem". Er bringt die Gnade, die auch dem Richter und der Richterin wird und sie, als Pilger zum Frieden vorüberwandelnd, kurze Einkehr halten läßt.

Das Mysterium auf die Bühne zu stellen, ist vorläufig wohl ein Wagnis, nicht so sehr für die erste Aufführung vor einem immerhin nicht ganz unvorbereiteten Publikum. Wenn es seiner Zeit manchen gab, dem es nicht eingehen wollte, warum Uhde die der Bergpredigt lauschende Menge und den Heiland dazu aus dem Proletariat hernahm, wie viele mehr wird es hier befremden, daß ein Erlösungsmysterium sich so in der Alltagsgemeinheit vollziehen soll, daß Beispiele von Schuld und Sühne gewissermaßen vom Prozeßregister einer Strafkammer oder eines Schwurgerichts hergenommen werden, daß so banale Gegenstände wie eine „Uhr" oder eine „silberne Kanne" zu mahnenden Boten der Unendlichkeit werden. Viele werden nicht ohne Weiteres einsehen wollen, wie gerade hierin die Größe der Dichtung liegt, daß des Dichters brennendes Herz nach gar keiner eindringlicheren Symbolik greifen konnte als gerade nach dem Alltäglichen, das unser aller Seelen festhält.

Obwohl sich die schwere Symbolik, so manches Begriffsabsonderliche in dieser Dichtung nicht leicht in konkrete Bilder übertragen läßt, hat sich die Bühnenkraft der Dichtung erwiesen. Zu erschütternd sinnfälliger Wirkung kam z. B. der „höllische Ball", ein Bacchanal von grausiger Dämonie, dem der Münchner Spielleiter der Kammerspiele Otto Falkenberg, von den Mitwirkenden ganz besonders die Kunst der Emilie Unda, das Einprägsame schufen, das sich dem Gedächtnis einverleiben mußte wie höllische Groteskeu des Goya.

Alfred Mayer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Digitized by Google

Sozialdemokratie und Vaterland

Von Alwin Saenger (München) z. Zt. im Felde

(Schluß)

II.

Wir haben oben schon bemerkt, daß wohl Keiner glaubt, daß dieser Krieg zu einer Erhöhung des romanischen Ansehens in der Welt führen wird und wir müssen uns noch insbesondere dem Staate zuwenden, dessen Schuldkonto an diesem Kriege das größte ist und das fast etwas zu erblassen scheint angesichts der skrupellosen Offenherzigkeit, mit welcher die englische Nation (einschließlich der Gewerkschaften!) die Gründe für ihre Kriegsteilnahme der Welt kund getan.

Wenn je in der leidenden Seele der Menschheit eine festbegründete Hoffnung auf einen wahrhaft dauerhaften Frieden erstehen soll, dann kann es nur sein unter der schmerzlichen Voraussetzung, daß Frankreich als der geschlagenste Staat aus dem Ringen hervorgeht; seine vollkommenste Besiegung — ob sie schon erreicht, darüber steht uns ein Urteil nicht zu — mit entsprechender, verständnisvoller Friedensbehandlung scheint uns über Allem zu stehen. Der Satz, Rußland und Frankreich hätten nicht ohne England angefangen, scheint uns weniger richtig zu sein als der: England hätte nicht ohne Frankreich angefangen. Wenn England uns zeigt, wie wirtschaftliche Rivalitäten bei den Kriegen gerade der Neuzeit mitsprechen, so bietet uns Frankreich das klassische Beispiel, welche große, mitwirkende Rolle das rein Persönliche in der Weltgeschichte noch immer spielt. Es ist bekanntlich die große Binsenwahrheit in der Weltpolitik, daß wir mit Frankreich keine widersprechenden wirtschaftlichen Interessen haben und daß, wenn je Staaten „bündnisfähig" für einander sind, dies sicher auf Deutschland und die französische Republik zutrifft. Und wenn je ein Staat einem anderen gegenüber eine versöhnende Haltung eingenommen hat, dann hat es wahrlich das Reich gegenüber der Republik getan; insbesondere ist hier die auf das Friedlichste gestimmte Politik des Kaisers zu nennen.

Frankreich, das Land Racines und Molières, das ganze Frankreich wälzt sich im Kote der Zuhälterssprache gegen Deutschland, gegen deutsche Kunst, deutsche Wissenschaft, gegen unsere Väter und unsere Söhne, gegen unsere Mütter und unsere Töchter, gegen deutsche Kultur, deutsche Philosophie,

Digitized by Google

deutschen Glauben, deutsche Sitte, deutsches Land und Erde. — Frankreich ist unaufhaltsam im Niedergang nach den Gesetzen historischen Geschehens. Wo Neutrale, wo selbst noch Feinde angesichts der Tatsachen nicht umhin können anzuerkennen, was die deutsche Kultur leistet, da auch verhindert die dementia senilis, die ihre Angelpunkte in der „gloire de demain" und im „boche" hat, die ehedem große Nation auch nur für einen Augenblick sich aus ihrem Sumpf zu erheben. Als sich die Republik anschickte, die große Trennung von Staat und Kirche gesetzlich festzulegen, da konnte man noch einmal hoffen, daß Frankreich der Welt weiter ein Staat des kulturellen Fortschritts sein könnte. Der jetzige Krieg hat mehr denn deutlich gezeigt, daß Frankreich endgültig seine Höhe hinter sich hat. Nur ein Staat des Niedergangs führt sich in Haupt und Gliedern so auf, wie Leitung und Volk der Republik. Warum gerade bei uns in Deutschland, nicht nur bei den Sozialisten, ein aufrichtiges Bedauern über diese Tatsachen? Weil die Gesamtheit in Deutschland eben weiß, daß eine französisch-deutsche Allianz den Frieden verbürgen könnte, und weil sich diesem Wissen das allgemeine Wollen in Deutschland anschließt. Daß der Franzose uns noch immer der sympathischste Gegner ist, das eben ist ein glänzender Beweis für die deutsche, aufrichtige Friedensliebe.

Die französische Nation glaubt noch immer sogar gegenüber ihren eigenen Verbündeten die erste Nation zu sein. Alles läuft in dem Brennpunkte jenes lächerlichen „Gloire"-Wahnsinns zusammen; ob ein Reporter einen Negerhäuptling oder den Mikado besucht, jeder hat geschwärmt von der „gloire" der grandesten Nation, jeder kennt nichts anderes als die Größe und den Ruhm des edlen Frankreich; es wird kein Buch geschrieben, kein Hut von Geschmack getragen, es wird keine Erfindung gemacht, es wird kein Bild gemalt, es wird nichts in der weiten Welt vollbracht, ohne daß nicht die „große Nation" das Wesentliche an Allem getan hat; und hat nicht ein Franzose irgendwie mitgewirkt, dann taugt es eben nichts. Der Engländer ist anmaßend durch die Tat, der Franzose durch die Phrase. Wer Frankreich und die Franzosen nicht nur von Kongressen her kennt, sondern im Lande selbst seine Beobachtungen gemacht hat, der wird zugeben, daß die wesentliche Signatur des heutigen Frankreich lächerliche Eitelkeit und Größenwahnsinn ist. Mit der dem Deutschen eigenen Hochachtung vor Fremden habe ich oft in Frankreich zu ergründen versucht, was eigentlich die besondere Größe dieses Volkes, an die Minister wie Arbeiter glauben, ausmacht, was eigentlich Frankreich leistet im Hinblick auf seinen Anspruch der ersten Kulturmacht. Nichts als — Phrase und zu diesem Schluß bin ich leider immer wieder gekommen. Was hat man nicht von der Höflichkeit der Franzosen für Wesens gemacht; er ist zweifellos vielfach im persönlichen Verkehr ein angenehmer Herr, aber letzten Endes beruht gerade diese äußere Form auf einer dem Deutschen besonders unangenehmen Un-

Digitized by Google

wahrhaftigkeit.*) Beim Schreiben dieser Zeilen erinnere ich mich eines Gespräches mit einem vielgereisten Amerikaner auf einer Fahrt durch den Kanal, der wörtlich die Franzosen das verlogenste Volk der Erde nannte. Diese Unwahrhaftigkeit gerade ist heute das hervorragendste Zeichen des moralischen Verfalls.

In der Nummer 11 575 des Matin vom 6. November 1915 sieht man auf der Titelseite ein Bild mit der Ueberschrift: „La victime d'un peuple", wohl zu beachten das „peuple"! Auf dem Boden liegt die ohnmächtige Miss Cavell („pauvre petite chose inerte")!!; daneben steht ein preußischer Offizier mit Monokel, Schmissen, Eisernen Kreuz II. und I. Klasse (!) und schießt, sich vorbeugend, der „pauvre petite chose inerte" eine Revolverkugel in's — Ohr (dans l'oreille). Das Leibblatt der Bevölkerung der Lichtstadt und der edlen französischen Nation hätte diese Reproduktion ruhig bringen können, nur hätte es über dem Gesamtbild noch eine zweite Anschrift anbringen müssen: La crime d'un peuple, wobei natürlich unter diesem peuple das französische Volk zu verstehen wäre! So schamlos und so roh, so tiefstehend und verlogen treiben sie's drüben nun schon seit Jahr und Tag. Und ein Jeder bis zum letzten Anarchisten glaubt es! Kein Volk der Erde hat je in seiner Gesamtheit eine gemeinere, verlogenere Hetze gegen ein großes Volk getrieben wie Frankreich gegen Deutschland. Und ehrlos wäre der Deutsche, der diese feigen Bubenstücke vergessen wollte, wie den Schaum der Seifenblase.

Es ist so Manches in deutschen Zeitungen gestanden, was wir Sozialdemokraten auf das Schärfste verurteilen mußten. Von dem Tiefstand der französischen Publizistik trennt ein jedes deutsche Blatt ein — Abgrund. Was an schmutzigen Beschimpfungen des deutschen Volkes, jedes Einzelnen, des Kaisers, des Reichskanzlers täglich in der französischen Presse geleistet wird, das kann eben nur in französischer Sprache wiedergegeben werden. Ob das Communiqué à la presse am 9. August 1914 (!) mitteilt, die gefangenen deutschen Kavalleristen seien ausgehungert, ob Le Petit Journal, ob Eclair, ob Figaro oder Temps oder — Guerre sociale, ob der Matin in seiner Nummer vom 24. Oktober 1915 unter seinen letzten Telegrammen die Nachricht bringt, die deutsche Armee in Serbien bestehe zum großen Teil aus Leuten ohne bürgerliche Ehrenrechte, aus Tauben und Schwachsinnigen (!), ob Georges Ohnet in seinem Tagebuch eines Pariser Bürgers während des Krieges von 1914

*) Ein französischer Arzt erhob in Frankreich eines Abends sein Glas, um als Republikaner mit mir auf Kaiser Wilhelm II. anzustoßen; am nächsten Abend legte er in entsprechender Gesellschaft die Notwendigkeit einer englisch-französischen Entente gegen Deutschland vor; dieser Fall ist typisch! Auch in den letzten Jahren, als sehr teilweise die Revanche-Idee in einigen Kreisen nicht mehr so chronisch war, konnte man noch bei diskretest gewahrtem Deutschtum einen Hinauswurf riskieren.

Digitized by Google

von der Herausforderung „des nos ennemis héréditaires" spricht und sich am Anblick der in der Spree sich taumelnden Kosakenpferde ergötzt, ob der Gaulois am 25. September 1914 in einer Betrachtung über die „Beauté de l'idéal français" die stinkenden deutschen Tiere („les bêtes puantes") im Gegensatz zu den erleuchteten Kindern Frankreichs beschreibt, ob der Herr Jean Richepin de l'Academie française (!!) prophezeit (Le Petit Journal 16. September 1914) wie die Welt lachen werde, wenn es das deutsche Vieh gepeitscht von der Nagaika der Kosaken und aufgespießt an dem Bajonett der Turkos sehe, — seit Jahr und Tag allüberall die gleiche abgrundtiefe Verlogenheit, die gleiche Beschimpfung, die gleiche gemeine Sprache, der gleiche Schmutz gegen Alles, was deutsch ist. Keine französische Zeitung, in der nicht täglich irgend eine rohe und niederträchtige Tat dem deutschen Volke und seinen Söhnen angedichtet wird. Diese Verleumdungswut hätte in Frankreich während des Krieges nie den Tiefstand erreicht, wenn eben nicht die Hetze schon im Frieden trotz allen — eben nur scheinbaren — Nachlassens der Revancheidee das politische Leben Frankreichs beherrscht hätte.

An einem schönen Sommerabend eines der letzten Jahre trat ich in ein Bauerngehöft der Bretagne ein und wollte der jugendlichen Besitzerin die Hand zum Gruße hinstrecken; sie wies sie ängstlich zurück mit den Worten: „Vous êtes notre ennemi." Bis in die Stille des Bauernhauses der Bretagne ist jene Hetze des armen „überfallenen" Kulturvolkes gedrungen. Die Schulbücher waren auf die Erziehung zum Hasse gegen Deutschland angelegt; noch jetzt während der Okkupation haben französische Landlehrer, die das „Hunnenvolk" überhaupt erst zur Wiederaufnahme des Unterrichts veranlaßten, patriotischen Unterricht im Sinne der Haßerziehung gegen Deutschland erteilt. In den vornehmsten Bücherläden der Avenue de l'Opéra in Paris konnte man immer die Auslagen voll des elendesten Revanche-Geschreibsels finden. In einem französischen Privathause sah ich jüngst einen sehr verbreiteten französischen Hauskalender für 1914. Im Titelbild wird dem jetzigen Präsidenten das Horoskop gestellt, die Stunde Raimondo Poincarés bleibt bei — Mars stehen! Die vergleichende Darstellung des französischen und des deutschen Heeres trägt die bezeichnende Ueberschrift: Nous contre Eux! Daß im eigenen französischen Volkskalender sich selbstverständlich auch ein entstelltes Bild des deutschen Kaisers vorfindet, ist klar. Kurzum der französische Volkskalender ist ein echt französisches Hetzwerk. Auch die anderen Entente-Mächte haben in weitestem Maße offiziell zur Lüge gegriffen. Die bewußt als Lüge zusammengereimten Films rollen in den Lichtspielen der ewigen Stadt wie in denen des Newski Prospektes und der Vororte der englischen Fabrikstädte. Sie müssen Alle lügen, weil sie nicht die Wahrheit besitzen. Aber in all diesen Staaten kann einst wieder einmal eine Aenderung in ihrer

Digitized by Google

vom stärksten Augenblicksinteresse getragenen systematischen Verleumdung Deutschlands eintreten. In Italien wird hiezu die doch wohl einst eintretende innerpolitische Krise Veranlassung geben und England, das heute in niedriger Weise uns zu schmähen sucht*), wird einst am ehesten einlenken, da es der klügste unserer Gegner ist und darum die Wahrheit einst zweckdienlicher finden wird wie die Unwahrheit. Bei Frankreich ist es ein durch jahrelange Friedensarbeit wohlvorbereiteter, endgiltiger Untergang. Und wollen wir die Hoffnung auf einen einigermaßen dauernden Frieden befestigen und die trüben Gedanken über die künftige europäische Politik bannen, dann müssen wir wünschen, daß die Kriegslage Frankreichs so ist, daß wenigstens Einige einmal ernstlich zu begreifen anfangen, daß im Kampfe gegen Deutschland die gloire de demain für immer ein unerreichbares Ziel ist.

Wir Sozialdemokraten aber dürfen und müssen bekennen: Wir werden im eigenen Lande in aufwallender Leidenschaft Manches hören und lesen, was eben die Leidenschaft dieses Weltkrieges geboren hat. Aber nie und nimmermehr ist der Deutsche fähig zu einem Bruchteil dessen, was gegen uns an Niedertracht der Verleumdung geleistet wird.

Wir kommen zur letzten Frage: ob und inwieweit das Verhalten der Sozialdemokraten der uns feindlichen Staaten eine Vertiefung unseres deutschen Nationalgefühls herbeigeführt hat; die Antwort kann nur lauten; mehr als alles Andere. Daß es keine Internationale mehr gibt, ist ebenso selbstverständlich, wie daß es wieder eine geben wird. Aber es kann keine neue Internationale geben, soll sie wirklich dem Frieden dienen und in der Stunde des bedrohten Friedens nicht wieder jammervoll zusammenbrechen, ehe nicht die schmachvolle Verdächtigung gesühnt ist, die die sozialistischen Minister und sonstigen Freunde des Bluthundes an der Newa gegenüber dem deutschen Proletariate begangen haben, als sie die deutschen Soldaten Mörder und Schänder beschimpften. Durch deutsche Sozialisten, durch deutsche sozialistische Wissenschaft haben die Herren Minister überhaupt erst erfahren, was Sozialismus ist; sie haben keinen Marx, keinen Engels, keinen Bebel — auch Jaurès blieb gegenüber der weltgeschichtlichen Persönlichkeit doch eine mehr rein parlamentarische Erscheinung —, die Sozialisten des Auslandes ver-

*) Lord Headley, englischer Ingenieur, schrieb in der Daily Graphic nach dem Nieuwe Rotterdam'sche Courant vom 9. Oktober 1915: „Hindenburgs Aeußeres ist tierisch und hat etwas vom wilden Schwein .... Der König der Belgier, Joffre, der Zar, Großfürst Nikolaus, haben Alle ein angenehmes, kräftiges, freundliches Gesicht, auf dem auch nicht ein Schein listiger Grausamkeit zu erkennen ist." „Grausamkeit und Verräterei lassen letztere beide (Bülow, Mackensen), stark erkennen und der satanische Ausdruck fehlt nicht." Er spricht weiter von den „tierisch grausamen Gesichtern der deutschen Generale".

Digitized by Google

danken uns die glänzendsten Beispiele der Organisation der arbeitenden Klasse, verdanken uns beispiellose Opferbereitschaft in allen schwierigen Lagen des internationalen Proletariats; sie haben selbst oft genug die Kultur, die Disziplin, die Bildung des deutschen Arbeiters staunend gepriesen: Da wären wir deutschen Sozialisten wahrlich ohne einen Funken Ehrgefühls, wenn wir je wieder einen Kongreß einer Internationale betreten und nicht stolz erhobenen Hauptes all jene lügenhaften Verleumdungen gegen Volk und Heer feierlich zurückweisen würden. Reiner Tisch muß da gemacht werden. Nie und nimmermehr darf es ein Verkleistern mit Redensarten geben, nie und nimmermehr ein falsches Entgegenkommen, nie und nimmermehr ein Konzedieren, Lavieren. Diese Bekundung unseres nationalen Stolzes und unserer nationalen Würde sind wir dem deutschen Volke, sind wir jedem Einzelnen draußen, der die Heimaterde schützt vor den Freunden der französischen Sozialisten, den Zulukaffern und Kosaken, sind wir der nach dem Kriege notwendigen Verständigung schuldig.

Mit echt französischer dummdreister Anmaßung schrieb der Genosse Hervé in einem Leitartikel des Guerre Sociale vom 7. September vorigen Jahres: „Die deutschen Sozialisten sind Idioten und in politischer Einsicht 200 Jahre hinter den Franzosen zurück . . . . . Wenn sie (die deutschen Arbeiter) die Militär- und Junkerpartei gestürzt, wenn sie den Kaiser, die v. Bernhardis, die v. Tirpitz und die übrigen dieser Kaste in einer langen Reihe unter den Linden aufgehängt, wenn sie tatsächlich den Anfang zu der Errichtung einer demokratischen Republik gemacht haben werden, dann werden wir annehmen, daß sie den Beweis ihres Wunsches und ihrer Absicht gegeben haben, die verbrecherischen Urheber des Krieges zu züchtigen. Dann werden sie auf unsere Mitarbeit am Friedenswerke Anspruch haben."

Der französische Hahn, der also — gleich dem Matin oder Petit Journal — für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit kräht, irrt sich etwas. So viel hat der deutsche Michel inzwischen denn doch an seiner Gutmütigkeit in diesen furchtbar ernsten Stunden seines Lebens verloren, als daß deutsche Sozialisten es jemals für notwendig erachten würden, sich von den Entente-Genossen die Legitimation zur Friedensarbeit zu erholen. Sie selbst müssen sich wohl zunächst nach dem Kriege, sofern sie auf den Bestand einer neuen Internationale Gewicht legen, vergewissern, ob alle die Verleumdungen, die sie sich zu eigen machen, wahr sind oder nicht. Und dabei wird für sie eine mehr oder minder große Blamage herauskommen. Wir haben weiter oben schon bemerkt, daß die „Entschuldigungsrede": Jedes Land führe einen Verteidigungskrieg, eben eine Phrase sei.

Digitized by Google

Wir wollen aber als mildernden Umstand einmal annehmen, die englischen und französischen Sozialisten glaubten wirklich an einen von ihnen geführten Verteidigungskrieg, sie glaubten, die deutsche Kultur bedrohe die Welt, von der deutschen Kultur könne man nur durch Rußland Befreiung erlangen; dann verraten sie eine derartig blinde Naivität, die zu Allem, was sie bisher selbst an deutscher Kultur erlebt und erfahren haben, in solchem Widerspruche steht, daß sie eigentlich als — Völkerbefreier überhaupt nicht mehr ernst zu nehmen sind. Wenn die spanischen Sozialisten auf ihrem 10. Parteitag vor Kurzem mit 4000 gegen 1200 Stimmen eine Sympathie-Adresse an den Vierverband beschlossen, so kann man das lediglich bedauern und den Genossen fern im Süd den wohlgemeinten Rat geben, sie möchten erst die Hälfte von dem leisten, was die deutsche Arbeiterklasse geleistet hat, ehe sie zu der weltgeschichtlichen Aktion schreiten, dem Zaren ihre Sympathie auszudrücken. Von den englischen und französischen Sozialisten hingegen hätte man erwarten dürfen, daß sie in ihrer allgemeinen Bildung und Wissen so weit vorgeschritten wären, daß sie sich vom Schmutze fern gehalten hätten. Wer glaubt, er müsse Deutschland mit Zaren-Hilfe besiegen, wer fernste Völker aus Asien ersehnt und einen Bundesgenossen zum Abfall überredete, nur weil die schon vorhandene vielfache Ueberzahl nicht reicht, ein Kulturland ersten Ranges zu vernichten, wer Konstantinopel den Russen gönnt und dann noch von einem Selbstbestimmungsrecht der Völker schwätzt, der muß schon einige Sätze seines politischen Glaubensbekenntnisses revidieren, eh' er an den Wiederaufbau der Internationale denkt. Und hier muß gerade an die französischen Genossen die ernste Frage gerichtet werden: was habt denn Ihr eigentlich im Frieden geleistet, wo Ihr von Völkerverbrüderung wortreich gesprochen? Ihr habt es in der „grande nation" nicht einmal so weit gebracht, daß Euere Volksgenossen auch nur die entfernteste Vorstellung von dem deutschen, mit dem Ihr Euch verbrüdern wolltet, seiner Natur und Kultur sich angeeignet haben, daß sie im finsteren Aberglauben A l l e s, was ihnen über die „Hunnen" vorgelogen wird, wie die Schafe glauben; nicht etwas Verständnis für Deutschland habt Ihr den Franzosen beibringen können.

Die Gründe liegen eben tiefer.

Wenn der 47. englische Gewerkschaftskongreß in Bristol am 6. September 1915 Resolutionen annimmt, in denen es heißt: „Der Kongreß gibt seinem Abscheu Ausdruck über die Grausamkeiten, die von den deutschen und österreichischen Militärbehörden verübt worden sind, sowie über die gefühllose, brutale und unnötige Aufopferung des Lebens nicht kämpfender Personen, einschließlich Frauen und Kinder. Der Kongreß verpflichtet sich, die Regierung in der erfolgreichsten Fortführung des Krieges zu unterstützen," Resolutionen, in denen das Zusammenwirken mit den bürgerlichen Elementen beim Sol-

Digitized by Google

datenwerben gebilligt wird, wenn der Kongreß der englischen Gesamtarbeiterschaft unter lebhaftem Beifall Dankesresolutionen für Lloyd George annimmt, dann ist das eben Geist vom Geiste eines Grey, dann ist es ein gemeinsames Zusammengehen mit der Regierung in ihren Zielen, die der englischen Arbeiterschaft bekannt sind; sie wissen, daß Deutschland nie England angegriffen hat, daß es das gar nicht tun kann, daß England die Festlandskatastrophe in vollem Frieden dank seiner Lage und den besonderen Garantien deutscher Wohlanständigkeit hätte erleben können, daß nur durch geistig-wirtschaftliche Fähigkeiten der Deutsche England in seiner ungerechtfertigten Weltsuprematie rein feindlich bedroht hat, sie wissen — so sie nicht geistig minderwertig sind, daß England mit Menschenblut und Menschentränen diesen dank freien Wettbewerbs durch Ueberlegenheit gefährlichen Konkurrenten im Interesse des englischen Kapitals sich vom Halse schaffen wollte; mit dem gleichen Krämergeiste wie ihre kapitalistischen Brotherren haben sie dies verruchte Unternehmen, einschließlich der Aushungerung der deutschen Weiber und Kinder, sich zu eigen gemacht. Und sie behaupten: Verteidigungskrieg für die Freiheit! Solidarität des Proletariats und Aushungerung der deutschen Arbeiterkinder!

Die französische Partei hat noch Anfang November einstimmig und feierlich entsprechend den früheren Beschlüssen vom 14. und 15. Juli 1915 beschlossen:

„Une paix durable ne peut être obtenue que par la victoire des alliés et la ruine de l'impérialisme militariste allemand, que toute autre paix primaturée ne serait qu'une trêve ou une capitulation".

Das Weißbluten ist also jetzt glücklich das einzige Ziel der französischen Genossen, nach den ungeheuren Siegen Deutschlands und seiner heldenhaften Verbündeten. Imperialisme militariste allemand nennen sie phrasenhaft, wogegen sie mangels Kraft und Wahrheit nicht ankönnen. Die „geheiligte Einigkeit" zeitigt wunderbare Früchte. Aber wen wunderts, seit aller Welt offenbar, daß die französischen Sozialisten glücklich beim Revanche-Geschrei eines camelot des Boulevard des Italiens angelangt sind, am liebsten den ganzen deutschen Rhein der Dynastie Poincaré zu Füßen legen möchten, während es beim Deutschen natürlich „militarisme allemand" ist, auch nur gedanklich das Gebot, für immer zwischen Eydkuhnen und Avricourt hin- und herzupendeln, zu übertreten. Die französischen Genossen hätten besser dran getan, schon im Frieden ehrlich zu bekennen, daß auch sie die zwangsweise Zurückschraubung historischer Verhältnisse, daß auch sie Rache wollten, daß auch sie die verhetzende Wühlarbeit billigen, daß auch sie deutsches Land und Volk wollen. Man hätte sie dann mehr achten können. —

Digitized by Google

Dieser furchtbare Krieg, dessen Ende jeder Mensch, so er Mensch ist, heiß herbeisehnt — mögen unsere und unserer tapferen Verbündeten Waffen es bald zum Ende bringen — ist der Krieg der historischen und menschlichen Wahrhaftigkeit.

Rein geht der Deutsche aus diesem ungeheuren Ringen hervor. Die Geschichte wird einst dieses Urteil abgeben.

Wir sind stolz in der Tiefe unseres Herzens, daß wir der Nation angehören, deren Tüchtigkeit sich als unerhört, deren Moral sich als makellos gezeigt.

Die Menschen sind zum Frieden geboren, unter veränderten Verhältnissen werden in Europa und der Welt die unterbrochenen Beziehungen wieder aufgenommen. Auch wir sind überzeugt, daß nach dem alten Faustwort, daß nur der sich Freiheit wie Leben erwirbt, der täglich sie erobern muß, der deutsche Arbeiter Kämpfe der Zukunft wird schlagen müssen, bei denen sich die Richtigkeit der sozialistischen Grundsätze erweisen und alte Verbindungen mit den Arbeitern anderer Länder wieder aufgenommen werden. Die Aussprache dessen, was ist, wird nach dem alten Lassalle-Wort die Voraussetzung der Dauer sein.

Wie immer aber auch die Verhältnisse der Zukunft sich gestalten mögen, wir werden stolz sein in der Ueberzeugung des Sozialismus, aber wir werden nicht minder stolz sein, uns deutsche Sozialdemokraten zu nennen.

Skizzen

Von Oskar Wöhrle

Die Fledermaus.

Abends, als ich bei einem Bauernmädchen an der Haustüre stand und sie beim Handgelenk packte, um ihr einen Kuß zu geben, mochte sie wollen oder nicht, kam eine schwarze Fledermaus geflogen, setzte sich dem Weib in die Haare.

Die Menscher fürchten nichts mehr, als das. Es ging stark auf dunkel zu, Dunkelheit vergrößert die Angst und das Mädchen, als es das Scheusal an seinem Körper fühlte, fing laut zu schreien und sich zu wehren an. Ich ließ sie los und sagte:

Digitized by Google

„Dummes Tier, sei still!“ machte meine Finger so weich als möglich und nahm das Mäuslein beim Genick.

Es hatte sich festgekrallt und wollte nicht weichen, was ich bei einem so jungen, gesunden Mädel begreiflich finde; ich würde es auch nicht tun, wenn ich soweit wäre.

Als ich aber auch nicht nachgab, sondern, dem starken Widerstand entsprechend, stärkere Gewalt anwendete, fing das Tier zu quieken an, in so lebhaften Tönen, wie ein Schweinlein, wenn es den Metzger in Hemdärmeln auf sich zukommen sieht. Es klappte sein Mäulchen auf und zu, zeigte die sehr spitzen Zähnchen, rümpfte das wulstige Näschen und gebärdete sich überhaupt so, daß, wenn das fliegende Hündchen größer gewesen wäre, etwa wie eine Ulmer Dogge, ich wohl Angst bekommen hätte.

Aber so nahm ich es blos und trug's in die Stube hinein, ließ es frische Milch schlecken und fing ihm Fliegen, die es ohne langes Besinnen knatsch, knatsch verschluckte.

Nicht lang darauf bließ es Zapfenstreich, und ich ging fort und ließ das Tierchen dem Mädchen als Andenken. Als ich abends darauf wieder kam, hatte die bäurische Magd die Fledermaus an das Scheunentor genagelt. Es ist so ein alter, verworrener Aberglaube.

Als ich das Tierlein mit gespreiteten Flügeln an dem Holz hängen sah, wie den gekreuzigten Heiland, mußte ich mich wenden, und alles Leben ekelte mich.

Aber glaubst du, daß ich daraufhin dem Mensch die Freundschaft gekündigt hätte?

Der Knabe.

Der Hauptmann hatte uns vorgeschickt. Weil wir nicht wußten, wie's im Dorf drin aussah, schlichen wir langsam und besannen uns sehr, ehe wir gänzlich hineingingen. Denn jeder schützt seinen Fetzen Leben.

Die Franzosen waren bereits draußen.

Als wir die dritte oder vierte Scheuer durchsuchten — das Bajonett jedesmal tief in das Stroh und in die Heuhaufen

Digitized by Google

hinein, denn dieses Mittel ist unkomplizierter und sicherer als das Leuteausfragen — kam aus einer Nebengasse ein Knabe gesprungen, der bei unserem Anblick stutzte und verlegen den Finger in den Mund steckte, aber sich rasch wieder faßte und zu uns sagte: „Lanzer, droben im Kirchturm hocken noch ein paar drin!"

Vom Knaben geführt, gingen wir hin und wurden gleich, als wir den Marktplatz überschritten, mit heftigen Schüssen empfangen. Sie taten aber nichts.

Als das Schießen stiller war, riefen wir den Franzosen auf französisch hinauf, sie sollten sich doch ergeben, das Dorf sei von uns Deutschen umzingelt, sie säßen drin, wie die Ratten in der Falle, und könnten nicht mehr heraus. Da lüpfte einer mit seinem Kopf das Schieferdach auf, daß die Platten flogen und unten auf dem Pflaster zerspritzten, und rief, sie ergäben sich nicht, wenn wir etwas von ihnen wollten, so sollten wir nur die Treppe heraufkommen, sie würden uns schon helfen. Und wenn wir jetzt nicht machten, daß wir wegkämen, schössen sie uns andernach eine Kugel ins Hirn.

Wir verlegten uns noch einmal auf's Parlieren. Doch die Franzosen wurden wild, riefen nichts, als „Märd! Märd!" und fingen zu feuern an. Daraufhin gingen wir in Deckung, und schossen ebenfalls. Ein deutscher Schuzz hat Kraft im Bauch, und wo so eine Kugel in den Turm hineinfuhr, fiel der Mörtel ab. Die Franzosen waren auch nicht faul. Ohne Unterlaß feuerten sie aus ihren Schießscharten heraus, daß es nur so schallte. Mit der Zeit wurde ihr Feuer schwächer. Nach einer halben Stunde hörte es gänzlich auf, und von oben herab tönten Schreie. Dann, zum Schluß ein lautes Gepolter, und alles war still.

Wir trauten dem Frieden nicht und schossen noch eine Weile weiter. Dann als der Hauptmann dabei war, täpperten wir vorsichtig die lange, wacklige Leiter hinauf, am Glockenstuhl vorbei und schlugen die hölzerne Turmtüre mit Axt und Kolben ein.

Digitized by Google

Sechs Mann lagen oben, zwei davon lebten noch, dick mit Blut verspritzt. Die Toten legten wir in die Ecke und ließen sie liegen. Die beiden Verwundeten trugen wir auf den Kirchplatz.

Der Knabe stand dabei, als wir die Franzosen brachten. Er kam ganz nahe hinzu, und ein merkwürdiges Staunen war in seinem Gesicht. Nachher gab ihm der Hauptmann ein Fünfzigpfennigstück. Lachend sprang er davon und kam mit einer handvoll Bonbons wieder.

Der Leichenwagen.

In der fremden Stadt begegnet mir oftmals der Leichenwagen. Alles schwarz daran, bis auf das Weiße in den Augen der schönverzäumten Rappen, und im natürlichen Gegensatz dazu steht die flackernde Farbe und Fülle der Blumen, die jedesmal den Sarg schmücken.

Ein Mann geht voran mit einer schwarzgestrichenen, mageren Stange, an der der leidende Christus hängt, die Stirn von Gloriole umflossen. Zwei Chorknaben folgen und einige Pfarrherren, trotz der dicken, auf Erde deutenden Bäuche, wunderlich mystisch anzusehen, und ihre Stimmen singen einen traurigen Kantus, wie ihn die Seele eines Einsiedlers vor tausend Jahren ersann, als ihn das Grausen vor dem unerbittlichen Geschehen packte.

Hinter dem Wagen gehn die Verwandten und guten Bekannten; die Männer bescheiden die Hüte in den Händen, die Frauen Schwatz im Munde. Die Leute am Wegrande bleiben stehen, wenn der Zug vorbeikommt, und die frommen Gemüter bekreuzigen sich.

Wer wie ich am Sonntag geboren ist, kann sehen, daß am Schlusse des Zuges der Tote selber einhergeht und in einemfort murmelt: „Die Toren bilden sich ein, sie begrüben mich! Die Toren bilden sich ein, sie begrüben mich!“

Digitized by Google

Pantheismus im Islam

Von Dr. Otto Kiefer

Es sei auf das knappe, aber erschöpfende Werk von J. Holl: Die Religion des Islam (Verlag Diederichs) hingewiesen.

u allen Zeiten hat der Mensch, unbefriedigt von den rein verstandesmäßigen Darlegungen der theologischen Schriftgelehrten, einen persönlichen Anschluß im Absoluten gesucht und die innige Versenkung in die Tiefen der eigenen Seele als den Weg betrachtet, der in die geheimnisvollen Wunderreiche des Göttlichen führen soll. Die Offenbarungen und Gesichte, die ihm dabei wurden, weit entfernt davon, sich durch die Formen logischen Denkens als allgemein anzuerkennende Werte ordnen und deuten zu lassen, sind rein subjektiver Natur und treten in die Erscheinungswelt wie die Formen und Gestalten der Kunst, als Symbole eines ihnen zugrundeliegenden Ewigen, Allgemeingültigen. Sie sind aufs innigste verwandt mit den Offenbarungen der Dichtkunst, ja, sie treten bisweilen geradezu auf im Gewande der Dichtkunst. Sie tragen darum aber auch die äußeren Züge ihrer Umgebung, die Lokalfarbe des Kulturkreises, dem sie entsprossen sind. Ein Beispiel für diese Tatsache sind die im melodischen Daktylenfluß daherrauschenden Gesänge eines Parmenides und andrer „Vorsokratiker" nicht minder wie die markige Prosa des Nietzscheschen Zarathustra. Ganz besonders überzeugend ist jedoch das Beispiel des mohammedanischen Pantheismus, des sog. Sufismus. Die bekanntesten Vertreter dieser mystischen Richtung des Islam sind zugleich die größten Dichter des islamischen Kulturkreises. Die Bildersprache ihres Schauens ist meist so lebendig, so farbig, so gar nicht abstrakt, daß man vielfach im Zweifel ist, ob man da noch mit philosophischen Andeutungen kommen darf, oder nicht besser diese Gedichte wörtlich nehmen soll als das, als das sie

Digitized by Google

sich äußerlich geben, z. B. als Liebes- oder Trinklieder. In ähnlicher Weise mag manche mittelalterliche Nonne vom Seelenbräutigam geschwärmt haben und dabei vielleicht recht „weltliche" innere Erlebnisse gehabt haben. Doch bleiben wir beim Sufismus. Sich mit diesem dichterisch empfundenen Pantheismus und Monismus zu beschäftigen, liegt heute nicht bloß deswegen nahe, weil das kommende neue „Mitteleuropa" innige wirtschaftliche, daher auch kulturelle Beziehungen zum islamischen Orient pflegen muß, sondern weil diese poetische, lebendig-sinnliche Form eines Monismus uns vor dem völligen Versinken in den kalten, nüchternen, gänzlich unreligiösen Monismus eines Ostwald und seiner Anhänger bewahren kann. Der Boden, dem die duftige Wunderblume des Sufismus entsproßte, war das islamische Persien des zehnten und elften nachchristlichen Jahrhunderts. Anknüpfend an die rein mönchisch-asketische Bewegung der Derwische oder „Sufis" (das arabische Wort „suf" bedeutet Wolle; die Derwische trugen grobwollene Gewänder), entwickelte sich der Sufismus erst durch das Hinzutreten neuplatonischer und buddhistischer Elemente zu der von den mystischen Gottessängern seiner eigentlichen Glanzzeit vertretenen philosophischen Richtung des Islam. Seine neuplatonischen Grundgedanken lassen sich kurz und nüchtern in ein paar Sätze zusammenfassen. Die Welt ist, genau wie bei den Neuplatonikern, Plotin vor allen, eine Emanation Gottes, ein stufenweises Herabfließen der Welt aus dem Schoße der Gottheit bis ins dunkle Reich der bewußtlosen Materie, die sich am weitesten vom strahlenden Lichtbereich der unerschöpflichen Gottheit entfernt hat. Das Ziel des Lebens ist die Rückkehr alles Gewordenen in den Urschoß der Gottheit. Der Einzelmensch ist von dieser Gottheit durch seine Persönlichkeit, durch sein Einzelsein getrennt. Dieses gilt es daher abzustreifen, was schon hier auf Erden geschehen kann durch Lebensverneinung, Askese und dadurch hervorgerufene Zustände der Ekstase, der „Gottestrunkenheit". Das ist der Punkt, in dem das asketische Mönchstum und die pantheistische Spekulation sich berühren, ja

Digitized by Google

einander bedingen. Diese pantheistisch-mystischen Sätze, die übrigens in ihrem Kern allen pantheistischen Weltanschauungen, von den Upanishaden bis auf Schopenhauers Willenslehre gemeinsam sind, hat nun die Poesie der persisch-islamischen Dichter in schimmernde Gewänder voll südlicher Farbenglut gekleidet. Das Aufgehen des Individuums in die einzige Wirklichkeit des göttlichen Seins erscheint unter dem bezeichnenden Bild der Liebe.

Die Vierzeiler des berühmtesten aller dieser persischen Mystiker, des Dschelal ed-din Rumi (1207—1273), die, nebenbei gesagt, recht wohl eine Nachdichtung durch einen modernen deutschen Dichter wert wären, glänzen und schillern überall von den farbigen Edelsteinen dieser mystischen Liebe zum Urquell alles Seins. Willst du Bestand, so heißt es z. B. in einem dieser Gedichte, die ich nach der im Jahre 1838 erschienenen Uebersetzung von Rosenzweig zitiere, mußt du dich selbst vernichten, dir selbst entschweben, um ein Gott zu sein, mußt immerdar zu Gott empor nur blicken, und sprechen von der Liebe Glück allein. Oder: „sieh der Verliebten Seelen wogend fließen: sie eilen alle nur nach deinem Meer". Oder: „Lieben heißt, sein eignes Ich immerdar entbehren". Tiefsinnig findet er für das nie ganz befriedigte ewige Sichsehnen nach der Gottheit das Bild: „wer liebt, wird dem Schatten gleichen, der da ferne weilt und nie kann den Baum erreichen". Den Zustand mystischer Versenkung in die Gottheit, den Schopenhauer etwa den des reinen, willenlosen Schauens nennen würde, vergleicht der sufische Dichter mit der Trunkenheit. Die Schönheit des Gotteslichtes ist der berauschende Liebestrank. Darum heißt es bei einem andern persischen Mystiker: „So lange du nüchtern bist, wirst du den Genuß der Trunkenheit nicht erreichen, so lange du deinen Körper nicht hingibst, wirst du den Kultus der Seele nicht erreichen, so lange du in der Liebe zum Freunde nicht dich selbst vernichtest, wie das Wasser das Feuer, wirst du das Sein nicht erreichen." Und Dschelal ed-din Rumi singt: „sieh, es naht uns der Schenke mit des ew'gen Weins Pokale: trinkt aus dem ew'gen Becher, und

Digitized by Google

verschmäht die irdsche Schale". Auf „des Himmelsthrones Gipfel trank er den Wein der Einheit, der im Glase des allmächtigen Schöpfers glänzt". Der Seele, die vor ihrer Menschwerdung mit „dem alten Gott verbunden war, mußte der Liebeswein aus Gottes Becher ohne Lippe munden". Dem gotterfüllten Mystiker, der „eines Augenblickes Dauer in der Liebe Meer tauchte, wo er hunderttausend Perlen erschaute, lacht ewige Lebensdauer im Liebeswein". Von den also Trunkenen darf man aber nicht sagen, daß „sie weinberauscht sind, sondern daß Gottes Trank sie durchglühe". Und ganz ohne Bild spricht Dschelal ed-din Rumi, wenn er dichtet: „Ihr alle, die ihr nach der Gottheit Wesen mit sehnsuchtsvollem Eifer habt gestrebt, ganz fruchtlos ist dies Streben euch gewesen, da ja die Gottheit in euch selber lebt". „Kommt zu euch selber erst, ihr Toren" ruft er darum allen Gottsuchern zu. Neben diesen mehr neuplatonischen Zügen weist der Sufismus aber auch ganz zweifellos buddhistische auf. Betet doch Dschelal ed-din Rumi geradezu: „Laß mich nicht-seiend werden, denn das Nicht-sein ruft mir mit Orgeltönen zu: zu Ihm kehren wir zurück". Die Individualität muß völlig aufgehen in der Alleinheit, also muß sie vernichtet werden. Und fast mit den gleichen Worten wie der Indier sagt unser persischer Mystiker: „Im Ursprung waren meine Seele und die deinige nur eins, mein Erscheinen und das deinige, mein Verschwinden und das deinige, es wäre unwahr, von mein und dein zu reden: es hat zwischen uns aufgehört das Ich und Du". Ja, einer dieser wundersamen Perser sagt gleich Calderon in seinem tiefsinnigen Drama „das Leben ein Traum": „deine Existenz ist eine Sünde, mit der eine andre Sünde nicht verglichen werden kann".

Die weitere Entwickelung des Sufismus und seine praktische Auswirkung können wir hier nicht im Einzelnen verfolgen. Interessant ist, daß diese mystische Richtung des Islam einesteils sogar ihre Märtyrer gehabt hat — so wurde im Jahr 922 der Wollkrempler Hallâdsch hingerichtet wegen seiner Lehre „Ich bin

Digitized by Google

die Wahrheit, d. i. Gott" — andresteils aber auch weniger radikalen Geistern ein Mittel wurde, den starren Formalismus des Gesetzes zu mildern, ohne mit ihm zu brechen. Ghazali hat dies mit bestem Erfolge getan. Dieser um die Mitte des elften Jahrhunderts geborene islamische Theologe schrieb u. a. ein Werk über die „Belebung der Religionswissenschaften", in welchem er stufenweise den Aufstieg von den äußerlichen Formen und Lebensregeln des Islam bis zu den „Wundern des Herzens" darstellt, die schließlich in der Vereinigung der Seele mit Gott gipfeln. Man könnte diesen gotterfüllten edeln Theologen den Franz von Assisi des Islam nennen. Die Wirkung seiner zahlreichen Schriften — Kompendien der Ethik und dgl. — ist noch heute groß. Sein Hauptverdienst beruht wie das des Franziscus darin, daß er an die Stelle scholastischer Gelehrsamkeit eine lebendige Religion des Herzens und der frommen Tat setzte. Man kann vielleicht sagen, daß durch die vermittelnde Tat solcher Geister nicht nur der Islam, sondern überhaupt jede Religion vor dem Versinken in eiteln Formelkram und kalte Gelehrsamkeit bewahrt wird. Denn die Mystik ist und bleibt die unerschöpfliche Quelle jeder religiösen Erneuerung.

Worte .....

Recht, tausendmal recht haben Jene, die in diesen Tagen der Tat das Werk über das Wort stellen. Aber sie hätten millionenmal recht, wenn sie nicht so oft vergäßen: auch das Wort kann eine Tat sein, die getan werden muß, und wäre es auch nur, daß es dazu diente, der Tat eine Zunge, Selbstbestimmung, Endgültigkeit zu verleihen.

Hat sich das innerste Wesen dieses Krieges bereits irgendwann und irgendwo in einen zündenden Wortblitz enthüllt? Haben wir, haben unsere Gegner eine einheitliche, unwidersprochene Kampfparole?

Auf beiden Seiten hat das Aussprechen der Dinge bisher nicht viel mehr zutage gefördert als eine Negation. Die drüben kämpfen angeblich gegen den preußischen Militarismus — den sie doch so gern bei sich zuhause einführen möchten! Wir wiederum erhoben uns gegen einen Erdrosselungsversuch — und hegen doch nachgerade die tiefinnerliche, unabweisliche Empfindung, daß wir zugleich f ü r eine Sache kämpfen.

Für welche?

Wohl — die draußen auf den Schlachtfeldern wissen es sehr genau, und man braucht ihnen Begriff und Wort nicht als stärkendes Amulett

Digitized by Google

um den Hals zu hängen. Nenn's Vaterland, nenn's deutsche Zukunft oder Freiheit der Meere! Gefühl ist alles; Name ist Schall und Rauch ...

Oder doch kommt auch für den Kämpfenden einmal die Stunde, wo das Schwert ruht, die Logik des brandenden Blutes schweigt und die sichtende Gedankenarbeit beginnt; wo nicht mehr ausschließlich das auf ein unmittelbares räumliches Ziel gerichtete Kommando des Führers — das wiederum in den einheitlichen Plan und den festen Siegeswillen des Feldherrn gipfelt — den großen Zusammenhalt verbürgt. Wäre es nicht an der Zeit, für diese nachdenksame Stunde ein weithin sichtbares Panier aufzupflanzen? Sind wir nicht längst so weit, daß wir aus dem Gigantisch-Allgemeinen zur zielsicheren Besonderheit, zum Greifbar-Gegenwärtigen übergehen könnten? Vielleicht brauchen wir dazu nicht viel mehr als — ein Wort!

Mit naivem Tiefsinn spricht die Genesis von der tatbegründenden Macht der Namengebung. „Als Gott allerlei Tiere auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel gemacht hatte, brachte er sie vor den Menschen, daß er sähe, wie er sie nennete. Denn wie der Mensch sie nennen würde, so sollten sie heißen". Was ist hier die Benennung anderes als der eigentliche Anfang, der Dinge Herr zu werden?

Ist nicht stets das Wort der Lichtträger des Gedankens gewesen?

Die älteren Sprachen und Kulturen des Westens wissen das. „Pen is mightier than sword" bekennt der Brite; und deckt damit das Rätsel seiner diplomatischen und publizistischen Siege auf. Worte seien Dinge, verkündet Lord Byron; sie enthielten Verpflichtungen, Bindungen. Victor Hugo (in „Actes et Paroles"): „Zu denen, die den Nationen die wahre Nahrung des Lebens und Verstandes bringen, drängen sich früher oder später die Völker mit der Petrusfrage: „Zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens!" Und weiterhin: „Reiche haben ihre Krisen, wie Berge ihren Winter. Ein gut gesprochenes Wort reißt eine Lawine los ....." Und schließlich über den Schriftsteller als Wortkünstler: „Ohne Literatur gibt es keine Politik. Mit einem schlechten Stil macht man keine Revolutionen. Nur weil sie große Schriftsteller waren, hat Juvenal Rom gesund und Dante Florenz fruchtbar gemacht".

Vielleicht ist es in der Tat Sache des bildhaften, künstlerischen Denkens, das Wort, auf das es ankommt, zu finden. (Wie es ja, streng genommen, in der aus Wortbildern entstandenen Sprache eine eigentliche Prosa gar nicht gibt!) Es müßte ein Wort sein von einer ungeheuren Spannungsweite im Inhaltlichen und doch zugleich von einer strengen, zielsicheren Geschlossenheit im Gedanklichen und Gefühlsmäßigen. Ein Wort, das nicht bindet, sondern beflügelt. Eines jener Worte, die nicht durch Spekulation erdacht, sondern mit den Augen der Phantasie erschaut sind.

So angesehen gliche der deutsche Kampf etwa dem ungestümen Vorwärtsdrängen eines Läufers im Gewühl, der sich mit gewaltigen Ellenbogenstößen nach Osten und Westen hin Platz schafft — um gen Süden freie Bahn zu gewinnen; oder dem durch ein unentrinnbares Naturgesetz bedingten, inbrünstig dem geheimnisvollen Ziel entgegenzitternden Schwingen der Magnetnadel, die nach mannigfachem abwehrendem Ausschlag, wonnig erbebend im endlich erkämpften Triumph friedevollen Beharrens, dem urlängst vorbestimmten Pol sich eint ...

Digitized by Google

Nehmen wir einmal an, jenes gesuchte Wort hieße „Südkolonisation". Es soll kein Vorschlag sein. Kaum eine Anregung. Nur ein Beispiel, wie es gemeint ist. Die Forderung vielfältiger dinglicher Deutsamkeit bei gedanklicher und empfindungsmäßiger Einheit wäre — möglicherweise ist es nur Zufall — jedenfalls erfüllt. Denn das Wort bedeutet nicht nur: Durchschlag durch den Balkan, nicht nur: Bagdadbahn, Levante, Suez und Indien, nicht nur: Marokko, Deutsch-Südwest und Samoa — es heißt ebenso gut: Süd- und Nordslawenproblem, deutscher Banat und Deutsch-Südrußland, innere Kolonisation und Landfrage, es heißt: Baumwolle aus der Südunion, Eisen und Kohle aus China, Platz an der Sonne, und Tod dem britischen Kaperprivileg!

Und es heißt: deutsche Erinnerung und deutsches Werden ....

Dies alles und noch viel — viel mehr könnte ein solcher Wortkristall, herausgebrochen aus der gestaltlos-glühenden Masse der Zeit, spiegelnd in tausenden von beziehungsreichen Farben und Flächen, uns bedeuten. Es wäre sicherlich mehr als Schall und Rauch, mehr als ein Name für neue Dinge: es wäre das Neue selbst, die fertige Tat, die heilige, Generationen überdauernde Selbstoffenbarung des geheimsten Volkswillens.

Max Adler

Armee-Nachwuchs

Während noch in den öffentlichen Organen die daheimgebliebenen pädagogischen Fachleute sich darüber verbreiten, ob, wo, wieso, wieweit die Erfahrungen des Krieges einen Anlaß böten, die Vorbereitung der Jugend auf den Heeresdienst anders zu betreiben, als es bisher geschah, — da läßt, ohne sich mit derartigen Erwägungen im mindesten zu verweilen, ein im Felde stehender Offizier eine Schrift erscheinen*), in der er ganz unmittelbar und empirisch vorträgt, auf welche Weise der Nachwuchs der Armee am sinngemäßesten heranzubilden ist.

An sich ist die kleine Schrift natürlich nur als Handbuch für die Leiter des Unterrichts gedacht. Doch in dem unmittelbar Anwendbaren besteht nicht so sehr ihr Wert, als darin, daß sich aus ihr (ungewollt, aber mit der Verläßlichkeit einer militärisch-dienstlichen Meldung) ein Spiegelbild dessen ergibt, der sie schrieb, oder genauer noch: ein Spiegelbild überhaupt des deutschen Berufsoffiziers von heute.

Dieser zweifellos welthistorisch gewordene Charakter, der, selbst kühl und zweckbewußt, die opferwillig dargebrachte deutsche Volkskraft und damit den Sieg organisierte, wird in dem unscheinbaren Heftchen des Majors Corsep, vielleicht am dokumentarischsten aufgefangen, der Zukunft bewahrt bleiben, — besser jedenfalls als in Feldpostbriefen, die doch nie ganz ohne den Gedanken an ein ziviles, also doch außen stehendes Publikum abgefaßt sein können.

Es zeigt sich in Major Corsep der deutsche Offizier, wie er tatsächlich ist, frei geworden von allem Firlefanz, den hämische Augen und Zungen in den Friedensjahren für das Wesentlichste an ihm hielten, frei aber auch von jener rührseligen Heldenpose, mit der heute manche Presse-Erzeugnisse ihn im Geschmack des Kinos schmücken zu müssen glauben.

Mit äußerster Deutlichkeit und immer wieder wendet er sich gegen die

*) Major Corsep, Die Erziehung unsres Armee-Nachwuchses (Erfurt 1915).

Digitized by Google

„Parodien ernster militärischer Einrichtungen" in den Jugendwehren, gegen „darauf folgendes Photographieren und die übliche Selbstberäucherung in Kreisblättchen", woran ja tatsächlich immer noch die ganze Bewegung zu verflachen droht. Er äußert auch Bedenken gegen die Heranziehung ehemaliger Unteroffiziere zur Hülfeleistung, damit es keine „Exerzierschule" werde, und rät von der sogenannten „militärischen Haltung" (Hände an der Hosennaht)" geradezu ab. In diesem Krieg voll herrlicher Sachlichkeit und unerhörtestem Ernst stehend, geht ihm der Gedanke an zwecklosen Kommißbetrieb ebenso gegen den Geschmack wie der an ödes Parade-Gepränge. Alles das löst sich vor seinem Blick wie lockere Schalen und versinkt ins Wesenlose.

Was bleibt, und woran ihm alles liegt, ist der Deutsche, der deutsche bürgerliche Mensch in Waffen und seine, dem Offizier geläufigste Zusammenfassung, „die Truppe". „Die Truppe wird's danken" versichert er immer wieder, wenn er verlangt, daß der Knabe schon zu Pünktlichkeit und Sauberkeit erzogen werde, zu guten Manieren und Härte gegen körperlichen Schmerz, zu persönlichem Mut und wachem Ehrgefühl. Wenn er auf das dringendste empfiehlt, die Freude am eigenen Entschluß, an der selbständigen Urteilsfähigkeit zu pflegen („gerade das ist es, was wir bei der Truppe nicht mehr entbehren können") und immer von neuem den Leitsatz „Hilf dir selbst, dir hilft kein anderer" aufstellt, — ja, lassen sich eigentlich Forderungen erdenken, die mehr als diese zeigen, daß auch für den Offizier der soldatische Wert nicht mehr von dem Menschlichen zu trennen, ja, mit diesem identisch ist?

Am schwersten aber wiegt in diesem Heftchen, das, aus Galizien datiert, offenbar in der Winterruhe vor dem Dunajec-Durchbruch entstand, die überall spürbare ethische Verankerung. Sie ist nicht weniger kennzeichnend für den Verfasser dieser — eigentlich als Dienstanweisung gemeinten — Schrift, als für seinen Stand und für seine Zeit.

Nur der selbstverleugnende Dienst des Einzelnen verbürgt ihm Herrschaft, Freiheit und Aufstieg der Gesamtheit, Lebenslust für ein Deutschland, in dem kein Platz mehr ist für unfruchtbare Bedenken und beschauliche Spießbürgerei, — Dienst des Einzelnen, die unwiderlegliche Macht des „es muß sein", und wenn es das Leben kostet. „Tapfer sein ist gut," in diesem vornehmsten Bekenntnis des einst so verpönten Philosophen sieht er seine letzte begründende Weisheit.

Es ist — darüber darf man sich dennoch nicht täuschen — ein Glaube, der nur eins gelten läßt, die Wirklichkeit, und nur eins liebt, die Tat, der ernst und zweckbewußt, nur sparsam einem herben Humor zugänglich ist. Zur Harmonie mag ihm vielerlei fehlen.

Aber es ist nichts destoweniger der Glaube der Männer, die es täglich und stündlich vermögen, eine Truppe durch die dräuendsten Verhaue, durch das fegendste Feuer mit sich fortzureißen.

Dr. W. R.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Digitized by Google

Krieg oder Kultur?

Von Leonhard Schrickel (z. Zt. Warschau)

Die lange Dauer des Krieges mußte früher oder später zur Beschäftigung mit Fragen führen, an deren Lösung sich zu versuchen die Menschheit nie aufgehört hat, von denen aber das Kriegsgetümmel die Völker abzog. Es sind jene Fragen, die letzten Endes alle in die eine, nach dem Sinn des Lebens gestellte einmünden.

Wie der Krieg aber erst Ursache war, diese Probleme beiseite zu lassen, so ist es der Krieg selbst nun wieder, der uns zu eben diesen Problemen zurückführt, wenn er die von ihm aufgeworfene Frage auch in ein eigenes Gewand kleidet.

Es fragt sich, ob ein Kulturvolk Krieg führen, ob ein Kriegsvolk Kultur schaffen kann. Ob der Krieg neben sich überhaupt noch Kultur duldet, ob er nicht allen Kulturwillen aufhebt oder vernichtet.

Ehe eine Antwort auf diese für die augenblickliche Lage und die Entwirrung der sich überstürzenden Ereignisse einerseits, für die menschliche Zukunft andererseits überaus bedeutsame Frage gegeben werden kann, muß vorerst die innerlichste Ursache des Krieges bloßgelegt werden.

Man pflegt dabei auf Atavismen hinzuweisen, die furchtbaren Geschehnisse als einen Rückfall in frühere Lebensgewohnheiten zu erklären, den von Darwin als naturbedingte Lebensäußerung gekennzeichneten Kampf ums Dasein ins Feld zu führen.

So gewiß es nun ist, daß der Kampf ums Dasein seine maßgebliche Rolle auch im Leben der Völker gespielt hat und noch spielt, so gewiß ist es auch, daß er, als einer der Faktoren aller Entwicklung, sich selbst ad absurdum führte, wenn er selbst dem Entwicklungsgesetz entrückt wäre. Auch dieser vielumstrittene und

Digitized by Google

— wie ein Blick in die Zeitungen und Flugschriften lehrt — viel mißverstandene Kampf ums Dasein ist nichts Unwandelbares, sondern, nach seinen jedermann offen sichtbaren Aeußerungen zu urteilen, ein von seinen veränderlichen Faktoren gebildetes wandelbares Ergebnis.

Es wird zugestanden werden müssen, daß es Kampf ums Dasein immer gegeben hat und wohl auch immer geben wird; es wird zugegeben werden können, daß Kampf ums Dasein immer notwendig war und immer notwendig bleiben wird als Träger aller Entwicklung, — aber es darf dabei auch nicht übersehen werden, daß das Wesen dieses Kampfes sich mit der von ihm gezeitigten Entwicklung gleichfalls entwickelte.

Der Kampf ums Dasein auf primitiver Stufe spielte sich z. B. ausschließlich in der Weise ab, daß Individuum gegen Individuum stand; später wurde er eine Angelegenheit der Sippe, einer sozialen bezügl. wirtschaftlichen Gemeinschaft, eines Stammes (Totem), eines Landes, eines Volkes und endlich einer Völkergruppe. Ging es erst um den Besitz eines Weibchens, einer Futterstelle u. s. w., ging es später um wirtschaftliche Vorteile höherer Art, um Gemeinschaftsehre, um geistige Freiheit, um Recht und Gleichberechtigung. War es erst auf entschiedene Vernichtung des Rivalen abgesehen, galt es später seiner Demütigung, seiner Abwehr, eigner Selbstbehauptung.

Der Kampf ums Dasein läuterte sich, vergeistigte sich. Man kam nicht nur dazu, seine Folgen zu mildern, seine Wunden zu heilen, seine vernichtende Wirkung womöglich ganz aufzuheben, man versuchte ihn mehr und mehr auf geistigem Gebiete auszufechten und begann ihn insofern zu idealisieren, als man, aus dem unbewußten Drang nach Aufwärtsentwicklung emportauchend ins Kulturbewußtsein, nicht mehr gegen einander stritt, sondern miteinander wettstritt. Man wollte den Gegner oder Nebenbuhler nicht mehr treffen, sondern übertreffen; man bemühte sich, im Bewußtsein seiner Kulturpflicht, statt dem erfolgreichen

Digitized by Google

Nachbar zu widerstehen, durch höhere Leistung wieder neben ihm zu bestehen.

So ward aus dem ursprünglich blindwütigen Kampf ein idealer Wettkampf.

Freilich stand diese Wandlung erst in den allerersten Anfängen, die der Krieg nun vernichtet zu haben scheint. Aber es unterliegt doch keinem Zweifel mehr, daß diese Anfänge vorhanden waren und durch sie der Beweis für die tatsächliche Entwicklung auch jenes Entwicklungselementes erbracht ist.

Wird nun also der Krieg auf die ursächlich mit dem Leben verknüpfte Erscheinung des Kampfes ums Dasein zurückgeführt, so ist damit nicht mehr bewiesen, daß der Krieg um seiner Ursache willen kulturvernichtend wirken, daß er als ein kulturwidriges Geschehen gedeutet werden muß.

Ja, es erscheint bereits fraglich, ob er als kulturfeindlich gedeutet werden kann.

Sehen wir zu.

Nachdem die russischen Heere in Polen geschlagen und nach Osten zurückgeworfen worden waren, ließ es sich die deutsche Verwaltung angelegen sein, nicht etwa das ohnmächtige, eroberte Land auszusaugen und auszubeuten, sondern seine Wunden nach Möglichkeit zu heilen. Sie half der infolge der räuberischen Taktik der Russen schwer darniederliegenden Landwirtschaft Polens wieder auf; sie ließ teils durch ihre Soldaten, teils durch angeworbene Arbeiter die Ernte bergen, ließ die Felder pflügen und sorgte für die notwendige Saat. Sie schuf die grundlosen, teilweise unbefahrenen Landwege in feste, prächtige Straßen um, baute zerstörte Brücken wieder auf und spannte neue über Flüsse und Buchten in einem Ausmaße und einer Stärke, wie sie Polen kaum je besessen. Sie ließ Kohlen heranfahren, soweit Mittel und Verhältnisse es nur immer erlaubten, um die seit Kriegsausbruch still liegenden Fabriken wieder zu beleben; baute Bahnen durch das, diese Verkehrsadern fast völlig ent-

Digitized by Google

behrende Land, Handel und Wandel fördernd. Sie führte nach bestem Vermögen Lebensmittel heran, organisierte die Armenunterstützung und sorgte für Arbeitsgelegenheit. Und mehr! Sie wirkte auf die Eröffnung der Schulen hin, besoldete die Lehrer, denen die russische Regierung das Gehalt seit lange schuldig geblieben und stellte auch selbst Lehrkräfte zur Verfügung, wo ihr Fehlen die Eröffnung der Schulen verzögerte, wie das z. B. in Lodz (deutsches Gymnasium) der Fall war. Sie regelte die Verwaltung in Stadt und Land, schuf soziale Organisationen und alle übrigen Vorbedingungen für gedeihliches Wirken und Schaffen. Zeitungen sogar ließ sie erstehen, durch die den Landeseinwohnern die Teilnahme am wissenschaftlichen und allgemein kulturellen Leben ermöglicht wurde; unterstützte Theater und Kunststätten aller Art und ist just dabei, die Universität Warschau zu neuem Leben zu erwecken, dergestalt dem geistigen Ringen der aus der russischen Knechtschaft Erlösten Entwicklungsmöglichkeit und Ziel und Richtung gebend. Kurz: sie leistete mitten im Kriege ein Stück Kulturarbeit, das ganz zu überschauen erst in einem größeren Zeitabstande möglich sein wird, dessen Wert abzuschätzen späteren Jahrzehnten vorbehalten bleiben muß.

Ward all' das auch teilweise in Rücksicht auf den eignen Bestand und den Erfolg der Kriegführung unternommen, kam und kommt es zum weitaus größten Teile doch der Einwohnerschaft des besetzten Gebietes zugute. Es ward mit anderen Worten dem innersten Geiste des Daseins, der seit Weltanfang unbewußt das sogenannte Schicksal zeugte und dem wir seit erst wenigen Tagen bewußt zu dienen gelernt haben, es ward diesem innersten Lebenswillen Raum geschaffen zwischen all' den Trümmern. Das Werkzeug war der deutsche Idealismus, war der in Goethe am reinsten und höchsten gestaltete unerschütterliche Glaube an die Selbsterlösung der Menschheit, an den ununterbrochenen Aufstieg der Einzelnen im Verbande des Ganzen zu höchstmöglicher Vollendung.

Digitized by Google

Das ist ja wohl letzten Endes überhaupt die Triebkraft alles menschlichen Tuns, das trieb auch uns Deutsche — gleichviel ob wir uns dessen in allen Einzelnen und allen Fällen bewußt wurden oder nicht — unwiderstehlich an, dicht hinter der Schlachtfront zunächst alle Wunden zu heilen und versöhnend zu wirken. Denn erst nach vollzogner Versöhnung (im weiteren Sinne) war das gesteckte Ziel zu erreichen; erst wenn alle Widersacher und Argwöhnischen dem Glauben gewonnen waren, daß wir schleißlich samt und sonders Bauleute an einem Werke sind, konnte ein gedeihliches Weiterschaffen glücken.

Wenn wir dabei in einer gewissen Partikularität als Deutsche in deutschem Sinne wirkten, obgleich kein Zweifel obwalten kann, daß die Menschheitsidee niemals innerhalb einer völkischen Einseitigkeit zu verwirklichen ist, so geschah das, weil für uns „deutsch sein" gleichbedeutend ist mit „Mensch sein", das heißt weil wir von uns wissen, daß alles, was durch uns geschieht, doch nur getan wird im Dienste der Gesamtheit, im Dienste eben jenes innersten Daseinswillens, der mit unbedingter Ehrlichkeit und unermüdlicher Kraft die geradlinige Aufwärtsentwicklung der Menschheit anstrebt.

Mag sein, daß der eine oder andere ihm näher liegende Ziele zu verfolgen, persönlicheren Zwecken zu dienen glaubte, — das Leben, als dessen schwingendes Lichtstäubchen der Einzelne auftaucht oder vertaucht, will es anders; muß es anders wollen, Urgesetzen gehorsam.

Vereinigung, Vereinheitlichung, das ist jene Bestimmung, und die Wissenschaft hat tausend Beweise für einen erbracht, daß jene Annahme das rechte trifft.

So galt es auch für uns, jene Vereinheitlichung zu fördern, dergestalt zugleich am besten unserem Volke Glück und Frieden sichernd, denn nur wenn das Heil des Einzelnen im Heil des Ganzen mündet, hat es Berechtigung und Wert und Dauer.

Hier wird der Krieg also unmittelbar zu einem Kulturfaktor; Kriegsziel und Kulturziel decken sich vollkommen. Die Krank-

Digitized by Google

heit, als die der Krieg ob seiner Aeußerungen erscheinen mag, ist in Wirklichkeit ein Gesundungsprozeß. Die Symptome des Verfalls sind in Wahrheit Anzeichen der Heilung, der Entwicklung. Der als Atavismus, als Rückschritt erscheinende Krieg selbst, in seinem fruchtbaren Wesen erfaßt, wird zur Willensbetätigung zum Kulturfortschritt.

Nicht „Krieg oder Kultur?" sollte man deshalb fragen, sondern „Krieg und Kultur" verheißend und zielbewußt sagen.

Erinnerungen an Nowipasar

Von Paul Zschorlich (Berlin)

Wenige von denen, die in Serbien gewesen sind, kennen auch das südliche Serbien. Die meisten halten sich an die Bahnstrecke Belgrad—Nisch und damit basta. Aber selbst diese wenigen sind wohl nicht weiter als bis nach Raschka, der ehemaligen Grenzstation nach dem Sandschak zu, vorgedrungen. Zwar liegt die Stadt Nowipasar nur 22 Kilometer von Raschka entfernt, ein rüstiger Fußgänger kann sie also in einem halben Tag erreichen, aber die europäische Welt war hier in Raschka zu Ende. Gleich hinter Raschka kam etwas ganz Anderes, Ungeahntes.

Die wenigen, die bis vor zwei Jahren in Nowipasar gewesen waren, haben ihrerseits dazu beigetragen, daß sich um die Stadt eine wahre Legende bildete. Hier sollte noch das alte türkische Pascharegiment im Schwange sein, das Haremswesen sollte blühen und alles sei noch ganz mittelalterlich. Dabei gingen die verschiedensten Zahlen um: einer schätzte die Stadt auf 8000, ein andrer gar auf 30000 Einwohner. In Reisebeschreibungen fand man Nowipasar nie erwähnt. Man darf auch nicht vergessen, daß dieser Teil des Sandschaks niemals von den Oesterreichern besetzt war, die ja lediglich im Norden und Westen einige feste Plätze (Plevlje, Prjepolje Bjelopolje) innehatten.

Es kam hinzu, daß die Türken niemanden hereinließen, der nicht die besten und einflußreichsten Empfehlungen aus Konstantinopel mitbrachte. Und selbst die nutzten mitunter nichts, wenn nicht der nötige Bakschich hinzukam. Die türkischen Finanzwächter, die gleich hinter Raschka die Straße nach Nowipasar bewachten, beriefen sich stets auf strenge Anweisungen ihrer vorgesetzten Behörde, um so möglichst viel Geld herauszuschlagen.

Digitized by Google

In der Stadt Nowipasar selber gab es eine Bestimmung, die Fremden den Aufenthalt nach Sonnenuntergang verbot. Ein besondrer „Han", ein Unterkunftshaus bescheidenster Art, war unmittelbar vor den Toren der Stadt für sie vorgesehen. Ein Gasthaus oder Hotel gab es überhaupt nicht. Reisende Mohammedaner übernachteten, wie stets im Orient, in einem der zahlreichen Kaffees, in denen man 20 bis 50 Pfennig für die Unterkunft bezahlt. Ein Christ wäre hier jedoch übel aufgenommen worden. Denn in Nowipasar war und ist man heute noch orthodoxer als selbst in Kleinasien.

So hatte sich um Nowipasar eine wahre Legende gebildet. Wie ein verzaubertes Schloß lag die Stadt hinter den hohen Bergen des Kapaonik, durch die sich südlich Raschka die Straße zwängte. Unerreichbar den Blicken und der Sehnsucht manches Reisenden.

*

Daß man ins Türkische kam, merkte man gleich hinter Raschka. Bis dahin war die Landstraße durchs Ibartal vorzüglich. Jenseits der serbischen Grenze wurde sie miserabel. Sie war ungepflegt und wies an vielen Stellen Löcher auf, die allerdings auch von geplatzten Granaten herrühren konnten, denn als ich die Straße beging, waren die türkisch-serbischen Kämpfe an dieser Stelle noch nicht lange vorüber.

Nichts verriet die Nähe einer Stadt. Nicht einmal ein Dorf erblickte ich auf der Wanderung. Es ging durch ein hübsches Wiesental, dann durch einen schönen Eichenwald, stetig, aber sanft ansteigend. Nach etwa vier Stunden Marsch langte ich auf einer Art Plateau an, das mit dichtem Busch bestanden war. Die Straße, die nur noch ein einfacher Feldweg war, schnitt mitten hindurch. Plötzlich öffnete sich der Laubweg und vor mir erblickte ich das lieblichste Landschaftsbild, das sich denken läßt.

Das war also Nowipasar! Aber das war ja unverfälschter Orient. Duftende schlanker, schneeweißer Minarets stachen spitz in die blaue Luft, farbige Moscheekuppeln wölbten sich daneben, und eine Ruhe herrschte im Bezirk, als ob kaum Menschen in der Stadt seien. Und doch war sie belebt, denn aus zahlreichen kleinen Häusern stieg der Rauch kerzengerade in die Luft. So windstill war es. So geschützt durch hohe Berge, nach allen Seiten abgeschlossen und eingebettet in üppiges Grün lag die Stadt da.

Und eine S t a d t war es in der Tat. Kein großes Dorf, wie die kleinen Landstädte in Serbien oder Bulgarien. Nur daß alles in ihr fehlte, was nach unsern westeuropäischen Begriffen das Wesen einer Stadt ausmacht. Wie sich bald herausstellte gab es kein Telephon und keine Eisenbahn, keine Wasserleitung und keine Gasbeleuchtung, ja, es gab nicht einmal eine öffentliche Uhr in Nowipasar und keine einzige Zeitung. Ein Gasthaus, kurz vorher von einem schleunigst eingewanderten Serben eröffnet, der den Truppen

Digitized by Google

auf dem Fuß gefolgt war, eine wahre Räuberhöhle, existierte noch keine vierzehn Tage. Aber es gab einen großen Bazar, eine Straße, die auf beiden Seiten von Buden und Kojen flankiert war, in der die türkischen Kaufleute mit übereinander geschlagenen Beinen hockten und meditierten. Denn das jüdische Anpreisen und geschäftige Handeln kennt der Mohammedaner nicht. Dazu ist er zu stolz und zu — phlegmatisch. Es gab einige Dutzend Moscheen und sicherlich ein Dutzend Kaffees. Nach türkischen Vorstellungen ist also Nowipasar eine Stadt. Denn auf dem türkischen Dorf gibt es dergleichen nicht.

Der serbische Kreispräfekt, der damalige Allgewaltige am Ort, hatte eine Zählung der Einwohner veranstaltet und gab mir ihre Zahl mit 18000 an. Das scheint mir aber doch etwas zu hoch. Offenbar sind hier die Landgemeinden rings um die Stadt einbegriffen. Wenn das Stadtbild, besonders von einer der Anhöhen draußen betrachtet, auch einen imponierenden Anblick gewährt und die Ansiedlungen weit ausgedehnt sind, so darf man doch nicht übersehen, daß die Häuser fast durchweg einstöckig sind, daß sich also die Bevölkerung nicht zusammendrängt, sondern ausbreitet. Vielleicht darf man die eigentlichen Stadtbewohner mit 10 bis 12000 Köpfen ansetzen.

*

Der Umstand, daß Nowipasar, von hohen Gebirgen umgeben, von der Welt abgeschlossen ist, daß es keinerlei Eisenbahnverbindung besitzt (die nächste Bahnstation, Mitrowitza, ist noch gut 40 km entfernt und mühsam zu erreichen, da der Weg über einen sehr hohen Paß führt), kaum irgend welchen Handelsverkehr unterhält und mit seinen Interessen gänzlich nach Süden (Uesküb) gravitiert, allenfalls noch nach Montenegro hinüber, dieser durch die geographische Lage wie durch die ehemalige nahe Grenze bedingte Umstand hat die Stadt gegenüber der Außenwelt geradezu isoliert. Von Nowipasar gilt, wenn je, das schöne Wort Storms: „Kein Klang der aufgeregten Zeit drang noch in diese Einsamkeit". Wie eine verzauberte Prinzessin schlief die Stadt fernab von den Wegen des Weltverkehrs.

Diese Abgeschiedenheit hat bewirkt, daß Nowipasar heute noch eine fast mittelalterliche Stadt ist. Wer den rückständigen, den alten Türken kennen lernen will, der braucht wahrlich nicht bis nach Kleinasien zu gehen. Hier hat er ihn in der Reinkultur. Das merkt man in Nowipasar schon an den Frauen. Nur wenige sieht man tagsüber auf den Straßen und alle sind dicht verschleiert. Die meisten wichen mir schon von weitem aus oder traten schnell in einen Torbogen, um sich zu verstecken. Eine geradezu abergläubische Furcht verbietet ihnen, sowohl den Christensohn (der alte Türke sagt: den „Hundesohn") anzublicken, als auch sich von ihm betrachten zu lassen. Ich

Digitized by Google

glaube nicht, daß ich dabei viel verloren habe, denn in andern Gegenden der Türkei habe ich mitunter gewünscht, daß die Sitte der Verschleierung beibehalten werde: die jungen und hübschen entschleiern sich nie, sondern stets die, denen daran liegen müßte, sich *nicht* sehen zu lassen. Man kommt also nicht auf die Kosten.

Eines Morgens kurz nach Sonnenaufgang, als ich in dem serbischen „Gasthof" nicht schlafen konnte, weil zwei Viehhändler in meinem Zimmer um die Wette schnarchten, und durch die noch kaum erwachte Stadt schlenderte, traf ich fast an jedem der zahlreichen Brunnen eine ganze Anzahl türkischer Frauen und Mädchen, die freilich in dem Augenblick, da sie meiner ansichtig wurden, jedesmal mit Geschrei auseinander stoben. Das ist die Stunde ihrer Zusammenkünfte in der Oeffentlichkeit. Sie holen ihr Wasser für den Haushalt, die Männer schlafen noch, sieht sie ein Effendi aus der Nachbarschaft, so ist's auch noch nicht schlimm, denn man kennt sich schließlich seit Jahr und Tag, man schwatzt ein wenig, malerisch an den Brunnenrand gelehnt, und ist hübsch unter sich. Später, wenn die Stadt erwacht, haben sich die Frauen längst wieder in ihre Gefängnisse begeben, von wo sie hinter den dichten Holzgitterchen, dem Vorübergehenden unsichtbar, das Leben auf der Straße beobachten.

Die einzigen weiblichen Wesen, die man tagsüber sieht, sind Mädchen. Bis zum Alter von zwölf, dreizehn Jahren tummeln sie sich mit den Buben auf der Straße und in ihren weiten, unglaublich gemusterten und in schreienden Farben gehaltenen Hosen machen sie einen höchst putzigen Eindruck.

*

Wie sehr die Religion das ganze Leben des Mohammedaners durchdringt, kann man in Nowipasar beobachten. Aehnlich wie in katholischen Gegenden werden die religiösen Gebräuche hier frei und in aller Oeffentlichkeit geübt. Wenn der Muezzin vom Minaret ruft, wenn seine wehleidige Stimme über die Häuser hinwegschallt, dann hält jeder auf der Straße, im Kaffee, im Bazar oder wo er sich sonst befinden mag, einige Minuten Einkehr bei sich. Das ist ein Verneigen und Verbeugen von so automatischer Selbstverständlichkeit, daß man als Fremder sich wie ausgestoßen vorkommt, denn mitmachen darf man es ja nicht. Und da sich alle paar Schritte weit eine Moschee befindet und alle Muezzins pünktlich um dieselbe Stunde alle zu gleicher Zeit ihr „Allah il Allah" ertönen lassen, so hat man stets einen dieser heiligen Tenöre (alle Muezzins sind merkwürdigerweise Tenöre, ich wenigstens habe noch nie einen Baß unter ihnen gehört) in nächster Nähe über sich.

Auch nimmt es der Türke in Nowipasar mit den Waschungen noch sehr genau. Während man in Konstantinopel, der Weltstadt, davon so gut wie

Digitized by Google

nichts mehr merkt, benetzen sich die Männer hier selbst mit dem Wasser des nicht gerade sehr sauberen Bächleins, das mitten durch die Bazarstraße rinnt. Zu ihrer Entschuldigung muß ich freilich sagen, daß sie sich mit ein paar Tropfen begnügen. Es kommt mehr auf die Zeremonie als auf das Waschen an.

*

Die Einwohner von Nowipasar sind ganz überwiegend Türken. Der serbische Einschlag wird kaum vernehmbar. An der Tracht leicht kenntlich und auch durch ihre großen, stämmigen Gestalten schon von weitem kenntlich sind die Albanier, die hier wohnen oder sich vorübergehend in der Stadt aufhalten. Es sind Arnauten und sie gehören ebenfalls dem Islam an.

So ergibt sich also das durch keinerlei westeuropäische Einflüsse getrübte oder geminderte Bild einer echt mohammedanischen Stadt. Noch drüben in Raschka, einen halben Tagesmarsch entfernt, ist alles serbisch-orthodox. Ganz andere Typen, andere Gewohnheiten, andere Merkzeichen. Hier in Nowipasar findet man sich mit einem Schlage in den vollen Orient versetzt.

Wie lange noch? Schon ist die Eisenbahn abgesteckt, die Raschka mit Mitrowitza verbinden soll. Um ihrer strategischen Bedeutung willen haben die Serben im letzten Jahr fleißig gebaut. Es kann nicht mehr lange dauern, bis auch in dieser Märchenlandschaft der Pfiff der Lokomotive ertönt. Dann wird auch diese weltverlorene Ecke miteinbezogen werden in das große Handels- und Verkehrsnetz, dann wird Westeuropa auch dort unten lebendig und mehr und mehr wird abbröckeln von dem Mittelalter, dessen Phlegma den Türken dieser Gegend bisher so wohlbekam. Der Tourist, der dann nach Nowipasar kommt, wird die alte Märchenstimmung nicht mehr finden und wird nur noch die herrliche Lage der Stadt bewundern. Der Kaufmann aber und jedermann, der dort hinunter geht, um zu verdienen, wird entzückt sein über den industriell noch ganz jungfräulichen Boden. Wer also noch ein Stück altes Türkentum sehen will und wem Kleinasien zu weit ist, der merke sich Nowipasar vor. Noch ist es Zeit. Aber er muß sich beeilen. Denn das Neue kommt schnell und unaufhaltsam.

Digitized by Google

Ausblick

Von Dr. Alfons Goldschmidt

Pünktlich zum Neujahrsbeginn erscheinen die „Rückblicke". Auch ich habe ungefähr ein Dutzend solcher Erinnerungslangweiligkeiten mit Perspektiven verbrochen. Um die Weihnachtszeit herum packt es mich. Es ist so bequem, man braucht nur wiederzukäuen, den Brei mit Lob und Moral zu übergießen, einige Mahnungen hineinzupfeffern, schon hat man ein schönes, abgerundetes Stück, einen Artikel, denn die Kaffeetischbeschaulichkeit mit Vergnügen, ohne Vergiftungsfurcht, runterschlürft. Deutschland hat einen Rekordrückblicker. Ihn habe ich immer beneidet, denn er schreibt eine Serie von Buchumfang. Voller Zahlen, mit fünfundzwanzig Nutzanwendungen, ein ganzes Wirtschaftskolleg. Er hört erst im Sommer des neuen Jahres auf. Wie glücklich ist dieser Mann. Sechs Monate braucht er sich mit unbekannten Dingen nicht zu plagen. Sechs Monate nimmt er das Archiv aus und die Börsenauguren sagen: „Ein Wissenschaftler, ein solider Mensch, er gibt sich nicht mit Eiern ab, die noch gelegt werden sollen. Denn das ist unsere Sache".

Ich halte es mit den Börsenleuten. Sie sind meine Freunde, denn sie sind Zukunftspantscher, Kombinierer, Möglichkeitshascher, Fernseher mit milchigen Gläsern. Auch sie haben ein Archiv, aber in ihm sind nur Methoden, keine Tatsachen. Sie sind auch nicht moralisch wie jener Herr, ganz das Gegenteil sind sie. Sie spielen, und spielen muß man heute. Der Krieg ist ein Spiel, die Ferne ist ein Spiel. Die Ferne aber reizt mich. Diese verhüllte Virgo, dieses Jenachdem, Rot oder Schwarz, Glück oder Pein. Die Friedensferne. Denn die Kriegswirtschaft hat ihr sichtbares System und ihren sichtbaren Inhalt. Daran ändert auch die Kriegsdauer nicht mehr viel. Organisation überall, gekannte und ausfüllbare Lücken, Milliardenzirkel, Einstellung auf Mars, promptere Geld- und Kreditabwicklung hier, gesetzlich geregelte Stockung da, Verfügungen immer mit derselben Tendenz, das Ganze geschlossen, nicht schlecht funktionierend, Einkommen und Auskommen verbürgend. Nur ab und zu eine helle Plötzlichkeit, dem Geist entsprungen, ein großartiger Widerstand des Forschers, ein Abschnellen wundervoller Offenbarungen vom straffsten Willen. Erfindung heißt es, Instinkt der Daseinserhaltung ist es.

Was ist noch da? Die Vorräte hat der Krieg abgebaut, die Produktionen eingespannt, gemodelt. Er ist ein Rücksichtsloser. Nur für ihn ist die Wirtschaft, die Arbeit, das Vermögen, der Zuwachs. Alles fiebert in seinem Ge-

Digitized by Google

folge, er mobilisiert das Urprodukt und die Abfälle der Fertigfabrikation, der ganze Kreislauf ist ein Stein, an dem sein Schwert geschliffen wird. Er bestimmt die Richtung, schematisiert die Kräfte, vereinheitlicht das Mannigfache und macht die Ausnahme zur Regel. Alle Zwecksetzung ändert er. Er frißt, verschwendet, er ist der große Konsument. Seine wirtschaftliche Schöpfung ist Fiktion. Er ist buchungsgeschickter als der gerissenste Schieber. Gewaltig sind seine Transaktionen, seine Ueberkreditierungen, seine Kraftnutzungen. Er läßt die Arbeit aus eigener Tasche zahlen. Er fordert von der Gesamtheit jeden Nerv und entlohnt ungerecht. Seine wirtschaftliche Logik ist ehern und doch brüchig. Er fordert konsequent, aber er gibt inkonsequent. Reich oder arm, was gilt es ihm? Er muß genährt werden, damit er schlagen und siegen kann.

Doch eins ändert er nicht: den Geist, die Lust zur Arbeit. Erhalten ist der bewußte Trieb. Verschärft ist er sogar. Erhalten ist die Technik, die Kultur der Wirtschaft. Der bewußte Daseinstrieb läßt die Technik nicht schlafen. Er macht sie zum Perpetuum. Er reißt das Rad herum, aber es kommt nicht aus dem Gang. Sehen wir immer diesen Geist, diese Lust, diese Technik: Wir können nicht verzweifeln. Was sind Lasten für den Geist? Kraftförderer sind sie für ihn. Was sind Steuern, Schulden? Vielleicht lokale, vorübergehende Lähmungen. Wie der Granatverschüttete sich ans Licht gräbt, so wälzt die Wirtschaftsbejahung den Berg ab. Schon zerrt sie, schon rüstet sie auf neue Ziele. Sie treibt Vorratspolitik, sie sucht Ueberschüssen den Weg in die Welt, sie sammelt Reserven, heckt Pläne aus, ruft das Gleichartige unter eine Fahne. Schon wendet sie die Kriegserfahrungen an. Sie ist überall zu spüren. In jedem kriegsgewonnenen Taler rumort die Friedensarbeit. Nur der Blindling fühlt sie nicht. Aber sie ist noch eine Knospe und ein sehr langer Krieg könnte sie krank machen. Ihr Friedenstempo hängt vom Kriegstempo ab. Eilt der Krieg dem Ende zu, so ist der Wirtschaftsgeist bei Friedensschluß frisch und lustig. Frisch und lustig bei allen Seufzern. Brutal ist er, denn er läßt auf seinem Weg Gefällte zurück. Massenhaft werden Leichen liegen, Wunde werden sich an Krücken schleppen. Aber das Ganze wird schreiten. Und darauf kommt es an. Das Andre ist Sache der Wirtschaftsheilkunde, des Kredits.

Wie Neuland wird uns die weite Welt sein. Doch winken von ihren Ufern schon die Freunde. Sie zeigen ihre leeren Kammern und bitten uns um Waren. Einige haben sich an unserer Not gemästet. Sie klimpern mit dem Golde. Sie wollen kaufen, sie müssen kaufen, und deshalb brauchen wir sie nicht zu fürchten. Offene und „neutrale" Feinde pflanzen ihre Reichtümer in unsre alten Felder. Aber Kapital tut es nicht allein. Produktion und Qualität sind ihm über. Nur muß ein kluger Akquisiteur ihnen vorausgehen.

Digitized by Google

Wir brauchen Reklame. Reklame ist eine Zauberin. Für Viele war sie vor dem Kriege ein Weib, mit dem man nur bei Nacht verkehrt. Reklame ist ehrlich, denn sie sagt nur, was ist. Ihr müßt sie alle unterstützen, ihr Diplomaten, Militärs, Gelehrte! Sie ist nicht schmutzig, sie wirbt für das Land. Putzt sie auf, gebt ihr Lichter, bemalte Gewänder, Geschenke, Geld, sie wird es doppelt zurückbringen. Hinter der guten Reklame zieht der Handel auf gebahnten Wegen.

Sie versuchen Wirtschaftskoalitionen gegen uns. Sie werden uns dies und jenes nehmen. Auf den Meeren, auf dem Lande. Aber die Wirtschaftswelt ist groß, ist für den Tüchtigen unendlich. Es hat keinen Sinn, sich auf einen Komplex zu beschränken, sozusagen auf einen gedehnten „geschlossenen Handelsstaat". In der ganzen Welt hängen Fäden. Sie müssen, sie werden wieder geknüpft werden. Die moderne Wirtschaft ist eilig und universell. Daran wird auch der Krieg nichts geändert haben. Die Gesetze der Wirtschaftsgeographie werden vom Schnelldampfer und vom elektrischen Strom durchstoßen. Absatzsicherungen. Nehmt sie, wo ihr sie kriegen könnt, schließt aneinander, vereinheitlicht, baut Schranken ab, bewilligt Vorteile, aber richtet den Blick nicht nur auf Inländer. Wir müssen wieder in die Welt!

Da ihr den Geist, die Lust, die Besehung habt, stört sie nicht durch Methodenschiefheiten. Macht ruhigen Blutes die Gesetze, die Verträge, organisiert mit Rücksichten auf den Partner die Arbeit, den Kredit, die Produktion, die Preisstellung. Seid möglichst einig nach Innen, seid vor allem einig nach Außen. Verwertet die Sparsamkeitslehren des Krieges, seid ökonomisch in der Verwendung, in der Verschwendung. Seid kluge Darleiher, freßt euch nicht auf Handelseinseitigkeiten fest. Gebt solide und nehmt mehr als sonst. Dann wird die deutsche Volkswirtschaft leichter unter der Bürde schreiten.

Rückkehr in die Heimat

Von Otto Zoff

„Wer kommt denn dort den Berg herab?
Im Arme trägt er Laub und Mohn.
Jetzt nimmt er gar sein Hütlein ab —:
s'ist der verlorne Sohn."

Der verlorne Sohn muß nicht justament den Berg herab wandern. So mancher mag seit seiner Geburt nicht aus der Heimat gekommen sein und ist doch erst gestern zu ihr zurückgekehrt. Bei Gott: was ein tüchtig verlorener Sohn war, das saß sein Lebelang im Warmen zuhaus, bei den Fleischtöpfen der Mutter und beim Toback des Vaters: aber wenn vor den Fenstern die Schwalben

Digitized by Google

in einer blauen Luft badeten, dann wußte er gar nicht, daß es dieselben Schwalben waren, deren Nest ober dem Haustor hing. So geht es schon einmal in der Welt und das ist nicht gerade eine Neuheit: wo es dir am besten behagt, dort bist du am ungernsten, und was nur recht fremd und großartig tut, das erst wird dir recht.

Ihr könnt es mir glauben: die verlornen Söhne sind niemals fortgewesen. Sicher ist es aber, daß sie alle wieder heimgekehrt sind. Die Heimat, diese niemals grollende, sie hat alle wieder aufgenommen. So manchem sind erst gestern Augen und Ohren für einen schönen deutschen Sommer gewachsen. Und so mancher, der vordem an jedem neapolitanischen Bettler die Abstammung von den Zöllnern zu erblicken glaubte, hat in diesem Jahr zum ersten Mal mit einem Handwerksburschen seines Deutschlandes ein Wort gewechselt. Du kannst dich jetzt wenden, wohin du willst: überall ist Heimkehr. Heimkehr, bei der man — wie schon gesagt — gar nicht wandern muß. Man sitzt zu Hause an dem runden Tisch, man ist gestern und vorgestern und immer schon an ihm gesessen. Aber mit einem Mal packt man diesen runden, selben, gewohnten Tisch mit andern Händen an. Und so möchten wir diese Heimkehr lieber Einkehr nennen.

Ich kenne einen jungen Mann, der sich vordem nicht allzu sehr um Deutschland zu kümmern pflegte. Wollt Ihr sehn, was er etwa heute abends beginnen wird? Wir wollen uns einmal zum Mond hinaufbegeben, der immer sehr gastfreundlich ist, und mit ihm ein wenig in die Stube des jungen Mannes schaun. Es ist abends und die schöne blaue Stille klingt und schimmert um die spitzen Dächer. Jetzt nehmt ein wenig Obacht: denn der Mond neigt sein rundes Gesicht und da müßt Ihr Euch fester anhalten, weil man doch bei solcher Bewegung leicht abrutschen kann, — und nun wissen wir schon, wohin er schaut. Es ist mein Bekannter, der sich soeben zwei Bücher auf den Tisch gelegt hat und nun, angenehm gelöst, in sein Ledersofa sinkt, hierauf eine Zigarre einem braunen Etui entnimmt, hierauf die Zigarre gemächlich entzündet, und nun das eine von den Büchern aufschlägt. Was es sein mag? Schaut ihm nur ungeniert über die Schulter! Nun, wie heißt das Buch und warum dampft er dazu so vollauf und vergnüglich die Zigarre?

* * *

Das Buch heißt „Die schöne Heimat". Wenn Ihr wollt, so nennt es ein Bilderbuch. Es ist bei Langewiesche erschienen und ist das neueste von den „Blauen Büchern", die Ihr ja alle kennt. Es heißt also „Die schöne Heimat": ein schmaler feiner Band, der nur eine einzige Seite Text hat und alles übrige sind Bilder, hundertvierundvierzig photographische Aufnahmen aus ganz Deutschland. Welches ist die erste? Die erste zeigt Euch den roten

Digitized by Google

Felsen auf Helgoland, den man den „Mönch" nennt, und der am Beginn des Buches wie ein ernster Wächter steht; die letzte zeigt das Kaiserschloß in Posen. Dazwischen aber liegt eine ganze, weite, sonnige, unvergeßliche Wanderung, die in großen Kurven durch Deutschland hindurchführt: von Helgoland zum Niederrhein, den Rhein hinauf bis zum Bodensee, dann über das mittlere und östliche Süddeutschland nach Sachsen und Schlesien. Dann geht ein großer Bogen wieder durch die Mark zurück bis Schleswig-Holstein, weiter durch Mecklenburg, Pommern nach Ostpreußen und Posen. Welch herrliche Bilder wir über die Schulter meines jungen Freundes erblicken! Und wenn er uns schon manchmal mit einer jähen Dampfwolke aus der dicken Zigarre den Ausblick verlegt, daß es in den Augen beißt: so dürft Ihr ihm das nicht übelnehmen; er freut sich eben unbändig. Oder sollte etwa ein junger Mann mit gesunden Beinen schön besonnen bleiben, wenn er diese zwei Bilder von der Lüneburger Heide sieht, von dieser einst so gottsverlassenen und höchst verrufenen Lüneburger Heide, von der ein französischer Reiseschriftsteller behauptet hat, daß sie von einem wilden Urvolk bewohnt sei? Oder gar die Ansicht von Säkkingen! Mein Freund scheint sie als die allerschönste des Buches zu schätzen, denn er will sich nicht mehr von ihr trennen und wir wären doch so neugierig, was noch alles kommt! Es kommt Straßburg, es kommt Freiburg, ach, da ist schließlich Bamberg! Und mit einem Mal liegt das schöne Bild von Goethes Gartenhaus im Schloßpark zu Weimar vor Euch: „Uebermütig siehts nicht aus, hohes Dach und niedres Haus". Ja, es sind hundertvierundvierzig Aufnahmen, es ist eben ganz Deutschland und es ist das eine Bild schöner und liebenswerter als das andre: man kann nicht bei jedem „Ah" und „Oh" rufen. (Es möchte sonst auch der junge Mann bemerken, daß wir hier sind und das soll er doch nicht.) Aber da gibt es noch viele schöne Dinge: da gibt es das Breslauer Rathaus, das wohl der stärkste Profanbau des späten Mittelalters ist; und da gibt es Sanssouci, das der Despot Friedrich erfunden und das ihm sein getreuer Knobelsdorff gehorsam nachbauen mußte; und da gibt es Tangermünde, dieses Tangermünde aus Ziegelbauten des fünfzehnten Jahrhunderts, dieser frühere Hauptsitz der Markgrafen von Brandenburg und heute eine Stadt, die man versunken und von Schatten bewohnt glauben möchte; und da ist Rügen, die größte deutsche Insel, und da sind Danzig und Posen, — aber jetzt schlägt der junge Mann das Buch zu. Das ist schade. Doch er lächelt. Er reckt ein wenig die Arme und sinnt in die Luft. Dann pafft er zwei, drei tiefe Züge. Und nun greift er schon nach dem andern Buch und schlägt es auf.

* * *

Digitized by Google

Es hat aber keine Bilder. Und man kann es weniger anschaun, als eine Unmenge schöner Dinge darin lesen. Es heißt „Der deutsche Erzähler", ist auch bei einem Langewiesche, doch bei einem andern, bei Langewiesche-Brandt, erschienen und Wilhelm von Scholz hat es herausgegeben. Dieses Buch ist ein wahrhaft deutsches, das heißt: ein gründlicher Erzähler. Siebenhundert Seiten hat es, auf den siebenhundert Seiten stehen nicht weniger als hundertzweiundvierzig Erzählungen, und alles zusammen kostet eine Mark und achtzig Pfennige. Der Verleger hat an die Verwundeten gedacht: an ihren langen Tagen kann man ihnen schwerlich ein besseres Buch auf die Bettdecke legen; sie werden damit nicht so schnell fertig, es ist still und beschaulich und es steht wohl keine minderwertige Zeile darin. Weil aber so viel darin steht und weil alles so lesenswert ist, so hat es doch einen Nachteil: man weiß nicht, wo man zuerst beginnen soll. Seht nur unsern jungen Mann an! Er blättert von vorne nach rückwärts, er blättert wieder von rückwärts nach vorne, aber je mehr Titel und Autoren ihm in die Augen kommen, desto weniger kann er sich entschließen. Manches wieder kennt er schon und er wirft einen kurzen Blick hinein, bis ihm alle Erinnerung wieder sich erfrischt. Doch warum lächelt er mit einem Mal so herzlich über das ganze Gesicht? Wie er schmunzelt! Und nun muß auch der gute Mond, der doch eigentlich schon weiter wollte, schmunzeln, weil er jetzt schon den Titel gelesen hat: denn es ist der „Schulmeisterlein Wuz" und an den hat auch unser Mond seine Erinnerungen, an sein Leben und — wer kann es jemals vergessen? — an seinen schönen sanften Tod. Denn damals ging unser Vollmond „tief und groß im Süden und bereifte mit seinem Totenlichte die Maiblümchen des Mannes und die sterbende Wanduhr und die grüne Haube des Kindes. Der leise Kirschbaum vor dem Fenster malte auf dem Grund von Mondlicht aus Schatten einen bebenden Baumschlag in die Stube . . . ." Unser Vollmoud lächelt, aber der junge Mann (der sich jetzo eine Brille auf die Nase gesetzt und so wird er wohl ein Studiosus sein), also der junge Studiosus hat schon umgeblättert und sucht heftig, beinahe erregt, in dem Buche weiter. Und wie ich den jungen Mann kenne, hätte ich Euch gleich von allem Beginn an sagen können, daß er den alten Hebel suchen wird und daß ihn nichts so rühren kann als die süße alte Geschichte vom „Kannitverstan". Ach ja, es gibt tatsächlich viele schöne Dinge in diesem Buche und man brauchte mehr Abende für sie als diesen einen. Oder möchtet Ihr etwa nicht gerne erfahren, wie der wutzlige Immanuel Kant Erzählungen geschrieben hat? Und wie wäre es mit Herder? (Von Goethe und Schiller, von Grillparzer und dem tollen Hoffmann braucht man wohl nicht erst zu reden.) Und die schöne Erzählung Brentanos vom „Tode der Mutter", mit diesem dunklen samtenen Ton der Sprache, mit dem großen Wald von Märchen und Rehe, mit diesem „Himmel

Digitized by Google

voll Sterne" und einer katholischen Gläubigkeit in jedem Wort, die wir Enkel schon lange verlernt haben .... Unser guter Studiosus blättert nicht mehr um. Nun liest er schon tief und seiner selbst vergessen. Wir möchten um alles gern noch einmal über seine Schulter lesen, — aber jetzt macht sich der freundliche Mond schon böse. Er hat höchste Eile. Er trägt uns mit sich fort. Noch einmal blicken wir rasch zurück; aber der heimgefundene Sohn schaut nicht auf. Uebrigens ist seine Zigarre ausgegangen.

Die Wildgänse

Durch die herbstliche Nacht, wie ein breitmächtiger Pflug,
Wühlt in silbriger Luft der wilden Gänse lärmender Zug.
Wir, das Gewehr in den Händen, zur Seite die schlanken Geschütze,
Ahnen erschauernd die schwingenden Blitze,
Die sich ob unserem Elend zu neuer Ferne erheben —
Auf in den Morgen! Auf in das Leben!

Zu unseren Häuptern das brausende Flügelschlagen!
In unseren Brüsten das alte, gleichtönige Fragen:
„Friede, o segnender Friede! Wann gibst Du uns Deine Hand?
Einsamer Funke, wann zündest Du wieder in Klarheit das Land?!"

Ach! wo wir in tönenden Worten erklingen,
Heben die Vögel die zuckenden Schwingen —
Vogel, flieg auf!
Wo wir in Qual und Herzeleid ächzen,
Fliegen die Vögel! Hart klingt ihr Krächzen
Ueber ermordete Wälder entlang —
Bis an die Sterne streift ihr Gefieder,
Brennende Tropfen fallen hernieder —
Jauchzende Taten! Triumphgesang!
— — Seele! o meine Seele, flieg auf!

Max Barthel, Musketier (Argonnen)

Digitized by Google

Die gottlosen Jahre

Will man die neue Lyrik in einigen wirklich aufschlußreichen Dokumenten kennenlernen, so muß man auf Bücher zurückgreifen, die vor August 1914 entstanden sind. Der Krieg bedeutet für die Lyrik zunächst nur eine stoffliche Bereicherung. Daß aber eine Erweiterung des Stoffkreises im Bereiche der Kunst niemals das Primäre einer neuen, aus dem Innern schöpfenden Entwickelung sein kann, bedarf für diejenigen, die sich über die seelischen Voraussetzungen des Kunstwerks nicht völlig täuschen, keiner Erörterung mehr. Besonders für die Lyrik, die immer nur das eine, freilich unendliche Thema: „Ich und die Welt" variieren kann, ist das jeweilige Motiv nur von untergeordneter, zufälliger Bedeutsamkeit. Denen, die darüber klagen, daß der Krieg keinen großen Dichter erzeugt habe, ist eben der Sinn der Kunst nicht minder wie das Wesen des Krieges eine terra incognita geblieben. Die ihrer Begabung sicheren Künstler haben durch den Krieg keine Wesensänderung erfahren; aber für die schwankenden Gestalten des deutschen Parnasses ist das große Geschehen eine furchtbare Gefahr, weil der übergewaltige Stoff sie entweder ganz erdrückt oder — wenigstens in den Augen der Urteilslosen — die Mängel ihrer kleinen Individualität verdeckt. Auf dem Strome des nationalen Lebens treiben zahllose Eintagsblüten der Poesie. Wer aber möchte in den Stunden des nationalen Existenzkampfes einem Inhaber des Eisernen Kreuzes oder einem verwundeten Kämpfer seine mittelmäßigen Verse vorwerfen? Aber wenn die Gesinnungstüchtigkeit Trumpf ist, muß die Muse ihr Haupt verhüllen. Der größte Teil der in der Presse abgedruckten Gedichte ist Material für den Kulturkritiker, nicht für den aestheti-schen Beurteiler. Wenn man in einer für vornehm geltenden Tageszeitung den genialen Vers liest: „Hauet die Kosaken, daß die Knochen knacken", so kommt man gar zu der Ueberzeugung, daß der Kulturkritiker den Psychiater zu Rate ziehen muß. — —

Vor dem Kriege war eine Lyrik im Werden, die der Ausdruck eines neuen Lebensbewußtseins ist. Nie gehörte Sturmlieder durchbrausten „die sterilen Zonen" deutscher Lyrik. Neue Fahnen wurden entrollt und einige Fahnenträger — ich erwähne nur Stadler, Trakl und Lichtenstein — mußten ihrem Lebenswerke die Krönung schuldig bleiben, weil sie ihr Sein dem Vaterlande opferten. Ver sacrum! — Ein Versbuch sei hier der Beachtung empfohlen, weil es besonders symptomatisch ist für den Kreis der jungen Dichter und weil es wegen seiner besonderen Artung dem Verständnis der Menge noch schwerer zugänglich ist als die anderen Manifestationen des neuen Wollens. Ich meine Alfred Wolfensteins Gedichte, die unter dem Titel: „Die gottlosen Jahre" bei S. Fischer 1914 erschienen sind. Kennzeichen — die Böswilligen mögen sagen: Kainszeichen — dieser Gedichte ist ihre kaum noch zu steigernde Intellektualität. An diesem Buche erleben wir deutlich, was unsere Generation von den Naturalisten um 1890 trennt. Arno Holz und seine Schüler glaubten der Lyrik einen neuen Inhalt zu geben, wenn sie die bis dahin üblichen Requisiten als da waren Rosen und Nachtigallen durch Telephon und Trambahn ersetzten. Es entstand eine „Großstadtlyrik", die vom „Milieu" ausging und im Milieu stecken blieb. Der Dichter, dessen Mit-Leid der Welt gehört, beschränkte sich auf einen kleinen Ausschnitt der Welt, auf die

Digitized by Google

Proletarierkaste und ihr kapitalistisches Gegenspiel. Daß die Lyrik dabei gewonnen hat, wird man kaum behaupten können. Lyrik, die aktuell sein will, verzichtet damit auf ihr eigentliches, ihr eingeborenes Wesen, das allmenschlich und übersichtlich ist. Wolfensteins Buch ist auch Großstadtlyrik oder richtiger: Lyrik eines Großstädters. Aber nicht, weil seine Gedichte von Auto oder Untergrundbahn wissen, sondern weil sie der notwendige Ausdruck eines spezifischen Erlebens sind, das an eine sozialpsychische Einheit, die wir Großstadt nennen, untrennbar gebunden ist. Die moderne Stadt gibt Wolfensteins Buch den Geist, der vergangenen Generation gab sie allenfalls den Stoff. Verlaine wollte die Lyrik auf akustische Wirkungen einstellen. Wolfenstein verzichtet nicht nur auf das Musikalische, sondern auch auf alle dekorativ-ornamentalen Elemente. Daher das Fremdartige seiner Kunst, das Oberflächliches abstößt. Man wird Wolfensteins Gedichte am besten als lyrische Expressionen eines Ethos sehr verlangender Art bezeichnen können. Wenn seine Verse sich zumeist noch um das eigene Ich konzentrieren, so geschieht das nicht aus Isolierungsrausch, sondern aus der Erkenntnis, daß der Jugend zunächst das Innere ethisch viel zugänglicher ist als die Welt. In der Selbstbescheidung Wolfensteins äußert sich eine schätzenswerte Erkenntnis seines künstlerischen Vermögens, denn der Satz: Qui trop embrasse, mal étreint, gilt nicht nur für das Gebiet der hohen Politik. Der Dichter der „Gottlosen Jahre" ist nicht in Worte verliebt, sondern in ein Weltbild seiner eigenen Formung. Er wird zum Ziele gelangen, weil er den Weg weiß, der gerade seiner Individualität gemäß ist. Die Wurzel seines Dichtertums ist echt. Mehr kann und darf man über ein Erstlingsbuch nicht sagen.

Paul Mayer

Der erste Friede

Der kleinste Gegner, Montenegro, hat die Waffen gestreckt. Militärisch ein voll verdienter Erfolg der tapferen österreichisch-ungarischen Truppen, die ihn in einem der schwierigsten Gelände erkämpfen mußten. Doch in Hinsicht auf die Breite des Ganzen nur ein kleiner Abschnitt.

Politisch dagegen stellt er ein ganzes Nest von moralischen Nadelstichen und einen schwerwiegenden Realgewinn Oesterreich-Ungarns gegen Italien vor. Die moralischen Demütigungen treffen die gesamte bunte Reihe unserer Gegner. Von Rußlands offen bekundeter Ohnmacht, seine einstigen Balkanvasallen mit keinem Finger schützen zu können, angefangen — bis zur denkwürdigen Erklärung König Nikita's an den ganzen Vierverband, „er sei nunmehr zur Einsicht gelangt, daß keine der Vierverbandsmächte mehr in der Lage ist, den oft versprochenen Schutz der kleinen Verbündeten zu leisten und müsse sich daher zur Erhaltung des staatlichen Bestandes von Montenegro unter den Schutz der Mittelmächte stellen, die ihn gewähren können."

Der seiner politischen Schlauheit wegen bekannte König der schwarzen Berge hat zweifellos voll ermessen können, wie er mit dieser Kapitulation zu einem gewaltigen Riß durch das Bild der italienischen Zukunftsträume angesetzt hat. Eine Gewichtsverschiebung in der Adriavorherrschaft zugunsten Oesterreich-Ungarns ist angebahnt. Der eroberte Lowzen, der freie Weg zur Lösung der albanischen

Digitized by Google

Frage, aus der Italien schon seine Hände ziehen muß, auf der einen Seite — und dagegen auf der andern: nur mehr die schwanke Hoffnung auf Saloniki, das weit eher einem verlorenen Posten gleicht, als dem Ausgangspunkt einer Wiederherstellung der Balkanposition aller Vierverbandsmächte.

Dieser erste, kleine Friede berechtigt wohl noch zu keinem Optimismus über die Nähe des großen Friedens — aber er ist unleugbar ein freundliches Ereignis.

Als solches verdient er an sich — auch ohne politische Zukunftserwägungen über seinen Wert — als Teilgewinn im Kalkül der Menschlichkeit beobachtet zu werden. König Nikita hat als Erster der Einsicht nachgegeben, daß ein hoffnungsloser Kampf nur zu einer Menschenschlächterei führen müsse. Und hat damit sein Land, seinen Thron und ungezählte Einzelexistenzen gerettet. Nicht alle besitzen Selbstzucht und Beherrschung genug, um im richtigen Augenblick abzubrechen. V. S.

Eine Kunstgeschichte

Die große, sechsbändige „Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker" von Karl Woermann (Leipzig, Bibliographisches Institut) fängt nunmehr in zweiter neubearbeiteter und vermehrter Auflage zu erscheinen an. Das Werk ist ein Stolz unserer wissenschaftlichen Literatur und wurde bisher reichlich zu volkstümlichen Zwecken nicht nur, was sein Verfasser gewiß billigt, ja wünscht, sondern auch sonst fleißig ausgeschrieben worden. Es gehört in alle öffentlichen Bibliotheken, die es nicht unterlassen sollten, die neue Ausgabe anzuschaffen. Selbstverständlich zeichnet es sich auch durch viele und gute Abbildungen aus. So hat der vorliegende erste Band, der die Kunst der Urzeit, und der alten Kunst Aegyptens, Westasiens und der Mittelmeerländer behandelt, 548 Abbildungen im Text, 11 Tafeln in Farbendruck und 71 Tafeln in Tonätzung und Holzschnitt. In dem Vorwort spricht der Verfasser allen, die ihn bei seiner Arbeit gefördert haben, darunter sind auch Namen des feindlichen Auslandes, seinen Dank aus. Dieser erste Band ist zwar noch unmittelbar vor dem Ausbruche des Krieges erschienen, aber es ist wohl zu hoffen, daß der Verfasser während der Kriegszeit fleißig an der Förderung des Werkes arbeitet und so an seinem Teil beweist, daß, in Deutschland wenigstens, die wissenschaftliche Tätigkeit durch den Krieg nicht völlig unterbrochen wird. Zwar stehen viele jüngere Kräfte der Wissenschaft im Felde, was aber im Lande bleibt, setzt seine Arbeit normalmäßig fort, denn das Leben geht weiter und zum Leben gehört für uns auch die Wissenschaft. E. P.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Digitized by Google

Bismarck — Andrassy — Crispi

Von J. P. Buß (Heidelberg)

Gerade aus dem Erleben der Gegenwart und in Sonderheit der Geschichte dieses Krieges heraus erscheint eine Neubelebung der Taten und Werke der geschichtstragenden Persönlichkeiten vergangener Generationen als ein dringendes und eigenes Postulat. Denn nur durch eine solche historische Betrachtungsweise kann der Jetztzeit und den Konstellationen der Stunde neues Leben und neue Gestaltungskraft zuströmen. Wenn auch der Weltkrieg im letzten Ende das Ergebnis einer notwendigen historischen Tendenz ist, so darf das nicht hindern in der Erkenntnis, daß das gewaltige Vermächtnis der genialen Staatsmänner des 19. Jahrhunderts, das Werk Bismarcks, Andrassys und Crispis: der Dreibund, doch für Jahrzehnte eine sichere und reale Grundlage für die Erhaltung des Friedens unter den europäischen Großmächten gewesen ist.

Als im März des Jahres 1857 Napoleon III. in einer Unterredung mit Bismarck die Aeußerung tat, er denke sich als Ergebnis eines nächsten Krieges ein Verhältnis der Intimität und Abhängigkeit Italiens von Frankreich und die Erwerbung einiger Küstenpunkte, um das Mittelmeer „à peu près" zu einer französischen See zu machen, und sich für den Fall, daß er wegen Italien mit Oesterreich in Krieg geriete, die Neutralität Preußens zu sichern versuchte, erhielt er von dem jungen, aber einem Napoleon III. schon damals weit überlegenen Diplomaten die offene und unzweideutige Antwort: Es läge außer aller Wahrscheinlichkeit für König Friedrich Wilhelm IV., auf dergleichen einzugehen. — Bismarck hatte schon lange vor dem Kriege von 1866 die nationale Notwendigkeit eines späteren deutsch-österreichischen Bündnisses erkannt. So schreibt er in seinen „Gedanken

Digitized by Google

und Erinnerungen": „Daß Oesterreich und Preußen, sobald sie einig, eine Macht in Europa darstellen, welche leichtfertig anzugreifen keine der anderen Mächte geneigt war, hat der Verlauf der dänischen Verwicklungen gezeigt." Er gibt aus diesem Anlaß eine Psychologie der englischen Politik, wie sie gleichermaßen von den späteren und zeitgenössischen englischen Politikern gehandhabt worden ist. Das Schwergewicht der beiden deutschen Großstaaten müsse stark genug sein, um die bekannten englischen Einmischungsgelüste bei kontinentalen Fragen zurück zu halten. „In einem preußisch-österreichischen Einverständnis liegt unsere Deckung gegen englisch-europäisches Eingreifen".

Das erste Ziel des Realpolitikers Bismarck war, alle Zeit das zu erstreben, was politisches Bedürfnis forderte. Und wenn ihm seine Politik gegenüber Oesterreich im Jahre 1866, wobei er mit weltpolitischem Weitblick die künftige notwendige Gestaltung der Beziehungen zur habsburgischen Monarchie voraussah, in militärischen Kreisen Verstimmung schuf, so erachtete er dies als Wirkung einer militärischen Ressortpolitik, der er entscheidenden Einfluß auf die Staatspolitik nicht einzuräumen gewillt war.

Auch die öffentliche Meinung und die Fügsamkeit und Abhängigkeit Italiens von Frankreich hatte Bismarck schon 1866 zur Genüge kennen gelernt. Im Frühjahr dieses Jahres veranlaßte er den General Govonne in Italien anzufragen, ob Preußen auch gegen napoleonische Verstimmungen auf Italiens Vertragstreue rechnen könne, und erhielt die Antwort, daß eine solche Rückfrage an demselben Tage nach Paris telegraphiert würde mit der Anfrage, „was man antworten solle?" Als Bismarck zu Ende der siebziger Jahre vor die Wahl zwischen Oesterreich und Rußland gestellt war, schienen ihm bereits die Gründe, die auf ein österreichisches Bündnis hinwiesen, so zwingender Natur, daß er nach einem solchen auch gegen den Widerstand der öffentlichen Meinung Deutschlands gestrebt hätte.

Die erste welthistorische Begegnung Bismarcks mit Andrassy am 27. und 28. August 1879 in Gastein gestaltete sich zu einer

Digitized by Google

Verständigung über ein rein defensives Bündnis gegen einen russischen Angriff auf einen der beiden Teile. Andrassy war im Grunde immer in vollster Harmonie in allen bedeutenderen politischen Fragen mit dem großen Kanzler vorgegangen. Er äußerte sich in einem Brief an seine Frau (9. September 1879): „Ich zweifle nicht, daß wir die gegenseitige Assekuranz abschließen und dann kann ich mit dem Bewußtsein gehen, daß ich, was ein Mensch nur erreichen konnte, für das Wohl der Monarchie erreicht habe". Andrassy vertrat bis zum Abschlusse des Bündnisses den Standpunkt, daß erst der Krieg mit Rußland den casus foederis herzustellen vermöge. Bismarcks innerste Ueberzeugung stand auf der Seite Andrassys; wenn er auch mit Rücksicht auf Kaiser Wilhelm in seinen Unterredungen mit dem Grafen immer wieder versucht hatte, den casus foederis auch im Falle eines Krieges mit Frankreich zu konstruieren, so eignete er sich doch den von Kaiser Franz Josef und Andrassy gegenüber Rußland und Frankreich vertretenen Standpunkt an. Bismarck und Andrassy waren sich längst über Fassung und Inhalt des Bündnisvertrages einig, nicht aber der Kanzler und Kaiser Wilhelm, der in alter persönlicher Zuneigung zu Alexander von Rußland nur in dem Falle den Vertrag genehmigen wollte, wenn er an Alexander offen schreiben könne, er habe mit Oesterreich-Ungarn einen Vertrag abgeschlossen, der auf ein Defensivbündnis gegen einen Angriff Rußlands hinauslaufe. Bismarck war außer sich vor Wut und drohte fortwährend mit seinem Rücktritt. Er kämpfte einen Kampf um einen Vertrag mit seinem Souverain, der in seiner Eigenart in der Weltgeschichte seinesgleichen nicht findet, und der nur nach wiederholten energischen Rücktrittsdrohungen Bismarcks endlich am 16. Oktober 1879 durch die Sanktionierung zu dem von den beiden Staatsmännern gewünschten Abschluß gelangte. Bismarck und Andrassy waren des festen Glaubens, daß das Bündnis den Interessen und den historischen Traditionen, wie der öffentlichen Meinung beider Staaten entspreche. Für Andrassy galt es als unzweifelhaft,

Digitized by Google

daß Oesterreichs Machtsphäre nur im Osten Europas zu suchen sei; dort müsse es eine dominierende Stellung einnehmen, um eine Entwicklung im Orient zu hindern, die die Ruhe und Interessen der Monarchie gefährden könnte. Der 3. Februar 1888, der Tag der Veröffentlichung des Bündnisvertrags zwischen Oesterreich und Deutschland, war nicht nur die größte Genugtuung für Andrassy über den Erfolg seiner Politik, sondern er rettete in jenen Tagen zum ersten Male den bedrohten Frieden Europas.

In einer raffinierten Ausnützung der politischen Situation hatte Bismarck auf Italien einen Druck auszuüben vermocht, der den alten Feind Oesterreichs notwendig veranlaßte, den Anschluß an das Bündnis zu suchen. Schon im Jahre 1880, angesichts der Aktion Frankreichs in Tunis, hatte Italien auf Betreiben Crispis in Berlin offiziös Fühlung genommen. Bismarck hatte darauf die unzweideutige Antwort gegeben, „daß der Weg nach Berlin über Wien führe, und daß Italien vor allem auch dort die besten Beziehungen anknüpfen müßte, wenn es die Bande alter Freundschaft mit Deutschland erneuern wollte". Aber obwohl Oesterreich-Ungarn versichert hatte, daß es einer Erwerbung von Tripolitanien wie auch einer Besitznahme Kretas durch Italien keine Schwierigkeiten bereiten werde, konnte man sich in Rom vorerst zu einem solchen Schritte nicht entschließen. Crispi erkannte in der tripolitanischen Krisis die ganze Isoliertheit Italiens. Er war fest entschlossen, den Krieg mit Frankreich, der nach seinen eigenen Worten „einem Bürgerkrieg in Italien gleichkommen würde", mit allen Mitteln zu verhindern; andererseits war er bemüht, durch einen eventuellen Anschluß an Deutschland und Oesterreich für Italien möglichst viel zu gewinnen. Als er in einer Unterredung mit Bismarck die Aeußerung tat, eine Provinz an der Adria genüge den Italienern nicht als Kompensation für eine spätere Wegnahme Bosniens und der Herzegowina durch Oesterreich, und Italien hätte keine Grenze nach Osten, wurde der Kanzler sehr deutlich abweisend: „Nein, ich will weder die bosnische Frage noch viel weniger die

Digitized by Google

ihrer Ostgrenzen berühren. . . . . Ich möchte nichts berühren, was dem Grafen Andrassy mißfallen könnte, denn ich will ihn mir als Freund erhalten".

Aber durch den Abschluß des Bardo-Vertrages (12. Mai 1881), der Tunis zu einer französischen Domäne machte, hatte die leidenschaftliche Erbitterung der italienischen Volksseele ihren Höhepunkt erreicht, die zu einer entscheidenden Wendung in der auswärtigen Politik des jungen Königreiches führen mußte.

Solcher Art waren die Voraussetzungen für den Eintritt Italiens in den Dreibund. Nicht aus eigenem inneren Antrieb hatte Crispi und die italienische Politik großen Anteil am Zustandekommen des Dreibundes genommen, sondern einzig und allein aus großer politischer Not. Auch wenige Jahre nach seinem Bestehen wähnte Crispi, daß eine dauernde Freundschaft zwischen Oesterreich und Italien zwar große Schwierigkeiten zu bestehen hätte, aber doch wohl möglich wäre. Er wollte in seinem Alter mit Fürst Bismarck für die Erhaltung des Friedens und für nichts anderes leben und arbeiten. Das Bündnis mit Oesterreich sollte — wie Crispi meint — als Zweck haben: Die Vorbeugung, nicht die Herausforderung, die Ordnung, nicht die Zerstörung.

Wie ungeheuer weit sich die Nachfolger Crispis in ihrer Politik von solchen Richtlinien entfernt haben, ist uns ja noch im neuesten Angedenken. Sie haben sich durch eine kräftige aktive Wiederaufnahme der „Mare-Nostro"-Politik und durch die fortwährenden „Extratouren" einfach über die Existenz des Dreibundes hinweggesetzt, anstatt — dem Vorbild ihrer Verbündeten gemäß — dem nach außen hin „fertigen" Nationalstaat Italien eine so dringende Konzentration und Pflege innerer Aufgaben und Kultur angedeihen zu lassen.

So ist der 20. Mai 1915 doch in letzter Hinsicht das Ergebnis einer historischen Tendenz, deren Katastrophe abzuwenden die erste nationale Pflicht der zeitgenössischen italienischen Staatsmänner hätte sein sollen.

Digitized by Google

Der französische Soldat mit den deutschen Gedanken

Von Max Hochdorf

Dieser Krieg, der manches Rätselvolle geschaffen hat, ist auch einem Wunder förderlich gewesen, das nicht übergangen werden darf. Es ist das Wunder von einem französischen Soldaten, der sich in den Schützengraben gegen die Deutschen legen mußte. Aber während er dort lag und die Flinte auf den Gegner zielte, dachte er nicht die großen lateinischen Gedanken, mit denen die Kameraden neben ihm angefeuert wurden. Auch hetzten ihn nicht jene wilden Gefühle des Hasses, die rings um ihn Aufregung verstreuten. Nein, der französische Soldat, der an den Minengängen zur Zerstörung der deutschen Schützengräben mitarbeitete, war bei all dieser Pflicht voll von deutschen Gedanken und deutschen Gefühlen. Was noch seltsamer ist, er hat von dieser merkwürdigen Entfaltung seines Inneren gar nichts gewußt, als er nach den Stunden der furchtbaren Ermüdung Geständnisse und Selbstgespräche niederschrieb, die jetzt eben in der „Revue de Paris" abgedruckt worden sind. Ja, auch die Zeitschrift, die mit Erbauung und Stolz diese Bekenntnisse einer vermeintlich französischen Seele abdruckt, gibt sich keine Rechenschaft davon, daß sie eigentlich einem deutschen Schwärmer das Wort ausliefert. Er ist ein Soldat in französischer Uniform, der alle Offenbarungen seines Herzens der Mutter nach Paris übersendet. Man achte darauf, daß jedes der Stücke für die Mutter bestimmt war und nicht etwa für die Geliebte oder für die Gattin. So konnte die Beweiskraft dieser Briefe durch keine jener winzigen Falschheiten geschwächt werden, die vielleicht jeder vor der Gattin oder der Geliebten spielen läßt.

Digitized by Google

Grundstimmung dieses Franzosen mit den deutschen Gedanken ist, daß er sich Beethoven verwandt fühlt. Nicht dem glücklichen Genie, das noch fröhlich schafft und nichts von den Leiden ahnt, die ihm durch Neurasthenie und Trübsal zufallen werden, sondern schon dem geprüften Dulder. Er schreibt: „Ich hab gerade das Alter Beethovens, als er von seinem Leiden heimgesucht wurde, und ich dachte an das bewunderungswürdige Beispiel, das gegen dieses Hindernis aufgeboten wird. Für ihn mußte dies Hindernis ebenso entscheidend sein wie für uns die Gegenwart. Für mich war Beethoven die mächtigste Uebersetzung der Schöpferkraft". Und er setzt hinzu: „Ich schreibe schlecht, denn ich schlafe noch". Man könnte im Gegenteil sagen, der französische Soldat schrieb sehr gut und besonders sehr deutlich, weil er noch im Schlafe und im halben Bewußtsein schrieb. Da erreichten ihn nicht die tausend Stimmen der Kameraden ringsherum, die ihn von der geraden Linie seiner Eingebung abgelenkt hätten. So darf er ohne Einschränkung und ohne fremdes Einflüstern beichten; er muß sich verraten so, wie er im Ehrlichsten und Innersten ist. Und dies Bekenntnis, das ihn zu Beethoven bringt, macht ihn auch zu einem Anhänger und Getreuen noch anderer deutscher Meister: Wenn er im Novemberfrühreif durch die Felder marschiert, dann wird er an die zarten Hintergründe auf Bildern Albrecht Dürer's erinnert. Er hätte doch genug Beispiele auch für solche Tönung der Landschaft in der Kunst seines eigenen Landes; doch nein, weder die scharfen Lichtseher um Cézanne oder Pisarro noch die idyllischen Verschönerungen der Landschaft durch Watteau oder Claude Lorrain sind ihm im Gedächtnis geblieben, sondern allein etwas, das beinahe nebensächlich erscheint in der Dürer'schen Kunst, das nur verborgen hinter seiner Inbrunst geschimmert hat.

Wenn dem Fremden solche Züge aufgefallen sind, wenn sie ihn noch umschweben, als der Marsch vorwärts und geradeaus in ein Leben geht, das vielleicht bald durch den Tod abgelöst werden könnte, dann muß der Fremde und Franzose dem deutschen Meister mehr als oberflächlich verschrieben gewesen sein.

Digitized by Google

So war der heilige Abend der Weihnacht gekommen, und unter den Franzosen lag den Deutschen gegenüber unser Schwärmer. Was er nun erlebt, ist nicht von der rein geistigen Würde, die er in der Bewunderung Beethovens oder in der Anbetung Dürers zeigt. Es ist die kleinere, rührende Weichheit, die zu dieser Nachtstunde die deutschen Gemüter angreift. Es ist nichts anderes als gefühlsselige deutsche Weihnachtslaune, vor der sich auch — besonders im Felde — die härtesten Männer nicht retten können. Er schreibt: „Wisse, daß überall ein Choral in den deutschen Linien aufstieg, wenn das Flintenfeuer aussetzte. Uns gegenüber sang ein wundervoller Tenor dies feindliche Weihnachtslied, und dort, wo unsere Linien begannen, antwortete die Marseillaise". Wir kennen dieses Weihnachtslied, dem die Marseillaise geantwortet hat. So wie dieser Kriegsgesang von dem unter deutschem Tannengrün zu singenden Kirchengesang verschieden ist, so weicht auch in dieser Nacht das Temperament des französischen Soldaten von der Gesinnung aller seiner Freunde ab. Nur 48 Meter ist sein Stand von den Deutschen entfernt. Da hätte er wohl alles Recht, mit den Verwünschungen und Flüchen nicht zu sparen. Aber nichts dergleichen tut er. Der Mutter erzählt er nur von seinem Geschick und er nennt die Feinde, die er nicht sehen, die er höchstens mit seiner Kugel ertasten darf, nicht die Feinde; „die Armen von der anderen Seite" nennt er sie. Das ist nun kein Hochmut, der ihn zu solcher Sprache verleitet, und auch keine Prahlerei, weil der Aufschneider sich etwa fähig fühlt, die Armen auf der anderen Seite mit leichter Handbewegung zu zerpulvern. Nein, es ist die edelste Achtung vor dem Gegner. Es ist der Ausruf eines Jünglings, der Spinoza ebenso kennt, wie der junge Goethe ihn gekannt hat. Der französische Jüngling nennt den Namen Spinozas denn auch ausdrücklich. Menschenfreiheit ist — so ungefähr denkt es der Amsterdamer Spaniole — ein unzugängliches Ideal, aber wir müssen trotzdem darnach streben. Unser Jüngling ahnt mehr als er es denkt das Gleiche. Er sieht jetzt hinter sich und an seiner Seite Franzosen,

Digitized by Google

die in das Gegenteil von Freiheit, in den Haß, verkettet und vernietet sind. Er wittert drüben, kaum 50 Meter weit, Deutsche, denen er ähnliche Empfindungen zuschreiben muß. Doch er vergißt, daß er selber Opfer und Beute von all der Verblendung werden, daß er Kopf und Leben verlieren kann. Das entmutigt seine Liebe nicht. Teuer ist ihm das Leben der Armen von der anderen Seite, das er bedroht fühlt von dem Haß und der Verbitterung der Seinigen.

Solche Regungen sind erstaunlich bei einem Krieger. Sie sind bei diesem kaum 30jährigen Manne, dessen Namen wir heute noch nicht wissen dürfen, nur verständlich, wenn wir auch die anderen Gedanken neben seinen deutschen aufsuchen. So zeigt sich denn, daß dieser Franzose ein Urchrist und ein Mystiker ist, ein Gemisch von einem indischen Weisen und einem tiefversonnenen Künstler. Jeden Sonnenaufgang zeichnet er nach und beschreibt er. Wird die Erde in den Schützengräben aufgeworfen, so scheint ihm nichts anderes notwendiger als den Duft dieser frischen, feuchten Erde mit sehnsüchtigen Nüstern aufzutrinken. Hier ist ein Spruch, den er da findet: „Alles um uns kann verschwinden, aber die Natur bleibt trotzdem." So ist es nicht mehr merkwürdig, daß er die Patrouille seinen „schönen Nachtgang" getauft hat. Vor seinem Schützengraben blühen einige Februarblumen; er pflückt sie mit Lebensgefahr und schickt sie der Mutter.

Welch Greuel und welch Glück für einen einzigen Menschen aufgehoben! Vor und nach ihm sind solche Abenteuer noch Hunderttausenden zugestoßen. Aber niemand — wenigstens in Frankreich niemand — hatte es bisher versucht, all solche mächtigen Dinge irgendwie aus der alten Weltordnung abzuleiten. Dieser französische Jüngling tut es zum erstenmale. Er zerbricht und verzweifelt auch nicht dabei, er verflucht auch nicht und gefällt sich auch nicht im Anschuldigen und Schmähen dessen, was Vorsehung heißt und Gott. Erklären will er diesen Krieg nur, erklären will er, was beinahe gleichbedeutend ist mit einem Loben dieses Krieges. Die stumpfen, die durchschnittlichen, also die

Digitized by Google

meisten Menschen, erleben ihn gar nicht. Aber Seelen wie seine eigene, die nicht genügsam, sondern unersättlich sind, die von der tiefsten Erde bis in die himmlischste Unirdischkeit hinaufgreifen wollen, solche Seelen nehmen das furchtbar ungewöhnliche, das aus tausend Unmöglichkeiten verwirklichte Erlebnis als Befeuerung zu einer Sittlichkeit hin, die heute schon ganz abgestorben schien. Hören wir, was dieser Soldat fordert: Er verlangt, daß die Menschen seines Standes, die geistig Fruchtbaren (Intellektuellen) darauf verzichten sollen, sich als „Fackelträger" zu fühlen. Die Sprache des Soldaten ist wörtlich wiederholt, wenn hier sein Ruf niedergeschrieben wird, daß die Krieger sich fühlen sollen, wie die „ersten Mönche". Bereit müssen sie sein, die Leiden des Krieges hinzunehmen wie eine Prüfung, die ihnen wohltut. An die Wohltat der Prüfung müssen sie glauben; dann selbst, wenn sie ihnen unverständlich, häßlich, gefährlich, tödlich scheint, sie sollen das Märtyrertum ersehnen, dann sogar, wenn es mit dem Sterben droht. Ein einziges Gebet nur dürften solche Krieger, die mit dem Vertrauen und der Mönchsgewißheit ausgestattet sind, im Herzen haben: „Tempel, Dein Wille geschehe!" Sehr dunkel klingt das alles und verworren, wie der Nachhall eines Gemütes, das doch *nicht mehr gesund* ist. Denn mehr als Mut wird ja eigentlich verlangt, gefordert wird eben der Hochmut der größten Heiligen, die sich in den Tod hinein jubelten. Und diese Heiligen kommen dem Seelenarzte von heute krank vor. Anders steht es auch nicht mit dem französischen Jüngling, der von seiner Naturfreude und von den Dürer'schen Gesichten abschwenkt, um sich der Märtyrerleidenschaft auszuliefern. Er *ist* krank, die Keime zu seinem Nazarenertechtum hat er aber nicht im eigenen Lande empfangen, sondern *auch aus deutschen Sphären*. In ihm ist nämlich ein hektisch-himmlischer Engel vom Schlage des Novalis auferstanden. Die Wendung „Tempel, Dein Wille geschehe", ist nicht wörtliches Sprachgut Hardenbergs, aber jeder fühlt, daß der deutsche Freiherr dieses Bild auch in der Anschauung getragen, daß seine

Digitized by Google

Zunge es nur nicht erlöst hat. Klammerte sich Novalis so inbrünstig an sein Jenseits, dann durfte er still vor dem Gartengrab der Braut sitzen, ohne aufgestört oder zu irgendwelcher Härte der Lebenswirklichkeit verstoßen zu werden. Der französische Soldat wird aber gezwungen, zu seinem rosigen Novalisgedanken noch Handgranaten, eine gespickte Patronentasche und ein geschärftes Bajonett mitzuschleppen. Dieser Jüngling ist ein Lamm und ein Engel, und er muß Wolfs- und Scharfrichtergeschäfte tun; er muß „die Stiefel mit Menschenhirn bespritzen, Brustkörbe zertreten, durch Eingeweide stampfen".

Das Schicksal war gütig und enthob ihn bald diesen blutigen Pflichten. Wir wissen aber nicht wie; denn der Jüngling ist im Frühling dieses Jahres verschwunden. Ob er tot ist oder gefangen, ob die Metaphysik dieser Briefe sein letztes Bekenntnis gewesen ist, ob er endlich an einem Friedenstage wieder auftauchen wird, um der Welt noch mehr zu sagen? Dunkel ist alles Vermuten hierüber. Man möchte diese Finsternis beinahe loben, hätte es den meisten Menschen doch zu wehe getan, all die Grausamkeit vom Untergange dieses Jünglings zu erfahren.

Randbemerkungen

Von F. Priebatsch

Italiens größte Kolonie nach dem Kriege wird wahrscheinlich Frankreich werden, das entvölkerte Frankreich, in das bisher schon die Italiener gern einwanderten und das sie nach dem Kriege noch mehr aufnehmen wird. Sprechen doch schon d'Annunzio und Barrés von einem Lande von Sizilien bis Flandern. Wird nicht aber der Wein diese holde Eintracht trennen? In Frankreich bekämpfen sich die einzelnen Landschaften blutig wegen ihrer Weininteressen, wie wir das 1911 an den Bewohnern der Aube und Marne erlebt haben. Werden sich da Frankreich und Italien, beide auf den Absatz ihrer Weine in erster Linie angewiesen, dauernd vertragen können?

Digitized by Google

Frankreich hat immer zwischen zwei Kulturkreisen gestanden, dem südlichen — klassizistisch-lateinischen — und dem nördlichen, niederländischen (Rassetheoretiker würden sagen, germanischen, doch handelt es sich wohl zumeist um Einflüsse von Belgien aus, die man ebenso gut als keltische ansprechen kann). In der Kunst ist dies besonders wahrzunehmen; Claude Lorrain und Poussin stehen dem lateinisch-klassizistischen Kreise nahe, während Watteau und die großen Meister des 19. Jahrhunderts (Millet!) dem nördlichen zuzuweisen sind. Dies Schwanken zwischen den beiden Kreisen bringt einen der feinsten Reize der französischen Kultur hervor. Es wäre sehr zu bedauern, wenn der italienische, südliche Einfluß sich noch mehr hier ausbreitete und allmählich in großen Gebieten Europas die Herrschaft des Lazzaroni, andererseits auch die des Muschiks vorbereiten würde.

In tausend Gymnasien ist wohl in allen Festreden der letzten Zeit der Vergleich Rom—Carthago für unsern Weltkrieg ausgebeutet worden. Und doch ist er falscher als irgend ein anderes Gleichnis. Zudem wird man wohl Rom, wie es wirklich war, eher mit England als mit uns vergleichen müssen. Dort gibt es wie im alten Rom eine zähe Aristokratie, gestört bisweilen von dem Ehrgeiz turbulenter adliger Demagogen (Churchill). Und wäre nicht Lloyd George mit C. Gracchus, Kitchener mit Sulla nach Art und Anlage, auch nach Plänen und Zielen bequem zu vergleichen? Und dann, Carthago war wohl eine Handelsstadt und hatte wie auch die griechischen Diadochenstaaten Söldner für seine auswärtigen Kriege. Aber der „Krämergeist", wo ist er? Wer kann die ungeheure Leidenschaft verkennen, mit der die Stadt im letzten Kampf verteidigt ward, wer die dramatische, vielleicht theatralische Szene vergessen, in der der alte Hamilkar den Sohn von 9 Jahren schwören läßt, ewig ein Feind der Römer zu sein? Und gibt es etwas romantischeres als Hannibals Zug über Pyrenäen und Alpen, gibts etwas, was von althergebrachter Klugheit, von Rechnen und Vorsicht mehr abweicht als dieses Feldherrn Aufstieg und Untergang?

Beim Beginn der Kaiserzeit hatte das römische Reich an den Grenzen zwei unbezwungene Nachbarn, Germanen und Parther (Perser). Beiden war es weit überlegen und hätte sie unzweifelhaft unterwerfen können, wenn einer der Kaiser solange hätte von Rom abwesend sein oder einem Feldherrn den Ruhm dieses Krieges hätte gönnen wollen. Es begnügte sich daher mit starken Grenzschutzheeren, deren Führer es übrigens oft vorzogen, sich gegen ihre kaiserlichen Herren statt gegen die Feinde zu wenden. Daher blieben die Grenzen stets bedroht. Von den Feinden galten die Germanen als die mindergefährlichen; sie waren als Söldner und Colonen brauchbar, fügsam,

Digitized by Google

billig und willig, so daß die römischen Besitzer Landvergebung an sie oft dem Eigenbetriebe durch Sklaven vorzogen.

Das römische Reich erlag schließlich doch dem steten Stoße von Osten und Westen. Sorgen wir dafür, die wir zwischen dem durch Italien möglicherweise verjüngten Frankreich und Rußland liegen, daß sich nicht bei uns ähnliches wiederholt und sich eine Unterschätzung der Russen nicht einmal bitter rächt.

Zu allen Zeiten haben auch die unterlegenen Feldherrn Siegesnachrichten gemeldet, das eigentümliche dieses Krieges ist aber, daß, wo es sich nicht um ganz große Dinge, wie die Hindenburgschläge handelt, die Generalstäbe aller kriegführenden Nationen gegeneinander öffentlich polemisieren, ihre Erfolge herausstreichen und durch solche Darlegungen den Nachweis erbringen wollen, welche Bedeutung ihren Operationen eigentlich zukommt. Hoffentlich ist es nicht auch beim Friedensschlusse so, daß die verschiedenen Nationen in der Lage sind, sich herauszurechnen, daß sie eigentlich die Gewinnenden gewesen sind.

Als Träger des italienischen Chauvinismus tritt deutlich Mailand hervor, die entwickeltste, reichste, industriellste Stadt Italiens. In Deutschland erscheinen die beiden typischen alldeutschen Blätter, die im Auslande als Hauptvertreter aggressiver Tendenzen betrachtet werden, in Essen und in Leipzig, also in Rheinland-Westfalen und in Sachsen, den Hauptzentren der deutschen Industrie. In England gilt Birmingham, der Sitz des alten Chamberlain, als Hauptort der panbritischen Bewegung. Also nicht Rom, Berlin, London, sondern die Hauptorte der Masseninduſtrien. Das kann uns doch manchen Fingerzeig geben.

Unsere Presse hat es jetzt sehr schwer — wenig Inserate, Schwierigkeiten in der Herstellung (Zensur). Sie sucht sich durch Einzelverkauf schadlos zu halten und muß deshalb fette Ueberschriften machen, dick auftragen und schimpfen. Die Presse aller Länder trägt übrigens jetzt ein ganz einheitliches Gesicht. Die deutsche ist pathetisch-moralisch, will stets beweisen, daß der Gegner auch sittlich nichts taugt; die österreichische ist ruhmredig und etwas leichtsinnig, die französische hysterisch und ziemlich kindisch (redet sich stets ein, daß jede glückliche Einzelaktion besondere Herzenswünsche unseres Kaisers vereitelt habe), die englische ist bewußt „altrömisch".

Viel Kopfschütteln hat es erregt, daß bei uns und bei den Feinden, ebenso auch bei den sogenannten Neutralen, die Koryphäen in Kunst und Wissenschaft es so leicht mit ihren Kriegsaufsätzen und Unterschriften unter allen möglichen Aufrufen nahmen und so viel belangloses oder voreiliges mit

Digitized by Google

ihren Namen deckten. Es schien dies auch eine Kriegspsychose. War denn das aber im Frieden anders? War denn auch da nicht die Unterschrift eines großen Gelehrten und Künstlers ohne weiteres für jeden Aufruf zu erlangen, auch wenn dessen Inhalt den Interessen und dem Gesichtskreise des Unterschreibenden so fern wie möglich lag?

In allen Berichten über unsere Kämpfe in Südafrika wird der tüchtigen Mithilfe der Askaris in Ostafrika gedacht und geklagt, daß in Südwest ein ähnlicher Eingeborenenstamm fehle. Ist diese Hingebung der Farbigen in Ostafrika eine Folge des Systems Rechenberg?

Der Tod als Freund

Von Oskar Wöhrle

In einer Feuerpause — die Haubitzen waren blank gewischt und frisch geölt, die Russen ließen uns in Ruhe und wir hatten Zeit, in den Mannschaftsunterständen plaudernd auf dem Stroh zu sitzen — kam das Gespräch auf heikle Dinge und einer sagte, indem er die Arme gegen Himmel bog und sich reckte, daß die Gelenke knackten: „Herrgott! Ich möcht' doch mal wieder in einem Puff sein! Und wenn's zehn Mark kosten würde!"

Es war einer unter uns, frisch vom Depot gekommen, Kriegsfreiwilliger von achtzehn, neunzehn Jahren, der spitzte die Ohren, wie ein Hühnerhund, wenn ihm gepfiffen wird, und fragte neugierig: „In einem Puff möchtest du sein? Was ist das, ein Puff?"

Da ging ein Schrein und Gelächter los, daß es nur so durch die Batterie schallte. Sogar von den Nachbargeschützen kamen sie, zu schauen, was es gäbe, und als sie hörten, worum es sich handelte, klopften sie mit der flachen Hand auf die Speckseite, daß ein lauter Knall herauskam, und lachten: „Hahaha! hahaha! Der da weiß nicht, was ein Puff ist! hahaha!"

Der junge Freiwillige wurde verlegen, als er die Leute so übermaßen lachen sah. Das Rot stieg ihm in die Ohren und

Digitized by Google

in die Wangen, und an der Zartheit, mit der es die Wangen durchschimmerte, konnte man erkennen, daß er noch ein halber Knabe war. Er wollte sich nicht auslachen lassen. Er wollte vor allen Dingen wissen, was das eigentlich sei, ein Puff.

Aber als wir ihn so vor uns stehen sahen, von seinem eigenen Feuer übergossen, so kindhaft, so unverdorben, wollte keiner mit der Sprache heraus. Einer stupfte dem andern: „Sag du's ihm"! „Nein", sagte der, „sag du's ihm!" Keiner wollte. Selbst Eidenbanz, der sonst die frechste Schnauze hat, wurde dußma und sagte nur, als des Jungen Drängen nicht nachließ: „Jetzt am Tage kann ich dir's nicht sagen. Warte, bis es Nacht ist. Dann!"

Auf diesen Bescheid hin beruhigte sich der junge Mensch, meinte: „Heute abend also!" und die Leute von den anderen Geschützen verzogen sich.

Doch bevor es Nacht wurde, so um die Abendzeit, wenn bei uns daheim im Elsaß die Glocken das Ave Maria von einem Dorfe zum andern läuten, fingen die Russen ein großes Schießen an. Sie feuerten in unsere Stellung hinein, und die vierte Granate war ein Volltreffer und fuhr in den Unterstand, zwei Leute tötend und viele verwundend. Uns andere machte der Schrecken blaß.

Einer der Toten war der junge Freiwillige. Nachher, als Nacht war, und die Sterne heraufzogen, einer nach dem andern, wie man's von alten Soldaten nicht anders gewohnt ist, sagte Eidenbanz zu mir: „Es ist eigentlich ein Glück, daß er gefallen ist. Sonst hätt' ich ihn mit meiner Antwort in eine Drecklache führen müssen. So ging er wenigstens mit geputzten Stiefeln weg!"

Ich löffelte meinen Kaffee weiter. Dann sagte ich, wie aus einem Traum auffahrend: „Ja ja!" Eidenbanz hörte das nicht mehr. Er hatte sich auf die Seite gelegt und schlief. Sein Atem ging wie die Posaunenstöße eines Engels.

Digitized by Google

Der Baum

Hältst du den Baum, du Mutter, du Erdengrund, —
Weitgewölbt überm Meer, kühlt dich sein Schattenrund?

Schwangst du den Jahresreif oft schon im Sternenheer?
Ward dir dein Herz auf den Wegen erfahrungsschwer?

Sank dir in Tiefen verschwiegener Weisheit Fund?
Senkt er die Wurzeln dir bis in den Lebensgrund?

Ist es dein Sinnen, was ihm in Zweigen rauscht?
Horcht das Gevögel? hat es die Nacht erlauscht?

Gab sie's im Dämmern, wenn sie die Losung tauscht,
Leise dem Morgen, eh er dem Laub entrauscht?

Ist es dein Leben, was ihm in Säften kreist?
Ist es sein Grünen, was dich mit Jugend speist?

Da ihr gewaltig seid, ein in des andern Hut, —
Da du erwandert die Ruhe, die schenkend ruht, —
Was du getragen hast, Mutter, war alles gut!

Beate Bonus

Gedanken über Menschlichkeit

Ein Aufatmen ist es: es werden derer immer mehr, die sich aus tiefster Gewissensnot heraus sehr ernsthafte Gedanken über Menschlichkeit machen. Die Stimmen werden eindringlicher. Und laut über allen steht die, die kündet: Wir sind zu jedem notwendigen Opfer bereit, nicht aber mehr zu dem des sacrificium intellectus; das anfangs gar zu viele gar zu leicht brachten. Die Vernunft muß wieder heilig gesprochen werden. Sonst glaubt keiner mehr recht an sie. Man muß wieder aus dem allgemeinen Schematismus herausdenken dürfen. Sonst verlieren wir allmählich die wertvollste Eigentümlichkeit deutschen Geistes.

Hier ist einer, der glaubte (und zu Anfang des Krieges wohl glauben mußte), einsam der uniformierten Einheitlichkeit des Denkens gegenüberzustehen, ein Prediger in der Wüste zu sein, und er spricht doch in seinen „Gedanken über Menschlichkeit" (bei Duncker & Humblot) aus der Seele Tausender heraus, und wirklich nicht der schlechtesten Deutschen. Es ist Leopold v. Wiese, der Soziologe. Die Wüste des Geistes wandelt sich langsam, aber aus ständig sich erneuernder Zeugungskraft zum Garten

Digitized by Google

der Zukunft. In ihm darf das Kräutlein nicht fehlen, das man achtlos zertrat, von dem aber alles Lebendige erst Seele und Atem hat: Menschlichkeit. Was ist das? Eine Phrase, eine nichtige Farblosigkeit, eine lächerliche Utopie, als Vogelscheuche auf verdeckten Kanonen aufgehängt! Nein, eine Idee, so gut und so beweiskräftig wie nur je eine philosophische Idee, stark genug, über die Welt zu herrschen, mächtig wie die Idee vom Staate, und, recht verstanden, die notwendige Ergänzungsidee zu der vom kategorischen Imperativ der Pflicht, der in seinen Umwandlungen, um nicht zu sagen Fälschungen, von Kant bis zu dem sogenannten neudeutschen Idealismus absoluter Observanz vielerlei innere Wirrnis und äußere politische Folgen (durch die Alldeutschen) angerichtet hat. Ja, die Idee des Staates soll dastehen wie ein rocher de bronze. Aber jener Staatsidee, der neuidealistisch absoluten Richtung, die den unheilvollen absoluten Nationalismus als politische Folge geboren hat; die den gerade bestehenden Staat ohne jede Rücksicht auf das Entwicklungsgesetz als „Ideal" (daher dieser „Idealismus"), als gottgewollte Form und Herrschaft über uns hinstellt — ihr ist die reine Staatsidee entgegenzustellen. Diese, die zwar primär insofern ist, als man in sie hineingeboren wird, die aber nichts vom Leben des einzelnen ausschließen darf, was nicht als notwendiges Pflichtteil dem Staate zufällt, nichts von der Entwicklung aller und schließlich seiner selbst, eben aus den Entwicklungsformen aller einzelnen heraus. Wollte ein Staat das, würde er unsittlich sein in jenem Geiste, der die Menschenwürde zertritt und wider die Heiligkeit der Natur ist. Beispielhaft auf politischer Grundlage formuliert, könnte man sagen: der absolute Nationalismus steht dem relativen gegenüber wie der Staat des Absolutismus dem konstitutionellen auf demokratischer Grundlage. Der (neu hervorgetretene) absolute Nationalismus will in seinen letzten Konsequenzen auch wieder die Herrschaft des Absolutismus im Staat, wobei es garnichts zur Sache tut, ob diesen Absolutismus ein einzelner ausübt (wie früher) oder ein bestimmtes System der Machtpolitik, der Vergewaltigung der Rechte einzelner wie der Masse. Der relative Nationalismus dagegen will, aufgebaut auf der selbstverständlichen Liebe zum Vaterlande, den Beruf unseres Volkes aus seinen Wesensanlagen heraus darin erkennen, die innere Einheit der Völker zu schaffen. Er will sogar kosmopolitisch werden, aber in dem Sinne (fürchtet nicht das mißbrauchte Wort), zum Kosmos, zur Welt und zur Ordnung der Welt, zurückzukehren. Und nichts anderes treibt uns dabei als Notwendigkeit. Oder sind wir anders nicht ein Teil des Kosmos. Müßte nicht anders ein Staatsgebilde, aus dem Wahn der absoluten Machtpolitik heraus, abgeschlossen von den anderen, verdorren wie ein Zweig, der von den Säften der Wurzel abgeschnitten ist. Unser Staatsorganismus muß stark sein. Unser Staatsgefühl, dieses altruistischste Gefühl, kann nicht genug gestärkt werden.

Auch jene, die vom kapitalistischen Staate sprechen, werden einsehen und haben eingesehen, daß das lebendige Staatsgefühl auch dann notwendig ist, wenn im modernen Staate von heute der Kapitalismus eine gewisse Notwendigkeit bleibt. Die einzig mögliche Beschränkung bislang dieses notwendigen Kapitalismus liegt in der Sozialisierung seiner Kräfte. Je stärker diese Sozialisierung wird, um so sittlicher

Digitized by Google

wirkt sie, vom Staate wie vom Geiste aus. Also alles für die sittliche Aufgabe und Pflicht des Staates. Nationales Selbstbewußtsein wird sogar als notwendig und wertvoll bekannt. Nur wollen wir mit allen Kräften fort von der verlogenen Mystik und der gefährlichen Selbstüberhebung, die uns, unser Volk, unseren Staat gottähnlich und über alle anderen Völker und Staaten erhaben hinstellen will. Fort wollen wir von dem absoluten Pflichtdogma, das aus jener Mystik wächst (nicht aus dem kategorischen Imperativ der individualistischen Kant'schen Richtung!); das keine Menschlichkeit unter den einzelnen wie unter den Völkern aufkommen lassen möchte und schließlich, obwohl doch auch für Menschen gemacht, wie Vater Kronos die eigenen Kinder frißt.

Ueber diese (wie alles, nur angedeuteten) Gegensätze von Pflicht und Glück der Menschlichkeit, Pflichtethik und sogenanntem Eudämonismus würde ich etwa sagen: So wie sich Staat und Individuum zu ergänzen und jedes ineinander zu behaupten, keines aber den anderen absolut zu beherrschen haben, so Pflichtethik und Eudämonismus. Ihre Trennung durch das falsch verstandene und gefährlich mißbrauchte Dogma vom kategorischen Imperativ folgert letzten Endes alles Unheil zwischen Mensch und Staat wie zwischen den Staaten untereinander.

Was hier (in der geforderten Kürze) formuliert wird, ist aus dem Geiste der Wiese'schen Schrift heraus gesagt, auch wenn er nicht mit allen Formulierungen und gezogenen Konsequenzen einverstanden sein mag. Aber in allen Sätzen lebt, denk' ich, Wieses Grundtendenz. Und die Gedanken über Menschlichkeit, die sich jeder von diesem Weltgeschehen Erfüllte, also jeder Denkende und Leidende unserer Zeit, zu machen verpflichtet ist, laufen in Unendlichkeit den Weg vom Egozentrum zum Kosmos, vom Mensch zum Volk, von den Völkern zur Menschheit. Hier ist nichts von verwaschenen und leeren Begriffen, weil ihre Abgegriffenheit danach aussieht. Vielmehr ist gerade aus solchen Schriften, wie der tapferen und wunderschönen von Wiese, die notwendige Erkenntnis aufs neue zu ziehen: wie sehr Ideen zum Heil oder Unheil politisch praktisch sich realisieren und die Welt erbeben lassen. Alles dünkt euch Begriff und alles wird blutvolles Leben. Sehen wir zu, daß es nicht blutendes Leben wird!

Joachim Friedenthal (München)

Leid

Immer gab es unendlich viel Leid auf der Welt, aber nie ein Gefühl, das die Wucht allen Leids in seiner Endsumme und Gleichzeitigkeit hätte erfassen können, ohne zusammenzubrechen. An einem Krankenhaus vorüberzugehen und zu denken, daß hundertfältiger Schmerz sich in ungezählten Betten windet, stöhnt, mit offenen Augen daliegt, krampft das innerste Gefühl körperlich schmerzhaft zusammen. Und doch ist dies nur ein Krankenhaus von tausend Krankenhäusern.

Nichts ist der grauenhaften Majestät des Leids vergleichbar. Der Krieg hat sie noch erhabener gemacht, er hat ihr den gellenden Purpurmantel des Bluts und Feuers umgehängt, über alle Grenzen des Faßbaren ist sie hinausgewachsen. Aber dem menschlichen Geist ward es barmherzig erlassen, unirdische Dimensionen zu schauen. Ihm ward wohltätig ein kleines Mitleid geschenkt und eine große Blindheit. Das kleine Mitleid, um den ihm wahrnehmbaren winzigen Segmenten des Schmerzes, den erlösenden Tribut des Leids zu zahlen; die große

Digitized by Google

Blindheit, um sein Ego panzergleich vor dem meeranstürmenden Leid zu schützen.

Leid, über eine irdische, meßbare Größe, über eine bestimmte Grenze hinauswachsen, gewinnt etwas Unfühlbares, Undenkbares, Abstraktes. Es ist da, aber es affiziert uns nicht mehr. Die Grenze ist durch das Mitleid gezogen. Mitleid mißt fremdes Leid, Mitleid ist das ausgleichende Gegengewicht, mit dem wir uns belasten, es ist das Lösegeld, das wir zahlen, um uns selbst frei zu machen. Neben ursprünglich Gefühltem ist etwas Zweckbedachtes im Mitleid; es ist, unter der Oberfläche des Bewußtseins, dieser Gedankengang: du bist elend, ich bin glücklich — wie leicht könnte ich ebenso elend sein, wie du, Armer, — ich versöhne das furchtbare Schicksal, indem ich mit dir fühle, und einen Teil deines Leids freiwillig auf mich nehme. — Was ist Bedauern oft anders, als die nachgeahmte Gebärde des Leids! — Aber auch subjektiv gefaßt, verliert das Leid, eine bestimmte Größe und Grenze überschreitend, seine empfindbare Realität. Körperlicher Schmerz kann nicht ins Endlose wachsen; an einem bestimmten Punkt angelangt, hebt er sich selbst durch wohltätige Anästhesie der Ohnmacht auf. Und seelisches Leid, gigantisch aufgebürdet, rettet sich oft jählings (gleichsam mit einem Kopfsprung) in gleichgültige, empfindungslose Stumpfheit.

*

Zum Leid, das in der Alltagswelt Bürgerrecht hat, kam noch jenes, das dem Krieg aus unerschöpflichem Schoß entquillt. Wir leben jetzt in einer ungeheuren Atmosphäre des Leids. Jede Stunde, jede Minute strömt über von leidvollem Geschehen; es hat uns Augen und Seelen weit geöffnet, und das Maß der Schmerzen, das wir jetzt zu fassen vermögen, ist größer geworden, als es vor dem Kriege war.

Und doch ist es nur dunkel und ungefähr zu erahnen, wieviel Leid sich begibt, während man „Eins" zählt. Diese Empfindung der Gleichzeitigkeit entfesselt ein furchtbares Pandämonium. Dreißig Seeleute, viele Klafter tief unter dem Meer; ihr Fahrzeug tödlich getroffen, unfähig an das Licht zu steigen; die Motore stehen, der Lichtquell versiegt: Dunkelheit, tiefe, undurchdringliche, greifbar dicke Finsternis; und 30 Menschen in ihr, mit irretastenden Händen, tiefmitten im Leib des Meeres; vielleicht gellt ein Schrei auf, möcht' emporbringen zum Leben; 30 Menschen; sie fühlen in der Enge ihre Leiber; bis der Tod kommt — aber bis dahin — o Ewigkeit . . . Fort, wischt dieses Bild, das wie aus entsetzlichem Fieber geboren ist, von der Stirne fort! — Oder: Eltern, die ihr ins Feld ziehendes Kind zum Bahnhof begleitet haben, kehren in die schmerzliche Stille ihres Heims zurück. Ein russischer Armeeführer unfähig, den Zusammenbruch mitanzusehen, erschießt sich in Verzweiflung. Deutsche Gefangene von Zeit und Heimat abgeschnitten, schmachten in Buchara. Auf dem Landungssteg von Saßnitz wird ein menschlicher Stumpf behutsam getragen. — — — Und dies ist nun der millionste Teil des Leids, das da ist, gleichzeitig, in einer Sekunde da ist und abertausend Herzen bedrängt. Was will es dagegen besagen, erschauernd an einem nächtlichen Krankenhaus vorüberzuschreiten und all die Schmerzen und Fieber, die hinter den dunklen Mauern sind, entfesselt auf sich einstürmen zu fühlen!

*

Fast hat es den Anschein, als habe das Leid, das nicht aus dem Krieg kommt, kein Daseinsrecht. Fast könnte

Digitized by Google

man über die „seelischen" Nöten, die aus inneren, unbekannten Quellen unablässig gespeist werden, lächeln. Und doch ist auch sie da, diese sensible Wehleidigkeit, diese grundlose Trauer von Menschen, denen eigentlich nichts fehlt, als die Balanz des Innern, als der normale Ausgleich zwischen Ich und Welt. Seltsam isoliert stehen diese Menschen da, man hat sie fast ganz aus den Augen verloren, denn das Ausmaß der Schmerzen ist ein anderes geworden und für den Luxus des Leids hat man jetzt, da es als riesengroße Realität durch die Welt schreitet, kaum was übrig. Und doch sollten wir auch auf abseitiges Leid, das tausendgestaltig da ist, als der Schmerz des Verliebten, als die Zerrissenheit des Unharmonischen, als qualvoll wirre Problematik, als die schattenreiche Wehmut passiver Einsamkeit — nein, auch auf dieses Leid sollten wir nicht kalt und verständnislos blicken.

*

Vor den Sternen, zu denen es sich flüchtet, ist alles Leid gleich. Irgendwo ist ein Verstehen für alle und eine Erlösung. Irgendwo, hoch über dem zerwühlten, ruhelosen, gepeinigten Leben, schwebt die Unbewegtheit wie ein ruhevoll schauendes Auge. Menschenmitleid allein erlöst nicht. Aber das unbewegte Antlitz des Himmels in der Ruhe seines ewigen Wandels ist der sänftigende Baldachin über allem Erdenleid.

Hans Natonek

Heinrich Zille

Jeder meint, den famosen Schilderer des Berliner „Milljöhs" zu kennen. Aber ich glaube, daß auch hier die meisten nur die Oberfläche sehen. Der Künstler Heinrich Zille steht noch im Dunkeln, weil das Publikum ihn durch seine Beauftragten — Verleger, Redakteure, Kritiker — in unbewußten Egoismus seiner Freundschaft absichtlich unter jener Oberfläche hält. Das Publikum kennt nur den halben Zille und will offenbar nur den halben: den gemütlichen und offenherzigen Moabiter. Die Zeichnungen, die stoßweise ins Elementare dringen, werden mit jener unheimlichen Instinktsicherheit abgelehnt, die das Publikum allem Ursprünglichen gegenüber stets beweist. „Zille" — das ist ihm ein Begriff geworden, an dem es nun nicht mehr rütteln läßt, auch nicht von Heinrich Zille selbst. Und doch wollen wir hoffen, daß dieser eines Tages durch die Wolke verständnisvoll schmunzelnder Freundschaft, in der ihn jeder zu kennen meint, als der wahre Heinrich Zille durchstoßen wird.

Auch die Bilderserie und das Album „Vadding in Frankreich" (Verlag Dr. Eyßler-Berlin) sind nicht ganz so in das sichtbare Leben getreten, wie sie sollten. Auch hier haben freundliche Aengstlichkeiten mildernd auf die unerschrockene Natur eingewirkt — also die künstlerische Kraft gehindert. Trotzdem entstand ein prächtiges, menschlich und künstlerisch reines, schönes Buch. Die auf dem Innendeckel zu Anfang und zu Ende gleich wiederkehrende Zeichnung zweier Abschiednehmenden ist wundervoll — ein Beispiel des wahren Heinrich Zille.

Adolf Behne

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Digitized by Google

Wort und Wesen

Von Dr. Carl Jentsch

Der Lügen- und Verleumdungsfeldzug, mit dem unsre Feinde ihr Gewissen zu beschwichtigen und ihr militärisches Manko auszugleichen versuchen, ist eine ungeheuerliche und abstoßende, aber so wichtige Erscheinung, daß zukünftige Völkerpsychologen sie zum Ausgangspunkte ihrer Untersuchungen wählen werden. Franz Oppenheimer erklärt das Phänomen im letzten Dezemberheft der Neuen Rundschau auf folgende Weise. Vorläufig ist in allen europäischen Staaten die Aristokratie der Grundbesitzer noch der herrschende Stand, nach dessen Moral das Volk die seine formt. Die deutschen Rittergutsbesitzer unterscheiden sich nun dadurch von den Grundherren der übrigen Staaten, daß sie ihre Güter selbst bewirtschaften, also arbeiten, während die ausländischen müßige, also schmarotzende Grundrentner sind. Nun ist aber Arbeitslohn die einzige sittlich gerechtfertigte Einkommenart, Arbeit überhaupt die Grundlage aller Sittlichkeit und Tüchtigkeit, darum erfreut sich das deutsche Volk einer gesunden Moral; die anderen Völker können eine solche nicht haben, weil ihr herrschender Stand der Daseinsberechtigung entbehrt und diesen Mangel mit Cant und Phrase zu verhüllen gezwungen ist.

Ob die Prämissen dieser Schlußfolgerung vollständig zutreffen, mag dahingestellt bleiben; im Ganzen und Großen besteht der angegebene Unterschied, und er kann nicht ohne Einfluß bleiben auf die Volksmoral, aber die fehlerhafte Agrarverfassung der andern Staaten ist weder die einzige noch die Hauptquelle des Lügenstromes.

Zunächst ist festzustellen, daß nicht alle Unwahrheiten unserer Gegner bewußte Lügen, viele nur Produkte der Unwissenheit

Digitized by Google

sind, und es ließe sich zeigen, daß wir Deutschen zu einem großen Teile selbst schuld daran sind, indem wir durch unsere Presse das Ausland falsch informiert haben.

Sodann ist zu beachten, daß die Lügen der Westmächte (das asiatische Rußland lassen wir aus dem Spiele) verschiedener Art sind. Der Engländer ist im Privatverkehr wahrheitliebend und rechtschaffen. In der Politik aber lügen die englischen Staatsmänner mit kaltblütiger Berechnung nach dem fälschlich sogenannten Jesuitengrundsatze und stellen das Lügen ein, sobald sie wahrnehmen, daß es seinen Zweck verfehlt, mehr schadet als nützt; wie denn jetzt der Regierung in mehreren Zeitungen vorgeworfen wird, daß sie dem Volke die wirkliche Kriegslage verschleiere und damit die Lage verschlimmere. Marianne dagegen ist ein hysterisches Frauenzimmer und unfähig, Tatsachen, die ihre Eitelkeit verletzen, als wahr und wirklich anzuerkennen. Die Italiener endlich sind phantasievolle Kinder, die ihre Einbildungen für Realitäten halten.

Außerdem aber haben Italiener und Franzosen eine Eigenschaft gemeinsam, die ja wohl allgemein als das sinnfälligste Rassenmerkmal der Romanen allgemein anerkannt wird, und die an der Schwäche ihrer Wahrheitsliebe schuld sein dürfte: den lebhaften Formensinn. Oppenheimer mag von Rasse und Rassenunterschieden nichts wissen, aber es bedeutet ein Zugeständnis an den Rassenglauben, daß er meint, heiterer Sonnenschein und Wein möchten an der schönen Phrase ihren Anteil haben: vorgeschichtliche Einwirkungen von Boden, Klima und Landschaft haben doch eben wahrscheinlich die verschiedenen Volksarten (als Rassen sollte man nur die Weißen, Schwarzen und Gelben bezeichnen) geschaffen. Vollständig lassen sich freilich die seelischen Anlagen aus Natureinflüssen nicht erklären, so nicht die zarte und lebhafte Empfänglichkeit der alten Griechen für das Aesthetische der Natureindrücke. Heiterer Himmel und scharf umrissene Gebirgssilhouetten haben ihren angeborenen Formensinn ausgebildet und ihnen zusammen mit dem Anblicke des nackten Men-

Digitized by Google

schenleibes und der Versenkung ins Menschenantlitz die Schönheit erschlossen. Diesen Formen- und Schönheitssinn pflanzte der Kreis der Scipionen, dem Cicero angehörte, den gröber gearteten Italikern ein, und die aus der Mischung von Italikern und Germanen erwachsene Nation der Italiener ist mehr hellenisch als römisch ausgefallen. Von ihnen konnten die aus Germanen und Galliern gemischten Franzosen um so leichter zur Liebe der schönen Form erzogen werden, da die Gallier, die das Bunte und Glänzende liebten, dafür prädisponiert waren.

Unter dem lebhaften Formensinne kann der Sinn für das Wesen der Dinge sehr leicht verkümmern: chacun a les défauts de ses qualités, wie, wenn ich nicht irre, zuerst Frau Emile de Girardin gezeigt hat. Den Formensinn an sich darf man nicht schelten, wie das unsere allerneuesten Kunsttheoretiker tun, welche die Renaissance hassen; vielmehr haben wir den Romanen dankbar dafür zu sein, daß wir an ihren eigenen und den von ihnen verwahrten Schöpfungen der Alten unsern Formen- und Schönheitssinn bilden, verfeinern und dadurch unsere eigene Naturanlage vervollständigen konnten. (Romanen ist übrigens eine falsche Bezeichnung; weder die Franzosen noch die Spanier haben eine erhebliche Quantität Römer- oder überhaupt Italikerblut in ihren Adern; blutsverwandt sind die drei Nationen nur durch die allen dreien gemeinsame Beimischung von Germanenblut; lateinische Nationen darf man sie nennen, da sie lateinische Dialekte reden.) Es ist also zwar ein Gebrechen, aber aus ihrem lebhaften Formensinn leicht zu erklären, daß ihnen der blendende Schein mehr gilt als das Wesen der Dinge und Personen.

Und die berückendste Art des verführerischen Scheins ist für sie die tönende Phrase, überhaupt die Sprache. „Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen", spricht Faust beim Uebersetzen des in principio erat verbum. Die Griechen aber haben es so hoch geschätzt; von ihnen hat die Kirche die Bezeichnung Logos entlehnt für die Urvernunft und die schöpferische Urkraft, aus der das Universum hervorgegangen ist. Die fein gegliederte

Digitized by Google

Sprache der Griechen ist bis heute das Uebungsfeld und das Muster aller Sprachkunst geblieben, und nach griechischem Beispiel schätzen und pflegen auch die Italiener und die Franzosen ihre wohllautenden Sprachen. Isolde Kurz erzählt von einem reichen jungen Manne, der eine ältere, gar nicht schöne Signora heiratete, bloß weil ihm niemand das echte Toskanisch so schön zu sprechen schien wie sie, und ein schwerhöriger Deutscher, dem die nachlässige Aussprache seiner Landsleute so viel Pein verursacht, ist schon deshalb entzückt von Italien, weil dort auch die Frau und das Kind aus dem Volke alle Vokale so rein, hell und deutlich, alle Konsonanten so scharf ausspricht, daß das herausgeschmetterte oder melodisch gesungene quaranta, tschinquanta unmöglich mißverstanden werden kann. Es ist also kein Wunder, daß die Italiener und die Franzosen, verliebt, wie sie sind, in den tönenden Klang, eine schöne Phrase, von der sie sich hingerissen fühlen, für Wahrheit halten, und sich damit über unangenehme Wirklichkeiten hinwegtäuschen.

Und dieser Wortkult hat im Altertum ein verhängnisvolles Unterrichtswesen hervorgebracht, dessen Tradition bis heute fortwirkt. Unsre deutschen Hochschulen sind Fachschulen oder, wie die Universitäten, Komplexe von solchen, die griechische Hochschule war die Rhetorenschule, und die Römer bildeten ihr Schulwesen dem griechischen nach; Realien- und Gesetzeskunde wurden nur nebenbei gelehrt; die Hauptsache war, daß der junge Mann schön, elegant, überzeugend und hinreißend reden lernte. Auf Politik und Rechtspflege wurde die Redekunst angewandt bei jenem durch und durch politischen Volke, und da sich der Anlage zur Wortkunst die virtuose Logik zugesellte, nahm die Rhetorik den Sophistencharakter an (der Strepsiades in den „Wolken" schickt seinen Sohn in die „Denkerbude", damit er dort lerne, wie man die Gläubiger betrügt), der bei den rechtsbeflissenen Römern sich zum Advokatencharakter fortbildete. Die Rechtswissenschaft behauptete sich als das einzige lohnende Studium, weil das Vorwiegen der ästhetischen und der philosophischen Interessen und

Digitized by Google

die Verachtung „banausischer" Arbeit bei den Griechen den Fortschritt in der Technik hemmten, zu der Mathematik und Physik den Grund gelegt hatten (Archimedes schämte sich der praktischen Anwendungen, die er von seiner Wissenschaft zu machen veranlaßt wurde), und auch die Rechtspflege wurde in den Rhetorenschulen erlernt, als eine Kunst, die Gesetze zum Vorteile des Klienten zu verdrehen.

Wie grundverschieden von diesem Advokatenprozesse ist die altdeutsche Rechtssprechung gewesen, wo durch Zeugen der Tatbestand festgestellt wurde, und auf dessen Grunde die Schöffen dann ohne die Beihilfe eines Redekünstlers das Urteil fanden! In der Kaiserzeit wurden besondere Rechtsschulen eingerichtet und der letzte große griechische Rhetor, Libanius, klagt um 350, seine Kunst und die griechische Sprache verfielen immer mehr der Mißachtung; wer es zu etwas bringen wolle, müsse Latein lernen, und Jura studieren, aber Quintilians († 88) Institutio oratoria enthält noch eine Anleitung zur forensischen Beredtsamkeit, die beinahe aussieht wie eine Prozeßordnung. Grade dieser Mann nun hat, als edler Charakter, die Gefährlichkeit seiner geliebten Kunst durchschaut. Wenn wir, schreibt er, den Bösewicht darin unterrichteten, mit der schärfsten Waffe nicht den Landesverteidiger, sondern den Straßenräuber ausrüsteten, dann würden wir der Gesellschaft den denkbar schlimmsten Dienst erweisen, und die Beredtsamkeit wäre die verderblichste aller Künste. Er tröstet sich damit, daß ein böser oder schlechter Mensch nimmermehr ein guter Redner werden könne. Er hat Recht, wenn man gut im strengsten Sinne des Wortes nimmt; aber ein wirksamer Redner, und das versteht die Masse unter einem guten, ist unter andern auch Herr Gabriele d'Annunzio. Die Schätzung der Rhetoren-, Sophisten- und Advokatenkünste nun hat sich in den italienischen und französischen Schulen bis heute fortgepflanzt, und wirkliche Advokaten, Advokaten von Beruf, sind es, die von der parlamentarischen, der Schwatz-Maschinerie ans Ruder gebracht werden, und die das Staatsschiff dem Abgrunde zusteuern.

Digitized by Google

Unsre Regierung gründet ihre Politik nicht auf Schein und Phrase, sondern auf die Bedürfnisse des eignen Volkes und auf die richtige Schätzung der wirklichen Kräfte der Völker und Staaten. Die matter-of-fact men an der Themse werden nur durch ihre Unkunde ausländischer Dinge und Zustände gehindert, ebenso zu handeln. Doch sind weder die Engländer noch wir selbst gegen die Gefahr, durch Phrasen mißleitet zu werden, völlig gefeit; leider ist es jetzt zu spät und zugleich zu früh, ausführlich nachzuweisen, welches Unheil diesseits und jenseits des Kanals die Redensarten von der Seeherrschaft, der Weltherrschaft, der Konkurrenz, dem Platz an der Sonne angerichtet haben.

Die Ostermesse in Rom

Eine Spitzbubengeschichte von Paul Ernst

An der Via Appia auf der ersten Erhöhung vor Rom liegt das Grabmal der Cäcilia Metella. Man hat von ihm einen sehr schönen Blick auf die Ewige Stadt.

Ein wohlgenährter und zufrieden aussehender Mann kommt auf einem Maultier langsam und behaglich von den Bergen her auf der Via Appia angeritten. Ein dick geschwollener Mantelsack ist hinter ihm aufgeschnallt, sein Anzug ist sauber und adrett, das Maultier sieht glatt und rund aus und klingelt fröhlich mit seinem Glöckchen. Bei dem Grabmal der Cäcilia Metella hält er sein Tier an, legt die linke Hand über die Augen und besieht wohlwollend die Aussicht, welche sich ihm bietet. Dann sagt er zu sich: „Dieses wäre nun wohl der passendste Ort, um das Frühstück einzunehmen". Er treibt sein Maultier an die Seite, wo ein niedriges altes Gemäuer die Straße begrenzt und steigt unter Verwendung dieses Gemäuers ab. Dann holt er dem Tier den Mantelsack vom Rücken und legt ihn neben sich ins Gras, schnallt den Sattel ab und nimmt ihm das Gebiß aus

Digitized by Google

dem Maul, und indem er ihm einen leichten Streich mit der Hand gibt, sagt er: „Nun genieße auch du, was Gott für dich bereitet hat". Das Maultier bewegt dankbar seine Ohren, geht auf die Weide neben der Straße und beginnt Gräser, Gänseblumen, Veilchen und allerhand grüne Kräuter zu fressen, welche ihm gut scheinen. Der Mann aber öffnet den Mantelsack, zieht eine glänzende Serviette vor und breitet sie auf dem Gemäuer aus, dann stellt er einen großen Fiasco roten Wein auf, legt ein Brot daneben und wickelt eine halbe gebratene Kalbskeule aus, zwei gebratene Täubchen und drei schöne goldgelbe Aepfel; und endlich holt er noch eine Düte vor, in welcher sich Krachmandeln und Rosinen befinden. Als er das alles sauber und schön geordnet hat, tritt er etwas zur Seite, sieht es an und sagt: „Da geht Einem doch das Herz auf, wenn man so etwas sieht". Dann aber setzt er sich neben die Serviette auf das Mäuerchen und beginnt zu essen; und nachdem er eine Weile gegessen, nimmt er den Fiasco, hält ihn prüfend gegen das Licht, hebt ihn hoch, richtet den geöffneten Mund ihm entgegen und lenkt den Strahl des roten Weines mit großer Geschicklichkeit in seinen Mund.

Indem diese Beiden nun fröhlich verzehren, was vor ihnen ist, ertönt auf der Straße das Glöckchen eines anderen Maultieres, und als sie hinblicken, da sehen sie einen anderen Herrn auf einem Maultier ankommen. Auch dieser Herr sieht sauber und ordentlich aus, auch sein Tier ist glatt und wohlgenährt, und auch er hat einen dicken und prallen Mantelsack hinter sich. Er hält vor den Beiden an, sieht bewundernd auf die Serviette und die schönen Speisen, und lüftet dann wortlos den Hut. Der erste Herr erhebt sich, erwidert die Begrüßung und setzt sich dann wieder zu seinem Frühstück. Nun treibt der zweite Herr sein Tier auf die entgegengesetzte Seite der Straße, steigt mit Hilfe des Mäuerchens ab, befreit sein Tier von Mantelsack, Sattel und Zaum und entläßt es mit einem leichten Klaps auf die Weide, und packt dann seinerseits auf seinem Mäuerchen aus.

Digitized by Google

Auch er breitet eine frisch gewaschene Serviette und setzt einen Fiasco auf; dann bringt er einen schönen Schweinebraten vor, ein Rippenstück, das erst gepökelt war, und auf dem eine dicke Kruste von geriebener Semmel und Kümmel sitzt; dann eine halbe Gans und endlich ein großes Brot und Früchte.

Der erste Herr sieht über die Straße dem zweiten zu und findet, daß der sich auch gut versorgt hat, und ohne daß die Beiden sich bis nun näher kannten, halten sie sich doch für Ehrenmänner und sind sich im Stillen freundschaftlich gesinnt. So beginnen sie denn bald ein Gespräch, indem sie sich gegenseitig befragen, woher sie kommen und wohin sie ziehen. Der erste der Herren ist ein Ser Giovanni und stammt aus Albano, der zweite ein Ser Ambrogio und stammt aus Castel Gandolfo; sie wollen aber beide nach Rom reiten, um den heiligen Vater die Ostermesse feiern zu sehen. Und wie nun ein Wort das andere gibt, da zeigt sich, daß sie die gleichen Anschauungen haben, denn sie verabscheuen Beide die Wirtshauskost in den Städten; Ser Giovanni erzählt von einem Rebhuhn, das wieder lebendig geworden war, so viel Maden hatte es gehabt, und Ser Ambrogio verkauft seine Eier nach Rom, wenn die Hühner sich an Maikäfern satt gefressen haben, was zwar das Eierlegen befördert, aber den Eiern einen ranzigen Geschmack gibt; dann spricht Ser Giovanni von den süchtigen Hämmeln, die man schlachten muß, und die noch ganz appetitlich zu essen sind, wenn man nur die schlechten Stücke herausschneidet, und Ser Ambrogio erzählt von einem ungeborenen Kalb, das ihm ein Schlächter aus Rom abgenommen hat. Jeder schließt, indem er sagt: „Die Römer fressen Alles, aber ich fresse so etwas nicht".

Unter solchen Gesprächen vergeht ihnen die Zeit angenehm und schnell; und wie sie gesättigt sind, da wischen sie ihre Messer hinten an den Hosen ab, schnappen sie zusammen und stecken sie in die Tasche, und dann wickeln sie ihre Braten und alles andere ein und legen die Servietten zusammen und packen alles

Digitized by Google

in die Mantelsäcke, holen ihre Maultiere, satteln und reiten gemeinsam weiter.

So kommen sie nach Rom und finden eine angemessene Herberge, wo sie zur Nacht bleiben können. Sie stellen ihre Maultiere in den Stall, gehen in die Wirtsstube, breiten wieder ihr Mitgebrachtes aus und essen, und dann setzt sich jeder in sein Fenster, sieht auf die Straße, wo die Leute vorübergehen, legt den Arm auf und trommelt fröhlich auf dem Fensterbrett, denn es ist eine schöne Unterhaltung, wie die Leute eilig vor den Fenstern vorbeilaufen und hungrig aussehen.

Nun kommt zufällig Lange Rübe an der Herberge vorbei, sieht die beiden Männer im Fenster sitzen und denkt sich, daß er da ein Geschäft machen kann. Er tritt ein und geht in die Gaststube, und indem er die beiden höflich grüßt, setzt er sich und läßt einen Fiasco Marino vor sich hinstellen. Seiner durchdringenden Menschenkenntnis ist es klar, wie er es beginnen muß, um mit den Beiden in ein Gespräch zu kommen. Er erhebt den Fiasco und gießt sich einen Strahl in den Mund, dann verzieht er die Miene und spuckt aus. Hierauf greift er in die Tasche, ruft die Kellnerin herbei und fragt, was er zu zahlen habe. Die Kellnerin hält den Fiasco vor das Gesicht und erklärt, daß der Herr für einen Soldo getrunken habe; er greift in die Tasche und wirft das Kupferstück nachlässig auf den Tisch; die Kellnerin dankt und geht aus dem Zimmer, indem sie den Fiasco mitnimmt.

Ser Giovanni räuspert sich, beginnt aber nicht zu sprechen. Ser Ambrogio sagt: „Der Herr ist ein feiner Herr, er bezahlt, was er zu bezahlen hat, und sagt nichts". „Was soll man sagen!" erwiderte Lange Rübe; „der Wein ist verfälscht". Ser Giovanni lacht und sieht den Ser Ambrogio an. „Ich saufe so etwas nicht", sagte Ser Ambrogio; „wenn ich eine Reise mache, dann nehme ich mit, was ich brauche". Damit holte er seinen Fiasco aus seinem Mantelsack und hält ihn Lange Rübe unter die Nase, damit er riechen solle, wie gut der Wein ist. Ser

Digitized by Google

Giovanni beginnt seine Erzählung von dem Rebhuhn und Ser Ambrogio erzählt die Geschichte von den Maikäfern; Lange Rübe bringt in den Erzählungen einige Ausrufe an; Ser Giovanni fährt mit den süchtigen Hammeln fort und Ser Ambrogio mit dem ungeborenen Kalb. Lange Rübe beginnt nun auch zu erzählen und sagt, wenn die Leute auf dem Lande fein seien und die Leute in der Stadt übers Ohr hauen, so seien die Städter auch nicht dumm, und so erzählt er von Fremden, die in den Herbergen in Rom des Nachts bestohlen werden. Die Männer fassen jeder an seine Brust, woraus Lange Rübe schließt, daß sie ihr Geld in einem Säckchen verwahrt haben, das sie an einer Schnur um den Hals tragen. Die Beiden erkundigen sich besorgt, wie man sich des Nachts schützen könne, und Lange Rübe merkt, daß es eine größere Summe sein muß, welche sie in den Säckchen tragen. Er erklärt: „Den Schlüssel abziehen und das Geld mit dem Schlüssel unter das Kopfkissen legen". Er schwört, in Rom schlafe Jeder so, sogar der Heilige Vater, für den das recht unbequem ist, wenn man bedenkt, was der doch manchesmal für Summen im Hause hat.

Die Kellnerin kommt wieder in die Wirtsstube und fragt Lange Rübe, ob der Herr zur Nacht zu bleiben gedenke, weil sie jetzt die Betten beziehen muß. Lange Rübe bestellt sich ein Zimmer, nimmt dann seine Mütze und geht, um noch einige Geschäfte zu besorgen.

Ser Giovanni und Ser Ambrogio schlafen auf einer Kammer. Sie machen ab, daß Ser Giovanni, welcher der ältere ist, den Schlüssel unter sein Kopfkissen legen solle, schließen ab, legen ihre Mantelsäcke ordentlich auf den Boden, ziehen sich aus; jeder steckt heimlich vor dem andern, indem er ihm unauffällig den Rücken dreht, sein Säckchen unter sein Kopfkissen, Ser Giovanni fügt noch den abgezogenen Schlüssel dazu, dann bläst Ser Giovanni das Licht aus, und dann legt sich jeder, deckt sich zu und streckt sich behaglich aus.

Digitized by Google

In der Nacht scheint es Ser Giovanni, als stehe Jemand an seinem Bett und mache sich am Kopfkissen zu schaffen; aber er ist so im Schlafe, daß er sich nicht fragt, was das bedeuten könne, sondern sich nur unwillig umwendet und knurrt. Ser Ambrogio wacht halb auf und glaubt eine Hand unter seinem Kissen zu fühlen, aber dann wird es ihm klar, daß das seine eigene Hand nicht sein kann, und so beunruhigt er sich nicht, sondern schläft ruhig weiter.

Am anderen Morgen erwacht Ser Giovanni zuerst. Seit langen Jahren hatte er sich schon darauf gefreut, einmal die Oster-Messe vom Heiligen Vater zu hören, und so kann er die Zeit garnicht erwarten. Er greift der Vorsicht halber unter das Kissen; aber da findet er nur den Schlüssel; er richtet sich auf den Knieen im Bett auf, sucht, wirft das Kopfkissen auf den Boden; das Säckchen mit dem Geld ist verschwunden.

Ser Ambrogio schläft und schnarcht. Er schnarcht durch die Nase, jedoch nur mit dem einen Nasenloch, das heftig zittert. Ser Giovanni will ihn wecken; plötzlich aber besinnt er sich; er kleidet sich still und schnell an, schleicht aus der Kammer, schließt von außen wieder zu und geht in die Wirtsstube.

In der Wirtsstube sitzt Lange Rübe und ißt seine Morgensuppe; er ist etwas beklommen durch das unerwartet frühe Aufstehen des Ser Giovanni; er hat schon seine Zeche bezahlt und wollte eben aufbrechen. Aufgeregt tritt Ser Giovanni auf ihn zu. „Wo wohnt der Polizeihauptmann?" ruft er. Lange Rübe ist erstaunt, und Ser Giovanni erzählt ihm mit fliegender Hast, daß Ser Ambrogio ihm des Nachts sein Geld gestohlen hat und nun so tut, als schlafe er fest; wahrscheinlich habe er es irgendwo versteckt; aber er habe die Kammer abgeschlossen und ihn so gefangen. Lange Rübe beschreibt die Wohnung des Polizeihauptmanns und Ser Giovanni eilt fort. Kaum aber hat er das Haus verlassen, als Ser Ambrogio die Treppe herunterpoltert. Er war aufgewacht, das Bett seines Freundes war leer, sein Geldbeutel unterm Kopfkissen fehlte und die Tür war ver-

Digitized by Google

schlossen. Er hatte sich schnell die Kleider übergeworfen, die Tür durch einen Fußtritt gesprengt und eilte nun gleichfalls in die Wirtsstube; auch ihm beschreibt Lange Rübe die Wohnung des Polizeihauptmannes, denn natürlich hält seinerseits Ser Ambrogio den Ser Giovanni für einen Dieb, und so eilt denn auch Ser Ambrogio ab. Lange Rübe löffelt in Ruhe seine Schüssel leer, nimmt seine Mütze vom Haken und geht fort, indem er sich von der verwunderten Kellnerin freundlich verabschiedet.

Ser Giovanni und Ser Ambrogio wissen Beide in den winkeligen Gassen Roms nicht Bescheid. So kommt es, daß sie sich in ihrer Aufregung verirren. Nach einiger Zeit begegnen sie sich vor dem Hause des Polizeihauptmanns, indem sie von der entgegengesetzten Seite gegeneinander laufen; jeder denkt vom anderen, daß der vor ihm flieht, und so stürzen sie sich denn aufeinander, halten sich gegenseitig fest und rufen Beide um Hilfe. Es sammeln sich schnell Menschen um sie, ein Auflauf entsteht; in dem Gedränge findet sich auch Lange Rübe ein, der ihnen nachgegangen ist; die Beiden beschuldigen sich gegenseitig des Diebstahls, raufen sich, ringen miteinander; „du Spitzbube, du verkaufst madige „Rebhühner", ruft Ser Ambrogio, und Ser Giovanni schreit: „du verkaufst Maikäfereier". „Ich rode meine süchrigen Hämmel ein" erwidert ihm Ser Ambrogio, und Ser Giovanni sagt, er werde die Geschichte mit dem ungeborenen Kalb der Polizei anzeigen. Die Zuschauer beginnen zu ahnen, daß sie Rebhühner, Eier, Hammel und Kalb für teueres Geld gekauft haben, werden wütend und beginnen aus Mißverständnis sich gegenseitig zu prügeln; Lange Rübe erklärt, man müsse die Polizei rufen und trennt mit beiden Armen das Gedränge, wobei es ihm gelingt, noch die Börse eines dicken, kurzatmigen und ratlosen Herrn zu erwischen, der alle Leute fragt, was es gibt. Er eilt die Treppe hinauf zum Polizeihauptmann Tromba.

„Herr Polizeihauptmann", sagt er, „Sie kennen mich. Sie wissen auch, daß wir in Rom keine Kaffern dulden, die uns ins

Digitized by Google

Geschäft pfuschen. Unten vor Ihrem Haus sind zwei Auswärtige, die einen Herbergendiebstahl verübt haben. Ich liefere sie Ihnen in die Hand, und hoffe, daß Sie sich einmal erkenntlich zeigen." Damit grüßt er und geht fort. Tromba aber schnallt seinen Säbel um, setzt die Mütze auf, geht die Treppe hinunter, hört auf der Straße eine Weile zu, dann teilt er das Gewühl und legt schwer beide Hände auf Ser Giovanni und Ser Ambrogio, indem er ruft: „Im Namen des Gesetzes, meine Herren, Sie sind verhaftet".

„Lebenstag eines Menschenfreundes"

Von Willi Dünwald (Bonn)

Was meint ihr, daß einer im Keller unseres Schlosses von diesem Abend sähe? Die Luken im Gewölbe, zu hoch für die Augen, werden ihm nur einen bläßlichen Schein der Röte geben! Besser wird es in den Stuben des unteren Stockwerkes sein; obwohl es nach außen keine Fenster hat, sieht man den Widerschein im Hof und ahnt die Herrlichkeit! Nur oben, wo die Fenster aus den Sälen nach allen Seiten den freien Ausblick gestatten, kann der Bewohner sich gemächlich in eine Nische setzen, den Anblick zu genießen! Nun denkt euch, Freunde, es gäbe keine Treppe in diesem Haus, sodaß die Herren in den Sälen die einzigen Genießer wären, die Bürger in den Stuben darunter könnten nicht hinauf, obwohl ihnen der Widerschein im Hof das Blut unruhig machte; das arme Volk aber in den Gewölben säße gefangen im fensterlosen Dunkel und hätte von Gottes Sonne nur die trübe Röte an der Luke! So, Freunde, ist das Haus des Unrechts um die Klassen der Gesellschaft gebaut. Drum habe ich mich gemüht mein Leben lang und bin ein Narr geworden vor ihren Augen, daß ich in dieses Haus des Unrechtes die Treppe der Menschenbildung baute.

Das läßt Wilhelm Schäfer in seinem letzten Werk („Lebenstag eines Menschenfreundes" Georg Müller Verlag 1916) seinen Heinrich Pestalozzi angesichts der von Abendröte überschütteten Alpen zu seinem Freunde sprechen. Und da er solches spricht, ist der Lebenstag dieses Menschenfreundes selbst am Verdämmern, dieser Tag, der, seit er dem Unterbewußtsein der Jugend

Digitized by Google

entdämmerte, in der Tat genutzt wurde, im Haus des Unrechts die Treppe der Menschenbildung zu bauen. Ganz grüner Heinrich noch, fühlte er, von Rousseaus „Emile" entzündet dazu, den Drang in sich, Reformator der Volkserziehung zu werden, welches Verlangen ihn abdrängte vom Studium der Theologie. Einige Jahre später und er verbrennt alle Entwürfe zu Volksreden, weil er nicht Advokat, nicht Fürsprech, sondern Landwirt werden wird, wozu der Liebe Ungeduld ihn treibt, um alsbald zu Beruf und Brot zu kommen. Zu Beruf und Brot! Ja, wenn er der Bauernschläue gewachsen wäre, und wenn nicht seine Idee: als praktischer Landwirt zu zeigen, wie man, Landwirtschaft, Fabrikation und häusliche Erziehung verbindend, einer verkünstelten Kultur entgegenzuwirken vermöge, auf daß das Volk aus seinem physischen und sittlichen Elend zu Wohlstand und Sittlichkeit gelange. Ebenso sehr reiner Mensch wie reiner Tor verwirtschaftet er also das Geld, das seine Frau einbrachte in die Ehe und findet: daß er arm werden mußte, weil nur ein Armer den Armen helfen könne. Und seine Frau, die reiche Kaufmannstochter Anna Schultheß, die da weiß, daß ihre Sendung hienieden, das „Senkblei seiner Stürme" zu sein, die erschrickt wohl und nickt doch zum Plan: ihr Haus, den Neuhof, einzurichten in eine Armenkinderanstalt, wo der Armut von innen, durch Bildung, beigekommen werden soll. Aber: nicht nur, daß der Armennarr — wie er bald heißt — nicht lange die hungrigen Mäuler stopfen kann: taumelnd zwischen überfließender Liebe und maßlosem Zorn vermag er auch nicht die rechte Lehrart zu finden, sodaß seine Frau zumeist den Schmerz erleben muß, „den Geliebten auch in den Dingen seiner Neigung unfähig wie im praktischen Erwerb zu sehen". Nun schreibt er, gedrängt von der äußersten Notdurft, seine ersten schriftstellerischen Einfälle; aber mit Schnurren, auch wenn sie Beifall finden, den Leuten die Langeweile zu vertreiben, ist nicht eines Menschen von der Artung Pestalozzis Art nnd Weis: nicht lange und ein Buch erscheint, „Lienhard und Gertrud" geheißen, von dem nicht nur die Schweizer Blätter Rühmliches vermelden: der Armennarr ist zur ausländischen Berühmtheit worden. Aber acht weitere Jahre mit vier weiteren Bücher besorgen, daß von diesem Ruhm nur noch ein blasser Schatten blieb. Und dennoch: wer im Schweizer Land wäre ein besserer Helfer bei der Umbildung des Schulwesens, nach der eine neue Zeit verlangt, als der Einsiedler und Armennarr von Neuhof, den die französische Revolution zu ihrem Ehrenbürger ernannte? Einem grauen Heinrich, dem Bürger Pestalozzi, überträgt das Direktorium der Helvetischen Republik Einrichtung und Leitung eines Waisenhauses in Stans. Fünf Monate, und ihm wird das Brett unter den Füßen fortgezogen: man braucht das Waisenhaus zum Lazarett und läßt ihn nachher nicht mehr ein, wofür solche sorgten, die sein Menschheitswerk verdächtigten. So wird aus ihm der Winkelschul-

Digitized by Google

meister in Burgdorf, dem Unverstand und Mißgunst das Uhrwerk abstellen, sodaß er eines Tages durch eine Gasse des Hohnes spießrutenlaufend auf und davon muß. Aber die Treppe der Menschenbildung im Haus des Unrechts! Daran wird weitergebaut, dennoch, diesmal auf Schloß Brunegg, das er zur Schaffung eines Waisenhauses erwarb und dahin bald Gläubige und Zweifelnde pilgern, so stark ist sein Ruhm. Eine andere Regierung kommt und setzt ihm den Stuhl vor die Tür, sodaß er sich halt gern von der guten Stadt Ifferten in eine Schulstube berufen sieht, wo aber alsbald Welt- und Lehranschauungsgezänk gegen ihn aufsteht, und man seine Schule der freien Menschlichkeit eine Revolutionsschule nennen will. Aber wennschon viel verachtet und mancherorts geächtet: der unscheinbare Greis, der zeitlebens am Zipfel seines Halstuchs lutschte, ist doch eine europäische Berühmtheit, da er, der Widerwärtigkeiten überdrüssig und auch krank an Alter, heimkehrt nach Neudorf, hin zu den „Grabsteinen seiner Erinnerung“, wo er sich sammelt, nochmals die Lehre seiner Menschenbildung darzustellen. Er weiß es ja selbst, daß er sie nicht umsetzen konnte in reales Leben, daß er immer wieder gescheitert ist mit seinen Versuchen, daß er die Treppe der Menschenbildung im Haus des Unrechts nicht hat bauen können.

Daß er das nicht vermochte, waren daran wirklich einzig und allein und nur seine Fehler und Schwächen schuld, wie er selbst vermeinte und darum es ihn trieb zu bekennen, „welch ein unreines und verbeultes Gefäß er für seine Lehre gewesen“? Wäre dem so, dann würde er nicht in einer Versammlung der Genossen von heute so sprechen, wie ihn Wilhelm Schäfer sprechen läßt; denn dieser Mann der Prosameisterschaft läßt es nicht dabei bewenden, ein im Innern so gradliniges und im Aeußern so verworrenes Leben zu erzählen und im Erzählen zu gestalten . . ., er läßt Pestalozzi, schreitend durch unsere Zeit und das heutige Berlin an der Spree, nachschauen, was aus der Treppe der Menschenbildung geworden ist. O ja, andere nach ihm haben sich auch gemüht, aber das Haus des Unrechts ist das Haus des Unrechts geblieben. Ja, es ist in mancher Hinsicht noch schlimmer darin geworden, weil der Neid auf äußere Güter und der Haß darum darin eingezogen sind. Ein Pestalozzi, der eine andere Freiheit, eine andere Gleichheit, eine andere Brüderlichkeit als die der Genossen von heute meinte, muß ihnen Haß und Neid verweisen. Und wenn ich Wilhelm Schäfer recht verstehe, so gewinnt Pestalozzi im Erleben unserer Zeit die Einsicht, daß es doch nicht so sehr an ihm gelegen, daß die Treppe der Menschenbildung im Haus des Unrechts nicht fertig worden: der Menschengeist, welcher ist „der Diener unserer Menschenbruderschaft und nicht das Leben selber“, ist in ihm sein Abenteuer geritten, und der Menschengeist reitet seine Abenteuer für und für in anderen

Digitized by Google

unruhigen Seelen. Die Kenntnis von solch fortzeugendem Irrtum mag wehmenschlich stimmen (um ein traurig-schönes Wort von Schäfer anzuwenden), mich aber tröstet zur Stunde, daß diese Kenntnis Sauerteig sein konnte, darob es gärte in der Seele eines Dichters, und uns, und denen, die uns folgen, ein Werk wurde von nachdenklicher, unvergänglicher Art.

Morgen

(1915)

Eine Nacht will weichen, so stumm nach dem Sturm,
Voll Sterbeduft. Keine Luft, kein Stern —
Drei Tote schlummern. Dort dämmerts, — fern ....
Wann werd' ich dich wiedersehn?

Dort blinkt der Tag, — ein Finkenschlag,
— der Baum ragt kahl ins kalte Blau.
Drei Raben, — drei Tauben, — drei Knospen im Tau ....
Wann werd' ich dich wiedersehn!

* * * Serbien

Hermann Graedener

Das Jahr der Bühne

Das Jahr der Bühne brauchte nicht unbedingt das Jahr der Berliner Bühne sein. Aber ad 1) haben unsere Provinztheaterbeherrscher immer mehr große Worte über das „Los von Berlin" als Taten geleistet und ad 2) sind diese Taten, wo sie auftraten, im Verborgenen, Lokalen geblieben, konnten nichts mitschwingen lassen. Das Berliner Bühnenjahr ist eben das Jahr der deutschen Bühne, weil es mitschwingen läßt. Diesem Zustand, der sicher keine Erfüllung oder sonst wünschenswert ist, könnte nur abgeholfen werden ad 1) indem die Provinztheaterbeherrscher endlich selbständige Taten (nicht den letzten Reinhardt oder Meinhardt) sehen ließen und ad 2) wenn sie von ihren Taten Rechenschaft ablegten, etwa durch eine jährliche Sammlung von Kritiken, aber auch schlechter, auch solcher, die „verreißen" und nur solcher, die ganz eigentümliche Aufführungen als Hintergrund haben.

Digitized by Google

Wenn in einem solchen Buche, beiläufig geheißen „Das Theaterjahr des Reiches", öffentlich würde, was in Mannheim oder München oder Hamburg zu sehen ist, dann würde sich sicher Cöln und Frankfurt und Stuttgart entschließen, nicht hinten zu bleiben, und würde auch mittun. Dabei könnte man auch sehen, wieviel treffliche Kritiker in der „Provinz" sitzen, die manchen Hauptstädtischen beschämen könnten. Wenn der Deutsche Bühnenverein Zeit zu solchen „idealistischen" Dingen hätte, könnte er viel leisten.

Vorläufig aber bleibt das Jahr der Bühne in Berlin, schon darum weil es Siegfried Jacobsohn als liebenden Historiker gefunden hat. Der hält es mit Immermann: „Ich habe nie die Bühne überschätzt und bin nicht der Meinung, daß Deutschland untergehen müsse, weil es seit Dezennien keine mehr besitzt. Ich weise der Bühne aber allerdings ihre Stelle im Kulturleben eines Volkes an und bin der Meinung, daß diese nicht vom Pietismus, nicht von der Philosophie, nicht vom Kommerziellen oder vom Bilderbesehen oder von hundert anderen Dingen, womit die Leute sich jetzt beschäftigen, ausgefüllt werden kann." Weil er nach dieser Meinung gelebt (und wer lebt heute nach einer Meinung, werden die Menschen nicht hin- und hergeschleudert von allerhand wellenhaften fremden Meinungen?) und ihr zu dienen als ein „ernstes Geschäft" betrachtet hat, ist er theaterwütig genannt worden. Leider geschieht dies immer wieder, daß man den Diener einer Sache für einen gefühlsarmen Trottel oder hämischen Streber hält. Wir werden aber nicht weiterkommen, bevor wir nicht erkennen, daß man dem als richtig Angeschauten mit seinem ganzen Einsatz zu dienen hat. Es ist ja übrigens sehr lustig, wie alle diese „im Leben Stehenden" sich vom Krieg überrumpeln ließen, während der theaterwütige Jacobsohn wach aus seinen zwei Augen zu schauen keine Stunde verlernte. Beweis: sein Kriegstagebuch, das nur die Anfangstage bringt, aber die ganz unverwirrt und gar nicht irgendwie wütig, sondern nur menschlich.

Sein Schmerz ist ja auch der: „Wieder zeigt sich, was ich unablässig beklage, weil wir unheilvoll davon kranken: daß bei uns der orakelnde Metaphysiker, der aus der trüben Tiefe seines Gemütes schöpft, mehr Kredit hat, als der Künstler der Kritik, der sich begnügt ein Werk zu durchleuchten." Ein solcher Durchleuchter von Dichtungen, Schauspielern und Regieleistungen ist Jacobsohn. In diesem vierten Band seines „Jahr der Bühne" bringt er es fertig, mit 51 Worten drei Schauspielerleistungen anschaulich und einprägsam zu machen. Wie die Sarah Bernhard, die Prevosti, die Duse als Kameliendame starb, steht vor uns auf. Wer noch braucht dazu nur 51 Worte?

Das macht: Jacobsohn ist lebendig. Er hat nirgends Staub sitzen, er braucht nicht, seinen Rock zu bürsten, und hat nicht die Angst, vom Tag staubig zu werden. Er ist da, er lebt. Und lächelt über die Fähigkeit der deutschen Theaterdirektoren, „selbst in Deutschlands Kriege mit den meisten Völkern die deutschen Dramatiker zu umgehen". Die deutschen Theaterdirektoren sind eben nicht lebendig, sondern irgendwie künstlich gleich ihren Wäldern und Regengüssen. Und die paar lebendigen haben immer Augenblicke, wo sie von dem bacillus theatralicus unheilbar angesteckt werden. Theatermalaria. Sie vergeht, aber sie kommt wieder.

An dem Bühnenkriegsjahr selber merkt man den geringen Auftrieb heutigen Theaterbetriebes. Wir stecken

Digitized by Google

im Uebergang. Denn das Theater (wie jedes Kunstwollen, aber auch mehr wie jedes andere Kunstwollen) braucht eine wartende, festlich erregte Menge. Wer aber wartet heute noch, wer ist festlich erregt? So schlägt man sich durch, um morgen, wenn wieder wartende Menschen da sein werden, gerüstet zu sein.

An der Jacobsohn'schen Chronik wird das ganz deutlich. Wohin wir aber zu gehen haben, wohin das Schiff der Kunst steuert, spricht er so aus: „glaubt nicht, daß es mit der Seelenzerfaserung aus ist, daß mit dem Krieg der Urstand der Natur zurückkehrt und die Kunst von vorn, nämlich beim Neuruppiner Bilderbogen beginnen wird. Umgekehrt: wer durch die Hölle dieses Krieges gegangen ist, und sei es nur als Zuschauer, der wird für die Schönfärber verpfuscht sein; dem wird der Sinn eher nach einer bitter ironischen als nach einer bedingungslos bejahenden Betrachtung der Dinge stehen." Aber weder bitter ironisch, noch bedingungslos bejahend ist *seine* Betrachtung. Wenn man der die Grenzen stecken will, müßte man beginnen bei dem verschwärmten Liebhaber des Mozart'schen Figaro, der auf Knien seufzt! „Wo faß ich dich, unendliche Natur eines überirdischen Wunderbaues?" und schließen mit dem Pfeileschießer, der da spricht: „fahr hin lammherzige Gelassenheit!" und bei ausgeschossenem Köcher mit der Keule die Unkunst totschlägt.

Oskar Mauren, Fontand.

Weltis Briefe

Ueber sein eigenes Menschtum hinaus vermag niemand uns zu bereichern. Vielleicht ist es darum, daß wir das Auskosten von Persönlichkeiten dulden — bis in ihre privatesten Dinge hinein. Die Spürgier macht dann nicht Halt vor dem Willen dessen, der, im Tag fühlend und zu einem bestimmten Menschen hinfühlend, niederschrieb, was geschrieben steht. Künstlerbriefe! Die Kunst hat sich zu Farbe kristallisiert. In den Briefen ist vom Handwerk die Rede und der Kampf ums Dasein lebt sein breites Recht. Welti's Leben*) zeigt viel schattende Unruhe, immer wieder von Hoffnung durchleuchtet und stets besonnt vom goldenen Einklang häuslichen Friedens.

Von den gebrachten Briefen enthalten die an Adolf Frey auch viel Böcklin. Am ergiebigsten sind die Schreiben an Oskar Miller. Sie bringen ein künstlerisches Vermächtnis, das in den hier nachgestellten Worten besonders bekenntnisreich klingt:

„Mit überflüssigen Theorien schränkt sich der Künstler selbst ein, er muß vor allem schaffen, was ihm am Herzen liegt. Es hat auch früher schon ganz achtbare Künstler gegeben, die all den modernen Theorien leider nicht gerecht geworden sind, sie werden jetzt jedenfalls ewig im Fegefeuer der Verachtung braten müssen! Jeder Künstler, der etwas leistet, wird auch eine bestimmte Auffassung von der Kunst in sich tragen, welche für ihn die richtige ist; ob sie genügt, um über die ganze übrige Kunst zu Gericht zu sitzen, hängt von seiner Genußfähigkeit und seiner Achtung vor der vielfältig gebärenden und lebenden Natur ab und nicht zuletzt von seinem eigenen Egoismus, der manchmal durch Ehrgeiz, Eitelkeit und des Lebens Not sich krankhaft überreizt hat und andere überreizt."

Felis Beran

*) Briefe Albert Weltis von Adolf Frey, Verlag Rascher & Co., Zürich.

Digitized by Google

„Unteroffizier Hartmann"*) von Hermann Kesser

„Muß sich nur einer wieder zurückfinden, wo er hergekommen ist."

Im mutterlosen Elternhause herrscht Unfrieden. Ein schroffer, geiziger, jähzorniger Vater versteht nicht die Erziehung des Jungen, sodaß in diesem das Gefühl aufkommen muß: „der Vater mag mich nicht." Mißgeschick (ein Fehler zuviel, ein mangelndes „Jota subskriptum" kostet ihn ein Repetitionsjahr im Gymnasium), schlechte Gesellschaft, Trotz, innere Unruhe. („Immer ist etwas hinter mir hergegangen und hat keine Ruhe gegeben"), das kostspielige Ladenfräulein Thesi führen den jungen Hartmann auf Abwege. Er flieht — —. Der Vater wird vom Schlag getroffen — — und die „Stadtpost" bringt die Notiz: „Viel zu reden hat gegeben, daß ein Sohn der Familie kürzlich unter aufsehenerregenden Umständen den Staub unserer Stadt von seinen Füßen geschüttelt hat. — Jugendlicher Leichtsinn — — Bedenkliche Geldmanipulationen — —."

Nun führt der junge Hartmann ein Abenteuerleben: bald ist er Sekretär in einem Sommerhotel im Engadin, bald Fremdenführer, „Zimmerpreisspezialist" in Herbergen Aegyptens, bald Hoteldirektor in Frankreich, in Italien. — — Doch mit dem „Leichtsinn" ist's ihm recht schwer. Der Gedanke verläßt ihn nicht, daß der Vater seinetwegen gestorben, daß womöglich keiner mehr etwas auf ihn hält, daß man überall sein Vorleben kennt. Und selbst Margret, glaubt er, das einzige Wesen, für das er noch Verehrung hegt, seine Schwester Margret hat ihn verstoßen. Das schmerzt! Zwanzig lange Jahre!

Da ruft Deutschland seine Söhne zu den Waffen. Hartmann eilt freiwillig in seine Heimat. Und während er sich bisher als Verstoßener vorkam, erkennt er nun im Feuer des Gefechts, daß unter den Menschen kein Unterschied mehr besteht. „Keiner im Zug hat mich näher erkannt — ich meine von früher her —." Aber gerade, wie er wieder ein Mensch geworden ist, gerade, wie er sich mit den Menschen wieder ausgesöhnt hat — der tapfere Held erhält Auszeichnungen: er wird zum Unteroffizier befördert und erwirbt sich das eiserne Kreuz erster Klasse —, da trifft ihn der todbringende Bajonettstich des Gegners. Noch ist ihm ein Trost geworden: er erfährt, daß seine Heimatstadt seiner früheren Streiche nicht gedenkt, sondern in ihm den Helden ehrt, und daß auch Margret, seine teure Schwester Margret, ihn immer mit Liebe umgibt, „Margret, dem Vater seine Augen."

Die Kriegsnovelle Hermann Kessers, die zeigt, wie die Kriegskatastrophe den Mann mit der verlorenen Ehre wieder zum Menschen werden läßt, wenn nur ein guter Kern in ihm steckt, diese Novelle kennt keinen Ton des Hasses gegen den Feind, dem Kesser im Gegenteil sein aufrichtiges Mitgefühl zuteil werden läßt. Von seinen Gegnern sagt der sterbende Hartmann: „Sie waren auch brav. . ."

Was die Novelle Kessers über die meisten Kriegserzählungen heraushebt, ist die meisterhafte Technik der Stoffverarbeitung. Wie leicht hätte der behandelte Stoff zu einer jener biographischen und selbstbiographischen Erzählungen werden können, wie sie die deutsche Literatur nunmehr zu Dutzenden besitzt, und die ein Ereignis chronologisch genau an das andere

*) Verlag Rascher & Co., Zürich und Leipzig.

Digitized by Google

reihen. Kesser läßt Hartmann sein Leben nicht erzählen; sondern — von dem Feuer des Fiebers getrieben — verrät der sterbende Unteroffizier seine Vergangenheit — stoßweise, stückweise, wild durcheinander. In diesem Durcheinander ist jedes Ereignis durch wenige Worte nur knapp angedeutet; die Handlungen folgen sich mit äußerster Schnelligkeit. Aber das Durcheinander ist nur ein scheinbares. Mit psychologischer Genauigkeit hat Kesser beobachtet, wie dem fiebernden Menschen, der nicht ganz „bei Sinne" ist, ein Wort genügt, um ihn auf einen neuen Gedanken zu führen. Jeweils das letzte, oder eines der letzten Worte seiner abgebrochenen Sätze bringt Hartmann auf eine andere Erinnerung und all diese Erinnerungen sind durch eine innere stilistische Harmonie zu einer wunderbaren Kette eines ganzen Menschenalters vereinigt.

Kinder und Narren sprechen die Wahrheit; sie kennen keine Rücksichtsnahme. Ihnen gesellt sich der Fiebernde bei. Das Geheimnis der inneren Veränderung, die wie bei Narren das Bewußtsein zum Teil ausschaltet, mit starken Leidenschaften verbunden, läßt den fiebernden Hartmann Wahrheiten aussprechen, die oft geheimnisvoll und tiefgründig zugleich sind.

Die günstigen Urteile, die sich Hermann Kesser als Dichter schon für seine früheren Erzählungen: „Lukas Langkofler", „Das Verbrechen der Elise Geitler" und für die Tragödie „Kaiserin Messalina" erworben hat, dürfen für seine Kriegsnovelle „Unteroffizier Hartmann" durchaus bestätigt werden. Durch eine eigenartige Technik versteht es Kesser, seine Werke bis an den Schluß spannend zu erhalten, wie nur wenige Erzähler unserer Zeit.

Berthold Fenigstein

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Digitized by Google

Der Panamakanal

Von Richard Hennig

Durch die ungeheuren Wirren des Weltkrieges ist der Blick der europäischen Völker fast allzusehr von demjenigen technischen Kulturwunder abgelenkt worden, das in den voraufgegangenen Friedensjahren die allgemeine Aufmerksamkeit vielleicht in höherem Maße als jede andere große technische Neuerung in Anspruch nahm. Seit Jahren sprach alle Welt von der bevorstehenden Eröffnung des Panamakanals, der nach einer rund 400jährigen Vorgeschichte sichtbar der Vollendung entgegenging und dessen Betriebsübergabe mit allen Mitteln amerikanischer Reklamekunst in Szene gesetzt werden sollte, damit sie dem großen Kulturfest der Einweihung des Suezkanals (November 1869) zum mindesten ebenbürtig werde. Die offizielle Eröffnungsfeier des am 9. Mai 1914 provisorisch, am 15. August 1914 endgültig dem Weltverkehr übergebenen Panamakanals hat bisher nicht stattfinden können und wird auch anscheinend noch geraume Zeit auf sich warten lassen müssen. Zum Teil ist der große Krieg daran schuld, der die Aufmerksamkeit der Völker für wichtigere Ereignisse in Anspruch nimmt, als sie selbst die Eröffnung des Panamakanals bedeutet, und der überdies bei gewissen Nationen die Neigung stark herabgemindert haben wird, ein Fest verherrlichen zu helfen, das in erster Linie der Selbstgefälligkeit der — ach! — so „neutralen" nordamerikanischen Union zu dienen berufen ist. Mindestens ebenso sehr hat aber ein anderer Umstand die immer neue Hinausschiebung der „amtlichen" Betriebsübergabe veranlaßt, die in unerwartet großem Umfang eingetretenen Bodenbewegungen im und am Kanal, die im sogenannten Culebra- und Cucaracha-Einschnitt noch niemals völlig zur Ruhe gekommen

Digitized by Google

und seit September 1915 in so riesigem Maßstab aufgetreten sind, daß der Kanal anscheinend ein ganzes Jahr lang unbenutzbar bleiben wird.

Je mehr die glücklichen Kriegsereignisse uns zu der Hoffnung berechtigen, daß ein siegreicher Friede nicht mehr gar zu fern ist und daß dann die deutsche Handelsflagge auf den Meeren wieder ihre alte, bedeutende Rolle spielt, um so mehr verdient es auch der Panamakanal, daß sich die Blicke der interessierten Kreise Deutschlands wieder auf ihn lenken. Ist doch anzunehmen, daß im betriebsfertigen Kanal dereinst deutsche Fahrzeuge nächst den nordamerikanischen und englischen am häufigsten vertreten sein werden! Deshalb ist es wohl angebracht, noch mitten im Kriege dem allen militärischen Tagesfragen fernab liegenden Thema eine gewisse Aufmerksamkeit zuzuwenden und sich zu vergegenwärtigen, welche Erfahrungen man mit dem Panamakanal seit seiner Betriebsübergabe gemacht und welche Enttäuschungen der bisherige Betrieb gezeitigt hat.

In den letzten Monaten vor der Kanaleröffnung, die 14 Tage nach Ausbruch des Kriegs ziemlich unbemerkt von statten ging, erklangen in Deutschland vielfach warnende Stimmen, die prophezeiten, man werde mit dem Kanal unter Umständen unliebsame Erfahrungen machen, nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in technischer Hinsicht, da die vorliegenden Nachrichten über die bisherigen Wahrnehmungen nicht derart seien, daß ein einwandsfreier Betrieb gewährleistet scheine. In Amerika setzte man sich ziemlich leichten Herzens über diese Warnungen hinweg, die man hier und da als einen Ausfluß des Neides auf amerikanische Großtaten anzusprechen geneigt war. Heute dürfte man erkannt haben, daß die geäußerten Besorgnisse mindestens teilweise voll berechtigt gewesen sind, daß der Kanal in der Tat noch ganz und gar nicht geeignet ist, eine gleichmäßige und ruhige Entwicklung nach Art des Suezkanals durchzumachen, daß er vielmehr auch im günstigsten Fall noch sehr viel Arbeit erfordern und sehr bedeutende Summen verschlingen wird, wobei es

Digitized by Google

zweifelhafter denn je bleiben muß, ob in weit absehbarer Zeit aus der Anlage eine leidlich angemessene Verzinsung herausgewirtschaftet werden kann.

Betrachten wir im nachstehenden gesondert die wirtschaftlichen und die technischen Erfahrungen, die man seit dem Sommer 1914 mit dem im Betriebe befindlichen Panamakanal gemacht hat!

Es gab in den Vereinigten Staaten Fachleute, die der festen Ueberzeugung waren, im Panamakanal würden vom ersten Tage der Betriebsübergabe an täglich im Durchschnitt 20 Schiffe verkehren — im Suezkanal stellte sich, trotz seiner sehr viel größeren Wichtigkeit, im bisher günstigsten Jahr 1912 der Tagesdurchschnitt nur auf 14,7 Fahrzeuge! — und der amerikanische Fachmann Johnson, von dem die gründlichsten Vorstudien herrühren, schätzte die Gütermenge, die der Kanal im 1. Betriebsjahr voraussichtlich zu bewältigen haben werde, auf etwa 10½ Millionen Tonnen. Diese Schätzungen gelten natürlich für normale, friedliche Zeiten, und daß die Ergebnisse des ersten Betriebsjahres wegen der Wirkungen des Krieges und des völligen Ausfalls der deutschen Schiffahrt wesentlich ungünstiger als die veranschlagten waren, kann an sich nicht wunder nehmen. Das tatsächliche Ergebnis bleibt aber so bedeutend hinter dem geschätzten zurück, daß es nicht angängig ist, den Krieg allein für den Ausfall verantwortlich zu machen. Es müssen vielmehr andere, innere Gründe mitspielen, die der wirtschaftlichen Zukunft des Kanalunternehmens keine günstige Prognose zu stellen gestatten.

Nach den amtlich bekannt gegebenen amerikanischen Statistiken wurde der Panamakanal bis zum 30. Juni 1915 von insgesamt 1317 Schiffen mit zusammen 4 596 644 Netto-Tonnen durchfahren. Da der Verkehr vorläufig am 9. Mai 1914 aufgenommen worden war, verteilte sich dieser Verkehr auf 418 Tage, d. h. der Tagesdurchschnitt erreichte statt der erhofften 20 nur 3,15 Fahrzeuge, und die Johnson'sche Tonnage-Schätzung für das erste Betriebsjahr erwies sich als nur zu ungefähr 41 Prozent durch die Wirklichkeit gerechtfertigt. In der Zeit vom 15. August 1914

Digitized by Google

bis zum 30. Juni 1915 durchfuhren 1088 Schiffe den Kanal, die sich zu über 86 Prozent aus Unions- und englischen Fahrzeugen zusammensetzten. Die genauen Zahlen des Anteils der einzelnen Nationen waren die folgenden:

Vereinigte Staaten	481
England	464
Norwegen	41
Chile	35
Dänemark	24
Schweden	18
Holland	7
Rußland	7
Japan	7
Andere	4
	1088

Der Verkehr in westlicher und in östlicher Richtung war ungefähr gleich stark. Es fuhren nämlich:

vom Atlantischen zum Stillen Ozean
656 Schiffe mit 2310500 Tonnen
vom Stillen zum Atlantischen Ozean
661 Schiffe mit 2286114 Tonnen.

Unter den Schiffsgütern im Kanal nahmen die nachstehend aufgeführten die wichtigste Stellung ein:

Nitrate	652000	Tonnen	Eisen u. Stahl	202000	Tonnen
Zucker	299000	„	Holz	182000	„
Kohle	287000	„	Eisenerz	86000	„
Petroleum	252000	„	Mehl	54000	„
Weizen	230000	„	Kupfer	50000	„
Roggen	205000	„			

Die gesamten Einnahmen im Kanal beliefen sich bis zum 30. Juni 1915 nur auf 5216150 Dollar — d. h. nur etwa den 5. Teil der im selben Zeitraum im Suezkanal vereinnahmten

Digitized by Google

Beträge. Die erzielte Summe deckte im wesentlichen die laufenden Unterhaltungs- und Betriebskosten des ersten Betriebsjahres, reichte aber weder zu Abschreibungen noch gar zu einer Verzinsung des Anlagekapitals aus, das sich bis zur Kanaleröffnung auf 1600—1700 Millionen Mark belaufen haben soll, seither aber wegen der nachträglich notwendig gewordenen Arbeiten wohl 2 Milliarden Mark nahezu erreicht haben dürfte.

Die technischen Bedenken, die seinerzeit gegen den Kanalbau geäußert wurden, haben sich z. T. als gegenstandslos erwiesen. So *scheinen* die Besorgnisse, daß die Wasserversorgung des Kanals in gewissen Monaten des Jahres unzureichend sein werde, und ebenso die Befürchtungen, daß am Gatun-Staudamm Wassersickerungen in bedenklich großem Maßstab auftreten könnten, nach den bisherigen Erfahrungen im wesentlichen unbegründet gewesen zu sein. Um so zutreffender waren dagegen die Warnungen vor den durch seitlichen Druck hervorgerufenen Bodenbewegungen im Durchbruch des Kanals durch das Cordilleren-Gebirge, wo die seitlichen Böschungen sich bis zu 156 Meter über das Kanalbett erheben und wo schon in den 80er Jahren die Lesseps'sche Kanal-Gesellschaft die gefährlichsten Schwierigkeiten antraf. „Die anscheinend ernsteste Gefahr, die der glücklichen Vollendung des Kanals droht, sind die gewaltigen Abrutschungen, die an den Böschungen, besonders im großen Culebra-Durchschnitt auftreten", schrieb ich selbst im Jahre 1913. („Probleme des Weltverkehrs", Paetels Verlag, S. 264), und ähnliche Aeußerungen konnte man zur selben Zeit noch gar mannigfach vernehmen. Das rasche Verwittern des an sich sehr harten Felsgesteins läßt die Wandungen leicht brüchig werden, dazu rufen zahlreiche Lehmnester, die in den Fels eingesprengt sind, nach stärkeren Regengüssen ein Abgleiten in großem Maßstabe hervor, das sich auch auf das umliegende Felsmaterial überträgt. Weiterhin bedingt der starke Druck der benachbarten, bis zu 1600 Meter aufragenden Berge seitliche Pressungen, die die Böschungen in Mitleidenschaft ziehen können, daneben aber auch höchst lästige

Digitized by Google

und für die Schiffahrt gefährliche Aufwölbungen im Kanalbett selbst hervorrufen. Schließlich wird die Unterspülung der Böschungen durch den unvermeidlichen Wellenschlag der durch die Wasserstraße fahrenden Dampfer erfahrungsgemäß bedenklich stark gefördert. Der deutsche Ingenieur Peschek wies schon im Jahre 1885 nach einer Besichtigung des Kanalgebiets auf die Gefahr hin, die dem Kanal von der Beschaffenheit des Gesteins im Culebra-Einschnitt drohe, und sprach die Meinung aus, daß die Wasserstraße überhaupt niemals ganz betriebssicher herzustellen sei, wenn die in den Fels versprengten Tonmassen sich allzu zahlreich vorfinden sollten. Schon Lesseps hatte, trotz der sehr viel kleineren Größenverhältnisse, die damals in Frage kamen, mit Böschungsabstürzen oftmals zu kämpfen. Im Jahr 1887 empfand man es als eine gefährliche Katastrophe, als einmal in einer Nacht 78000 Yards Erd- und Felsmassen in das ausgeschachtete Kanalbett stürzten; heute macht man von derartig „kleinen" Abstürzen kein Aufhebens, denn man ist jetzt gewohnt, mit anderen Zahlen zu rechnen.

Am 4. Mai 1904 hatten die Arbeiten der Amerikaner am Panamakanal begonnen und schon seit 1905 sind auch für sie die Böschungsabstürze ein technisches Kapitel geworden, das von Jahr zu Jahr einen breiteren Raum füllte und zu immer ernsteren Besorgnissen Veranlassung gab, da keines der zahlreich versuchten Gegenmittel den geringsten Erfolg hatte. Bis 1909 blieben die von den Abstürzen hervorgerufenen Schwierigkeiten wenig bedeutend, dann aber wuchsen sie in raschem Tempo, wie nachstehende Uebersicht zeigt:

Zeit	Umfang des beseitigten Absturzmaterials Kubik-Yards	in Prozent der gesamten Erdarbeiten
1904—1909	3227059	7,87
1910/11	2649563	14,83
1911/12	4879378	26,30
1912/13	5915000	34,50

Digitized by Google

Bis Neujahr 1913 ereigneten sich insdesamt 26 bedeutendere Böschungsabstürze, wobei der Umfang der einzelnen Katastrophen von einem Jahr zum andern wuchs. Am 9. Februar 1911 brachen 300000 cb-yards Gestein nieder, verschütteten drei Eisenbahn-Materialzüge und kosteten 50 Menschen das Leben. Am 10. Februar 1912 erfolgte ein neuer Absturz von 250000 cb-yards, am 5. September ein noch sehr viel größerer, bei dem 1200000 cb-yards in Mitleidenschaft gezogen wurden. Am 31. Januar und 8. Februar 1913 und dann wieder am 16. Mai 1913 erfolgten neue, sehr große Katastrophen, bei denen es sich jedesmal um etwa 500000 cb-yards Material handelte. Da die Amerikaner erkannten, daß sie gegen die Naturereignisse machtlos waren, gingen sie schließlich dazu über, das Abgleiten der Böschungen künstlich zu beschleunigen, in der Hoffnung, auf diese Weise den Gleichgewichtszustand des Bodens rascher herbeiführen zu können. Noch kurz vor der Eröffnung des Kanalverkehrs, im Frühjahr 1914, ließen sie verkünden, daß in etwa einem halben Jahr jede Absturzgefahr beseitigt sein dürfte.

Es kam anders! — Nach der Betriebsübergabe am 15. August 1914 haben bis jetzt mindestens 5 bedeutendere Zusammenbrüche der Böschungen stattgefunden, durch die die Sicherheit der Schiffahrt jedesmal schwer gefährdet wurde. Am 14. und 15. Oktober 1914 glitten 27000 cbm ins Kanalbett ab und versperrten die Durchfahrt auf 300 Meter Länge, wodurch 6 Schiffe an der Weiterfahrt behindert und gezwungen wurden, ihre Ladung in den Kanalendhäfen zu löschen. Eifrige Baggerarbeit bewirkte, daß schon am 20. Oktober der Kanal wieder benutzbar war, aber bereits am 31. Oktober erfolgte eine neue Sperrung infolge von Absturz. Der amerikanische Doppelschraubendampfer „Arizona" (8762 Br. R. T.) erlitt durch dies Ereignis einen Aufenthalt von einer Woche, und die geschädigte Reederei überreichte daraufhin der Kanalverwaltung eine Entschädigungsforderung von 3150 Dollar. Die Verwaltung lehnte die Zahlung ab und erklärte, sie sei grundsätzlich nicht haftbar für alle durch Böschungsabstürze

Digitized by Google

entstehenden Schiffsaufenthalte. Daß diese Stellungnahme wenig geeignet ist, die Schiffahrt mit dem unsicheren Kanal zu befreunden, leuchtet ohne weiteres ein, ebenso der Umstand, daß das gesteigerte Risiko der Fahrt durch den Panamakanal die Versicherungsgebühren für Schiffe und Frachten empfindlich steigern muß. Anfang Dezember 1914 fand abermals ein Böschungsabsturz statt, ein weiterer ungefähr am 8. März 1915. Der letztere hinderte abermals alle Schiffe, deren Tiefgang über 6 Fuß hinausging, für längere Zeit an der Benutzung des Wasserwegs.

Alle voraufgegangenen Katastrophen im Culebra- und Cucaracha-Abschnitt schrumpften aber zur Bedeutungslosigkeit zusammen angesichts des jüngsten Böschungs-Zusammenbruchs, der ungefähr am 8. September 1915 sich ereignet haben muß. Er bedingt eine völlige Sperrung des Kanals, die erst bis 1. November 1915, dann bis Neujahr 1916 dauern sollte, und die nach den neuesten Meldungen gar schon ein volles Jahr anhalten wird. Die Masse des abgestürzten Materials wird zu nicht weniger als 10 Millionen cb-yards angegeben, und da auch bei eifrigster Arbeit nur etwa 1 Million cb-yards Erdreich im Monat beseitigt werden können, ergibt sich ohne weiteres, daß die Aufräumungsarbeiten, von Nachstürzen ganz abgesehen, fast ein Jahr beanspruchen werden. Auch soll der Boden im Kanalbett infolge seitlichen Druckes abermals eine Aufwölbung bis zu 14 Fuß erfahren haben, die natürlich erst von Grund aus beseitigt werden muß, wenn nicht eine empfindliche Strandungsgefahr für die Schiffahrt heraufbeschworen werden soll. — Die langdauernde Schließung des Panamakanals ist natürlich für zahlreiche Reeder ein sehr schwerer Schlag, der noch empfindlicher dadurch wird, daß, wie gemeldet, seit Mitte Dezember auch der Suezkanal wegen wachsender militärischer Gefährdung der Weltschiffahrt im wesentlichen entzogen worden ist. Bis Ende Oktober sollen rund 100 Schiffe in den Panamahäfen eingetroffen sein, denen die Weiterfahrt abgeschnitten war, so daß sie sich entweder zur Weiterreise um das ferne Kap Horn entschließen oder ihre

Digitized by Google

Waren löschen und sie der Isthmusbahn zur Beförderung anvertrauen mußten. Im einen wie im andern Fall muß der Schaden, der den Reedereien und dem Welthandel durch die Sperrung des Panamakanals erwachsen ist, ganz ungeheuer groß gewesen sein.

Die trüben Erfahrungen der letzten Monate haben in peinlicher Weise wieder an die alte Pescheck'sche Prophezeiung von 1885 erinnert, und schon sind wieder mehrfach Stimmen zu vernehmen gewesen, die behaupteten, der amerikanische Kanal werde überhaupt niemals eine vollwertige und gefahrlose Wasserstraße werden. Der deutschen Schiffahrt, die durch den Krieg vom Weltmeer abgeschnitten ist, konnten die bisherigen Ereignisse am und im Panamakanal ziemlich gleichgültig sein. Es liegt aber auch in ihrem Interesse, daß die zur Zeit wenig rosigen Zukunftsaussichten des Panamakanals sich baldigst bessern, denn nach der Wiederkehr des Friedens erhoffen auch die deutschen Reeder manche willkommenen Vorteile von einem dauernd betriebsfähigen und gegen die gefährlichen technischen Kinderkrankheiten der ersten Jahre hoffentlich endgültig gefeiten Panamakanal.

Zur Zeit aber sieht sich die Kulturwelt in die wenig erfreuliche und unrühmliche Lage versetzt, daß die beiden wichtigsten Seekanäle der Erde, der Suez- und der Panama-Kanal, gleichzeitig der Schiffahrt ganz oder doch zum größten Teil entzogen sind — und das gerade in einem Zeitraum, von dem man den endlichen stolzen Triumph erhoffte, beide Wasserstraßen gleichzeitig dauernd dem friedlichen Handelsverkehr zugänglich gemacht zu haben!

Digitized by Google

Bagdad und seine Umgebung

Von M. Trott

Durch die große Völkerstraße Berlin—Bagdad ist die Endstation im Orient in den Vordergrund des Interesses gerückt. Unwillkürlich steigt vor dem Auge bei Nennung des Namens Bagdad jene alte prächtige Kalifenstadt auf, die wir aus zahlreichen Märchen kennen, wir sehen Harun al Raschid mit seiner Gemahlin Zobeide blendenden Hof halten, wir sehen im Sonnenscheine die vergoldeten Kuppeln der hunderttausend Moscheen flimmern, sehen die Karawanen, die sich durch die Straßen der Stadt wälzen und über allem spannt sich der blaue Himmel des Orients.

Das war das Bagdad von einst, das im Jahre 1256 durch die Mongolen zerstört wurde und das sich seit jener Zeit niemals wieder, auch nur annähernd, zu seiner alten Größe aufzuraffen vermochte. Heute hat Bagdad kaum hunderttausend Einwohner und wenn es gegenwärtig auch noch als Stapelplatz für den Handel mit Persien einen Ruf hat, so ist doch sein strahlender Glanz verblaßt und die Reisenden, die in wenigen Jahren in direkter Verbindung von Berlin nach Bagdad fahren, werden vergeblich nach der prächtigen Residenz Harun al Raschids suchen.

Das alte Bagdad erhob sich auf dem westlichen Ufer des Tigris, der heutige, neuere und größere Teil liegt auf dem östlichen Ufer und ist mit den Ruinen des alten Bagdads und der westlichen Vorstadt durch eine zweihundert Meter lange Brücke verbunden. Vom Fluß aus gewährt Bagdad auch heute noch einen großartigen Anblick, aber diese Täuschung verliert sich gleich, sobald man das Innere der Stadt betritt. Sie ist von einer dreizehn Meter hohen, zum Teil verfallenen Mauer umgeben, die mit halbkreisförmigen Türmen geziert ist. Die Straßen sind krumm und ungepflastert, die Häuser aus kleinen Lehmziegeln

Digitized by Google

erbaut, haben schmale Tore und spärliche vergitterte Fenster. Von den Prachtbauwerken der Kalifen ist kaum noch etwas vorhanden, wenige Moscheen und einzelne Türme, ferner die drei Tore der Stadt erinnern an die einstige Größe und Schönheit Bagdads. Alle die tausende von Moscheen, Kapellen und Bethäuser, die Klöster der Derwischorden, die Koranschulen bilden nur noch Trümmerhaufen, sind teilweise auch ganz vom Erdboden verschwunden und nur die Führer wissen zu melden, daß sich hier oder dort ein kuppelgekrönter Prachtbau erhob.

Unter den noch vorhandenen Moscheen verdient die älteste, die Dschamah el Suk el Gazel und die Dschamah el Merdschamiah Erwähnung. Die öffentlichen Bäder, einst sollen es 60000 gewesen sein, sind modern eingerichtet, entbehren aber jeden Schmuckes und haben daher ihre Weltberühmtheit eingebüßt.

Den einzigen Schmuck der Stadt bildet der Palmenwald, der sich rings um den Ort zieht. Diese Palmen finden sich mitunter auch in den Höfen der kleinen Häuschen vor und es macht einen eigenartigen Eindruck auf den Fremden, aus dem öden kahlen Hofe den gewaltigen Palmenstamm emporragen zu sehen. Im Süden der Stadt befinden sich fast alle Konsulate, ebenso haben sich in dieser Gegend die europäischen Kaufleute niedergelassen. Alle diese Bauwerke haben ihre Hauptfront nach dem Tigris zu, hier befinden sich auch die Zollhäuser, bei denen die Tigrisdampfer anlegen, hier werden die Waren ein- und ausgeladen, hier entwickelt sich überhaupt das Leben und Treiben der Stadt, sodaß der Süden und Südosten von Bagdad das Geschäftszentrum bildet. Unweit des Tigris befinden sich auch die Straßen mit den berühmten Bazaren. Alle orientalischen Herrlichkeiten sind in breiten, mit gewölbtem Mauerwerk gedeckten Gängen untergebracht und man kann von Bazar zu Bazar gehen, um die hier ausgelegten Kostbarkeiten zu bewundern. Hier wird gefeilscht, geschrien und gezankt und der Europäer muß sehr auf der Hut sein, will er nicht übervorteilt werden. So geht es ihm nicht allein beim Einkauf von Waren, noch viel öfter hat er das Nach-

Digitized by Google

sehen, wenn er sich ein Lasttier oder einen Lastträger mieten will. Die Makler, die Delal, lassen sich den größten Teil des Betrages vorweg bezahlen, versprechen das Blaue vom Himmel, um schließlich, wenn sie kein geeignetes Lasttier oder Dienstpersonal bekommen, in aller Gemütlichkeit zu erklären, der Reisende möge so lange warten, bis sich wieder Gelegenheit findet. Das Geld zahlt der Makler natürlich nicht zurück und wer nicht warten kann, der büßt den Betrag eben ein.

Die beide Ufer des Tigris verbindende Brücke dient in der Hauptsache dem Wagen- und Karawanenverkehr. Für die Bewohner und Fremden, die von einem Ufer zum anderen gelangen wollen, stehen große und kleine Kuffes zur Verfügung, runde aus Rohr geflochtene Körbe mit flachem Boden, die von außen mit Pech beworfen sind. Diese Fahrzeuge werden von einem oder zwei Männern mit primitiven Rudern bewegt, aber mit bemerkenswerter Sicherheit werden die Fahrgäste und die Waren zum jenseitigen Ufer gebracht.

Beim Besuche der Kaffeehäuser, die zahlreich in Bagdad vorhanden sind, muß der Europäer vorsichtig sein. Bei einem strenggläubigen Schiiten kann es ihm passieren, daß der Besitzer die Tasse, aus der der Fremde getrunken, bei dessen Fortgehen zerschlägt, damit seine anderen Gäste nicht durch die Berührung mit einem Gefäß, aus dem ein Ungläubiger getrunken hat, verunreinigt werden. Aus dem gleichen Grunde ist es auch für den Fremden schwer, Zutritt zu den Grabmälern zu erlangen, man muß sich damit begnügen, diese kostbaren Bauwerke von ziemlicher Entfernung zu betrachten. Bagdad selbst besitzt nur eine solche Sehenswürdigkeit, das Grabmal der Zobeide, der Gattin Harun al Raschids, aber in seiner nächsten Umgebung sind zahlreiche Grabmäler aus alter Zeit, die eines Besuches wert sind.

Direkt vor dem Nordtore der Stadt befindet sich das Grabmal des Abu Hanifa, des Begründers der Rechtswissenschaft, der im Jahre 767 starb. Die reich vergoldeten Kuppeln dieses Bauwerkes, seine drei spitzen Türme, ragen hoch über den die Stadt

Digitized by Google

umgebenden Palmenwald empor. Im Volksmunde heißt dieser Prachtbau Elmu'azzam. Eine breite, lehmige Landstraße führt zwischen rohen Lehmmauern gerade auf die goldstrahlende Doppelkuppel zu. Ehe man dieses Heiligtum erreicht, erhebt sich zur Rechten ein großes Gebäude, die Wohnung des Administrators der vielen dem Heiligtume vermachten Güter.

An dem Grabmal des Abu Hanifa vorüber gelangt man über die Brücke des Tigris nach einem nicht minder sehenswerten Grabdenkmal, das bei Kazimen errichtet worden ist. Hier hat man die beiden Nachkommen Alis zur Ruhe gebettet und ganz in der Nähe hat sich ein reicher indischer Fürst sein Haus erbaut, weil er hier, unweit des Grabes seiner Vorfahren, sein Leben beschließen will. Der Zug nach Kazimen ist überhaupt ein großer. Zahlreiche Schiiten aus allen Teilen der muhammedanischen Welt lassen sich an dieser heiligen Stätte nieder, weil eine alte Ueberlieferung sagt, daß jeder, der in Kazimen starb, leichter in den Himmel eingeht. Als Wallfahrtsort ist Kazimen im ganzen Orient berühmt und an hohen Festtagen kann der Ort kaum die Besucher fassen, die aus allen Teilen des Landes herbeiströmen.

Noch bedeutender als Wallfahrtsort ist Kerbela, die große Begräbnisstätte der Einwohner von Bagdad. Die Beerdigung dortselbst ist die Fortsetzung eines babylonischen Brauches, der schon lange vor dem Islam existierte. Die zahllosen Gräber in den oberen Schichten des Trümmerberges von Warka nötigen zu der Annahme, daß auch diese Stelle als dem Himmel besonders nahe angesehen wird.

Wer einmal Bagdad und seine Umgebung besucht, der sollte nicht versäumen, seine Ausflüge bis nach Samarra und Negef auszudehnen. Den dort befindlichen Gotteshäusern hat ganz Europa nichts Aehnliches an die Seite zu stellen. Es sind kühne Bauten von mächtigen Dimensionen, deren Boden und Mauern mit kunstvollem Mosaik ausgelegt und deren Türme und Kuppeln schwer und reich vergoldet sind. Kein Tag vergeht, daß nicht in diesen Gotteshäusern die Muselmanen ihre Gebete zum

Digitized by Google

Himmel senden und der Orientale scheut nicht den Weg, sei er noch so weit und noch so beschwerlich, wenn er ein Anliegen hat, begibt er sich zu einer dieser Moscheen, um dort für die Erfüllung seines Wunsches zu beten. Es ist ein buntes Bild, das sich dem Beschauer dort zeigt, die Städter mischen sich unter die Bauern und Beduinen, alle von dem gleichen Wunsche beseelt, hier ihre Gebete zu verrichten.

Im allgemeinen bietet die Tracht der Bewohner Bagdads und der umliegenden Ortschaften wenig Abwechslung. Charakteristisch ist das Kopftuch und der Agal. Die übrige Kleidung ist bei den Städtern, Bauern und Beduinen fast gleich. Ein Hauptunterschied ist der, daß der Städter Pumphosen und irgend eine Fußbekleidung trägt, während der Bauer und der Beduine hosenlos und barfuß einherschreitet.

Es ist zu hoffen, daß die neue große Völkerstraße die Bande, die der Weltkrieg zwischen Türken und Deutschen geknüpft hat, noch fester schlinge. Es wird eine Zeit kommen, daß sich in Bagdad das Abendland mit dem Morgenlande freundlich grüßt, und wie wir Deutschen viel von jener neuen Völkerstraße erhoffen, so erhofft auch die Stadt Bagdad eine glänzende Zukunft. Vielleicht, so sagen ihre Bewohner, ersteht dadurch wieder jene alte versunkene Kalifenstadt; vielleicht bricht wieder jene glückliche Periode über den Ort herein, wie zur Zeit Harun al Raschids, da es keine Armut, keine Not, nur Freude und Wohlleben gab.

Skizzen

Von Oskar Wöhrle

Das verkannte Genie

In einer besseren Wirtschaft sah ich kürzlich abends gegen zwölf Uhr an offenem Tisch eine Zeitung sitzen und sich aufgeregt mit einer Reihe literarischer Winkelblättchen unterhalten, die, im übrigen höchst gelangweilt und sonst von niemanden als von mir

Digitized by Google

beachtet, auf dem papierenen Bauche lagen und die dickgedunsenen, quälligen Wasserköpfe schwenkten.

Mein Interesse wurde reger, als ich die Zeitung so, ganz ohne fremde Hilfe, aufrecht sonder Schwanken hart am Tischrande stehen sah — denn das ist für eine Zeitung, die gemeiniglich ausgehalten wird, wie eine Zweimark-Hure, immerhin eine Leistung, — und ich beschloß, das Phänomen zur Ausschlachtung schleunigst einem gewiegten Zeilenschinder zu überweisen.

Indem ich erwog, welchen, denn der ganze Kürschner hängt dick davon — sah ich durch Zufall, daß der Papierfetzen doch nicht frei stand, sondern durch ein merkwürdiges Gestell gehalten wurde. Zu beiden Seiten sah's aus wie unverfälschte Schweinsfüße, und oben wuchs genialisch eine borstige Fläche heraus.

Ich war mir gleich darüber klar, daß es sich um eine den dicksten teutonischen Urwäldern entsprungene Wildsau handeln müsse.

Aber ein vornehm aussehender Herr, der meine Gedanken genau verfolgt hatte, sagte mit einem feinen Lächeln über den Tisch herüber: „Sie irren, mein Herr, das ist kein Wildschwein, das ist ein Literat!"

Blatt, einem Toten genommen

Christ, nimm das Dynamit deines Denkens, falls du welches hast, und zersprenge die atemabschnürende Schale, mit welcher der Schleim der Jahrhunderte dich umkrustet hat. Lerne deine langstieligen Augen auch auf Erden gebrauchen. Bade deine Seele, deine dünnen, schorfigen Arme in dem Wasserstoffsuperoxyd unserer Zeit.

Es ist gut und nützlich, ein sicheres Haus zu haben. Die Schnecke hat es, die Muschel, die Schildkröte. Wenn die Gefahr kommt, zieht sie ihre Organe ein und verkriecht sich unter die Schale. Die feindliche Gewalt soll sich daran zerbrechen.

Ich habe kein Haus, kein Dach. Ich habe keinen Panzer, der mich schützen könnte. Nichts habe ich, was mir Sicherheit gewährleistet. Frei bin ich allen Unbilden des Schicksals preisge-

Digitized by Google

geben. Der Regen näßt mir Hemd und Haut. Die Hagelkörner zerreißen mir das Gesicht. Die Stürme gehen nicht sanft mit mir um. Die Strahlen der Zweifelssonne versengen mich und machen mich unkenntlich.

Aber ich trage das Göttergeschenk, ich bin nicht wie du, Armseliger und doch Beneidenswerter, an eine Tischecke gebunden, ich bewege mich frei im Kreise der Welt. Wehe, die Schatten!

Kindlein, liebet einander!

Konnte ein Gott deutlicher sprechen? Sicherlich. Wie könnte es sonst sein, daß jetzt als Echo jenes Satzes der Liebe die Todesschreie der Millionen Geschlachteten in meine Sterbestunde schallen?

Antwort!

An den Gefangenen

Von Else Rheinsch

Du lebst! Du schickst lebendige Gedanken
Aus lieberfüllter Ferne her!
Dich halten dieses Raums getreue Schranken,
Die Stunden flechten Deine Wiederkehr!
Erinn'rung ist kein abgrundtiefes Meer,
Drin Traum und Wünsche hoffnungslos versanken:
Sie ist ein Strom, den Liebe schwellt und windet
Und der in Deinem warmen Herzen mündet!

Leonhard Frank: Die Ursache
Erzählung (München, Verlag von Georg Müller)

Leonhard Frank, der Verfasser des naturalistischen Romans „die Räuberbande", der schon in jenem etwas turbulenten Erstlingswerk eine ungewöhnliche Gestaltungskraft erkennen ließ, hat eine Erzählung herausgegeben, die zunächst, rein stofflich gesehen, an jenen Erstling erinnert: auch diesmal handelt es sich um einen rohen, sadistischen Lehrer und dessen mißhandelten Schüler. Wenigstens ist das der Ausgangspunkt der vorliegenden

Digitized by Google

Erzählung. Die Handlung ist mit ein paar Worten erzählt. Aus jenem vor vielen Jahren mißhandelten Schüler ist ein schwer um die Anerkennung ringender Dichter geworden, den plötzlich die Anwandlung überkommt, seinen alten Heimatsort aufzusuchen. Ohne sich so recht über das Motiv klar zu sein, besucht er dort auch jenen alten Lehrer, möchte ihm jenen Vorfall aus der Kindheit vorhalten und ihn zum Eingeständnis bringen, daß er damals unrecht an ihm gehandelt habe. Zufällig befindet sich ein Schulknabe beim Lehrer, um Hefte abzuholen. Dieser Knabe, ein schlechter Schüler, wird vom Lehrer in roher Weise wegen einer fehlerhaften Arbeit gezüchtigt. Der Dichter, in lebhafter Erinnerung an die eigene Qual der Jugendzeit, stürzt sich auf den Lehrer und erwürgt ihn. Juristisch ist noch zu bemerken: zwischen der Mißhandlung und der Erwürgung liegt ein kurzes Gespräch zwischen dem Dichter und dem Lehrer, indem der Knabe das Zimmer verlassen hat. Wichtig für den Fall ist endlich, daß der Mörder beim Hinausgehen einen offen daliegenden Hundertmarkschein mitnimmt. Er wird natürlich alsbald verhaftet, und man macht ihm den Prozeß wegen Raubmords. Dafür spricht, daß er ein blutarmer Schlucker ist, der sich kurz vor der Tat bei einer ihm bekannten Dirne zwanzig Mark geliehen. Soweit der Tatbestand. Soviel ich nun als ehemaliger Jünger der Themis die Sache beurteilen kann, würde in diesem Fall kein Gericht der Welt bestreiten, daß es sich hier um einen im Affekt geschehenen Mord, also um einen Totschlag handelt, trotz der mitgenommenen hundert Mark. Frank läßt das recht borniert dargestellte Schwurgericht die Anklage wegen Mords bejahen, ein Gnadengesuch abschlägig beschieden werden und malt dann die Hinrichtung mit allen Gräueln naturalistischer Kunst aus. Warum all das? Er hat die Theorien der Freudschen Schule studiert, nach denen bekanntlich Erlebnisse der frühsten Kindheit sich dermaßen in unsrer Seele festsetzen sollen, daß sie unser ganzes späteres Leben beherrschen, was, wie der Leser vielleicht weiß, vor allem auf sexualpsychologischem Gebiet der Fall sein soll. Auf vorliegenden Mord angewendet: wir sollen glauben, der als Knabe vor vielen Jahren einmal von seinem Lehrer mißhandelte Dichter habe unter dem Zwang dieser Mißhandlung die sonst kaum zu erklärende Mordtat begangen, sei also für dieselbe nicht verantwortlich!! Diese Gedanken läßt er den Angeklagten in seinen mehrfachen Verteidigungsreden ausführen. Ist es so unbegreiflich, daß das Gericht diesen Schuldausschließungsgründen kein Gehör schenkt? Die Fachjuristen werden nur lächeln über den allzu naiven Herrn Frank, der bis jetzt ganz unbewiesene Theorien ohne weiteres als feststehende wissenschaftliche Tatsachen behandelt und undiskutierbare Schlüsse daraus zieht. Der Beurteiler der Frankschen Erzählung als eines Kunstwerkes, abgesehen von seiner Tendenz, darf vielleicht beklagen, daß ein so kräftiger Lebensgestalter, wie es Frank zweifellos ist, sich hier einer grauen Theorie zuliebe vom Boden des Lebens und auch der wirklichen Kunst entfernt und ein Ding geschaffen hat, das mehr einer wissenschaftlichen Abhandlung als einer Erzählung gleicht und gerade dem Naturalismus seiner Schilderung stracks widerspricht durch die Weltfremdheit seiner Tendenz. Alle vorkommenden Gestalten, von diesem sonderbaren „Dichter" an, an dessen wirkliche Dichterkraft der Leser nicht glaubt, bis zu den fast mit Wedekindschem Verzerrungsspiegel

Digitized by Google

gesehenen Gerichtspersonen, sind für die Tendenz erfundene Marionetten, keine Menschen.

Das Werk platzt in unsre Gegenwart besonders unerfreulich hinein: wir haben doch wirklich wichtigere Dinge zu überdenken und zu tun als uns über die Richtigkeit spitzfindiger Theorien zu grübeln.

Mögen die Herren Psychiater solche Theorien studieren, das urteilslose Volk, — und dazu gehören in diesem Fall doch so ziemlich alle Leser des Buches —, soll man vorerst damit unbehelligt lassen. Frank glaubt sicher, er habe mit diesem Werk eine große Tat vollbracht, auf Dinge hingewiesen, die unser ganzes Strafrecht umstürzen können. Und sicher wird nun so mancher naive Leser sagen: es ist noch schrecklich in Deutschland, richtet harmlose Dichter hin, weil die bornierten Juristen die Wahrheit nicht kennen lernen wollen. Bestenfalls wird also durch solch ein Werk ein gänzlich unbegründeter Haß erzeugt. Ist das eines echten Dichters wahre Aufgabe? So muß man den Herrn Verfasser fragen. Aber schließlich hat ja noch jeder junge Dichter gemeint, daß er dazu in die Welt gekommen sei, um sie wieder in die Fugen zu bringen. Und die Allmutter ist lächelnd vorübergegangen, denn sie braucht uns kleine Menschen gar nicht für ihre großen Ziele! . . .

Dr. Otto Kiefer

Bark

Mit W. N. Kokowzow war der Schwindel nicht mehr zu machen. Der Mann wurde geradezu solide. Ein pumpfreies Budget? So westeuropäisch war das Finanzministerium denn doch noch nicht. Lieber eine Reform, denn die war auf alle Fälle undurchführbar und stärkte den Auslandskredit. Also wurde Kokowzow Graf, und P. L. Bark beschwor in Livadia das alte System mit neuer Tünche.

Der kannte den Kram. Jurist, Kredit-Kanzlei- und Reichsbankgehilfe, Direktor der Wolga-Kama-Bank, Assistent des Handelsministers, Vizepräsident des Petersburger Börsenkonseils, durch Fühlungnahme mit den schwachen Stellen westlicher Darleiher vertraut. Aller Theorien und Pratiken des Taschenleerens mächtig. Ein Gegner des Schnapses, ein Freund der Bauern, ein staatssozialistischer Neuerer, schlauer als Witte. So wurde er uns angepriesen. Zwei Miliarden Rubel wollte er Europa zunächst verlieren lassen. Er fing also bescheiden an. Aber durfte bald großzügiger werden. Denn im August 1914 kam der Krieg.

Die Reform war unnötig geworden. Freiweg konnte er jetzt pumpen. Nun gab es Geld gegen Menschen. England gab Zug um Zug. Ungefähr eine Milliarde für eine Million. Das war nach russischen Begriffen ein Glanzgeschäft. Es war überhaupt eine Lust, Fiskus zu spielen. Was für Möglichkeiten! Abtragen des offenen Barbestandes, der Goldwährung, dieser dämlichen Witteschen Chimäre, einen Fußtritt, Zwangsanleihen im Innern, Beschleunigung der Notenpresse bis zum Propellertempo, Papierkopeken. Das Rubelchen klirrte und flatterte in allen Größen.

Welch Wunder! Was galt der Goldrubel unter Kokowzow? 2,16 Mark. Jetzt erst offenbarte sich sein wahrer Wert. Zwei, drei Papierrubel gaben die Leute dafür. Gierig wurden sie nach ihm. So hatte Bark seinen Gehalt vermehrt. Abundanz, wie der Finanzmann sagt, Plethora überall. „Der Fiskus kann garnicht alles

Digitized by Google

brauchen", sagten die Beamten. Wir müssen ihm etwas abnehmen. So sparen wir ihm Transport- und Buchungskosten. Er hat schon genug mit der Zinssuspension zu tun." Sie halfen ihm, den Sinn für Stabilität im Volke zu kräftigen. Willig gaben sie das Gold und begnügten sich mit 200 Prozent Lehrhonorar. Ein dürftiges Agio für solche Wirkung. Jetzt erst war die Goldwährung erreicht. Denn das Geld muß unter den Leuten sein. Sonst ist die Währung Bluff.

Was man kann, soll man nutzen. Bark hatte in jungen Jahren das Reisen gelernt. Jetzt verwendete er seine Erfahrungen. Heute war er in Paris, morgen in London. Ein stolzer Mann, freien Hauptes, den Hut in der Hand, die Oeffnung nach oben. Lange hielt er den Hut so, bis er verschnupft war. Es war sehr kalt geworden in London.

Er fuhr zum Zaren und beschwerte sich. „Das ist eine höchst einfache Sache", meinte Nikolaus. „Hier ist ein Ukas. Ich befehle Ihnen, binnen 14 Tagen Fünf Milliarden Rubel im Auslande zu pumpen. Ich befehle es, verstanden!" Wieder reiste Bark nach London. Er wies den Ukas vor, er malte die Pleite, den Sonderfrieden. „Schön", sagte der Schatzkanzler, „Papier wider Papier". Und gab ihm eine Kuratelurkunde. Auch gut, dachte Bark, fuhr nach Petersburg und benutzte die Urkunde zur Notendeckung. Das war zwar neu, aber auf ein Papier mehr oder weniger kam es nicht an.

„Was dann"? fragte der Zar. „„Majestät, es bleibt immer noch der Schnaps"". „Und die Reform, und die Moral?" „„Das Defizit muß weggespült werden, die Einnahmen müssen sich verdoppeln. Nur der Rausch ist produktiv. Das besoffene Budget bedeutet ein doppeltes Budget. Es sieht sich gleich alles freundlicher an. Auch ist es ein Beweis, daß der Krieg unsere Finanzgebarung nicht zu erschüttern vermochte. Allen bösen Kritiken und Behauptungen setzen wir entgegen: Es ist alles beim alten, der russische Fiskus hat sich durch den Krieg nicht von bewährten Methoden abdrängen lassen"". „Und wenn der Schnaps nicht ausreicht?" „„Bleibt der Konkurs, Majestät. Es wird einfach nicht bezahlt. Auch das wäre ein Zeichen guter, konservativer Finanzgesinnung. Sollten wir heute nicht können, was wir 1896 gekonnt haben? Wir haben Fortschritte gemacht auch auf diesem Gebiete"". „Ich bin in guten Händen" sagte der Zar, und ernannte Bark zum Konkursverwalter Rußlands.

Dr. Alfons Goldschmid

Das deutsche Volk und die Politik

Freunden und Feinden unseres Volkes galt es als Axiom, daß wir ein hoffnungslos unpolitisches Volk sind. Fraglich war nur, ob der mangelnde politische Sinn einer sonst so reich ausgestatteten Nation spezifischer Rassenanlage entstammt oder die Wirkung unseres geschichtlichen Werdens ist? Unsere Klassiker mochten sich dabei beruhigen, die deutsche Größe als unabhängig von den politischen Schicksalen der Nation zu empfinden, die mangelnde politische Befähigung ihrer Volksgenossen als naturnotwendige Kehrseite des metaphysischen Triebs und der kulturellen Leistungsfähigkeit der Deutschen zu erkennen und zu entschuldigen. Inzwischen hat sich unsere kulturelle Sprachgemeinschaft in einen in die Welthändel verflochtenen Machtstaat verwandelt und die Argumente, mit denen sich unsere geistigen Führer vor hundert Jahren über die unpolitische Wesensart der

Digitized by Google

Deutschen trösteten, haben für uns keine Geltung mehr. Für uns wäre es Torheit und Verbrechen zugleich, in der Ausbildung zum freien Menschen einen Ersatz zu suchen für das Unzulängliche unserer politischen Existenz. Wir müssen uns von neuem fragen, warum unser politisches Leben der kümmerlichste Zweig der deutschen Eiche ist, wir müssen das Mißverhältnis zwischen unseren Leistungen und unseren politischen Erfolgen erklären. Daß diese Probleme uns gerade jetzt so stark beschäftigen, ist nicht erstaunlich. Daß aber diese Untersuchungen mit solcher Sachkunde vorgenommen werden wie in dem klugen Buche von Hugo Preuß: „Das deutsche Volk und die Politik" (Eugen Diederichs Verlag, Jena 1915) ist ein Beweis dafür, daß es uns in Zukunft nicht an politischen Talenten fehlen wird. Preuß ist Realpolitiker im besten Sinne des Wortes, vor geschriebenen Verfassungsparagraphen hat er dasselbe Gefühl der Gleichgültigkeit wie einst Lassalle. Der Kern ist ihm alles, die Schale nichts. Er ist kein Schwärmer und kein Doktrinär. Er weiß, daß der Geist lebendig macht und der Buchstabe tötet. Er hat aus der Geschichte für die Gegenwart gelernt und aus der Gegenwart für die Geschichte. Sein Buch könnte kein Agitator geschrieben haben, wohl aber ein Staatsmann. Maßvoll in der Kritik der Vergangenheit, besonnen in den Forderungen an die Zukunft, wäre es eine nicht ungeeignete Lektüre für die nicht beneidenswerten Männer, die handeln müssen, wo wir betrachten dürfen. Preuß wünscht dem zukünftigen Deutschland die Identität von Volk und Staat, die Ueberwindung des jetzt bei uns bestehenden Zustandes: Obrigkeitsstaat gegen Volk. Er hofft, daß uns endlich de facto gelingen wird, was den Männern der preußischen Reformzeit nur idealiter geglückt ist, die Umwandlung des Untertanen in den Staatsbürger. An der deutschen Geschichte der letzten Jahrhunderte weist er nach, daß den Deutschen trotz ihrer Organisierbarkeit — „le peuple le plus gouvernable du monde" — die Fähigkeit zur Selbstorganisation völlig fehlt. Daran und nicht an persönlichen Unzulänglichkeiten sind alle revolutionären Versuche in Deutschland gescheitert. Die geistigen Revolutionäre erwarten auf politischem Gebiete alles Heil von der Obrigkeit. Beispiel und Gegenbeispiel: Luther und Cromwell.

Paul Mayer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Digitized by Google

Wilson, Bryan, Roosevelt

Von Karl Eugen Schmidt

Während die Deutschen hüben und drüben sehr unzufrieden mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten sind und ihn der Parteilichkeit für die Feinde Deutschlands beschuldigen, scheinen auch die Engländer und Franzosen keineswegs sehr entzückt von Woodrow Wilson, und diese Tatsache sollte etwas vorsichtig machen.

Wer die Haltung des Präsidenten verfolgt hat, kam allerdings nicht von der Ueberzeugung weg, daß die Sympathien Woodrow Wilsons auf der englischen Seite sind. Die Erklärung dafür gilt nicht nur für den Präsidenten, sondern für die Mehrheit des amerikanischen Volkes, die wie Wilson den englischen Sieg wünscht. Erstens ist Wilson englischer Abkunft, seine Mutter und die beiderseitigen Großeltern waren in England geboren, seine Erziehung war einseitig englisch, er kennt die Geschichte und Literatur Englands so gut und die Geschichte und Literatur Deutschlands so schlecht wie der erste beste englische Professor, und England ist für ihn das alleinige Mutterland des amerikanischen Volkes. Dazu kamen dann die englischen und französischen Lügen und Verleumdungen, welche in den ersten Monaten des Krieges die amerikanische Presse überschwemmten, und denen erst dann widersprochen wurde, als es schon zu spät war.

Wilsons Sympathien sind also bei unseren Gegnern, und wir müssen bis zu einem gewissen Grad seiner Sympathien für die Heimat seiner Väter verstehen. Wir verdenken es sehr den Amerikanern deutscher Abstammung, die in diesem Kriege gleichgiltig zusehen oder gar Partei gegen die alte Heimat ergreifen. Schwab, der den Engländern ihre Kanonen liefert, Villard, der Sohn des „Wohltäters der Pfalz" Heinrich Hillgart, der in seinem Wochen-

Digitized by Google

blatte gegen die Deutschen schimpft und geifert, sind für uns Gegenstände der Verachtung und des Abscheus, und wir freuen uns über Hexamer, den Präsidenten des deutsch-amerikanischen Nationalbundes, über die Kongreßleute Metz, Bartholdt, Vollmer und wie sie alle heißen, über die Millionen deutscher Farmer, Fabrikanten, Kaufleute, Aerzte, Handwerker und Arbeiter, die in diesen Tagen zittern und beben, jauchzen und schluchzen mit den Brüdern in der alten Heimat, die nichts unversucht, nichts ungetan lassen, was der deutschen Sache nützen kann, die den Deutschfeinden in ihrer neuen Heimat auf Schritt und Tritt entgegenstehen und nicht nachlassen im Kampfe für die deutsche Idee.

Woodrow Wilson hätte zweifellos ohne seine englischen Sympathien die Lieferung von Kanonen, Munition und anderem direktem Kriegsmaterial untersagt, aber er hätte sie auch untersagt, wenn diese Lieferungen der amerikanischen Industrie geschadet, anstatt genützt hätten. Diese Industrie, der es vor dem Kriege sehr jämmerlich ging, hat durch die Kriegslieferungen einen gewaltigen Aufschwung genommen und verdient Tausende von Millionen. Selbst ein Präsident, der im Herzen Deutschlands Sieg gewünscht hätte, wäre vielleicht den Erwägungen des amerikanischen Vorteils gegenüber zu der Politik des Laissez faire veranlaßt worden. Nur hätte ein solcher Präsident gleichzeitig auch für Deutschland gearbeitet und die völlige Handelsfreiheit zwischen den Vereinigten Staaten und dem blockierten Mitteleuropa durchgesetzt, ein Verlangen, das durch die Drohung des Verbotes der Kriegslieferungen mit Leichtigkeit durchgesetzt worden wäre.

Die große Menge der wirklich neutralen Amerikaner und erst recht die für Deutschland begeisterten amerikanischen Bürger, zu denen übrigens nicht nur Amerikaner deutscher und irischer Abkunft, sondern auch waschechte Anglo-Amerikaner gehören, hat denn auch von Anfang an eine solche Politik des Präsidenten verlangt, und Wilson hat diesem Verlangen mehrere Male wenigstens insoweit nachgeben müssen, als er mehr oder weniger pla-

Digitized by Google

tonische Proteste an die englische Regierung schickte. In der letzten Zeit hat dieser Platonismus eine etwas ernstere Form angenommen, und das ist der Grund, daß der amerikanische Präsident, der auch früher schon etwas sauersüß behandelt wurde, der englischen und französischen Presse jetzt recht verdächtig und unangenehm geworden ist.

Ob diese Haltung der amerikanischen Regierung von der geschickten Diplomatie des Grafen Bernstorff oder aber von der bevorstehenden Präsidentenwahl beeinflußt wird, ist nicht so ohne weiteres zu sagen. Wahrscheinlich spielen beide mit. Graf Bernstorff hat sich dem Verlangen der amerikanischen Regierung weiter gefügt, als vielen Deutschen hüben und drüben angenehm und richtig schien. Wenn es ihm nun wirklich gelingt, den Präsidenten zu energischem Auftreten gegen England und zur Durchführung der deutsch-amerikanischen Handelsfreiheit zu bringen, so wird man ihm nicht das höchste Lob versagen können, das sich in diesem Kriege ein deutscher Diplomat verdient hat.

Auf der andern Seite mögen Rücksichten auf die nächste Präsidentenwahl maßgebend sein. Der Termin des Präsidenten beträgt in den Vereinigten Staaten nur vier Jahre, aber schon gleich bei dem ersten Präsidenten George Washington hat sich der Brauch ausgebildet, dem scheidenden Präsidenten einen zweiten Termin anzubieten. Das heißt, die Partei, die ihn zum Präsidenten gemacht hat, bietet ihm die Kandidatur zur Wiederwahl an, und wenn diese Partei noch einmal die Majorität erhält, ist der Präsident für weitere vier Jahre gewählt. Nun wäre gar keine Aussicht für Wilson ohne das Enfant Terrible Theodore Roosevelt. Bei der letzten Wahl wurden weit mehr republikanische als demokratische Stimmen abgegeben, und der demokratische Kandidat Wilson wäre klanglos in der Versenkung verschwunden, wenn nicht Roosevelt die Einheit der Republikaner gestört und gegen den regulären republikanischen Kandidaten Taft kandidiert hätte.

Digitized by Google

Auch jetzt ist Roosevelt wieder auf dem Plan. Er wird kandidieren, einerlei, wen die republikanische Partei zu ihrem offiziellen Kandidaten ernennt. Damit ist ein Sieg der Republikaner so gut wie ausgeschlossen, selbst wenn Roosevelt zum alleinigen Kandidaten der Republikaner wird. Gegen die absolute Gegnerschaft sämtlicher Deutsch-Amerikaner kann kein amerikanischer Präsident gewählt werden, das ist sicher. Die Deutschen in den Vereinigten Staaten sind nicht stark genug, um die Politik der Regierung in ihrem Sinne zu bestimmen und etwa eine deutschfreundliche, gegen England gerichtete Haltung Washingtons herbeizuführen, aber sie sind stark genug, um eine ihnen verhaßte Politik zu verhindern und zu vereiteln. Sie können die Vereinigten Staaten nicht zum Krieg gegen England zwingen, aber sie können auch den von Roosevelt verlangten Krieg gegen Deutschland verhindern und haben dies bisher getan.

Ihre Gegnerschaft genügt, um die Wahl Roosevelts zum nächsten Präsidenten zu vereiteln. Lieber werden sie Mann für Mann, — auch die Republikaner unter ihnen — für den demokratischen Kandidaten als für Roosevelt stimmen.

Roosevelt ist der eine, Bryan der andere Pol. Die Aussichten Bryans, von der demokratischen Partei als offizieller Kandidat nominiert zu werden, sind sehr gering, weil sie dem erwähnten Brauch widersprechen. Es ist den beiden großen Parteien so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, ihrem einmal erfolgreichen Kandidaten einen zweiten Termin anzubieten, daß Wilson sich ganz abscheulich gegen seine eigene Partei müßte benommen haben, um durch einen derartigen Affront beleidigt zu werden. Nun hat Wilson zwar seinen damaligen Gegenkandidaten Bryan, dem er seine eigene Wahl verdankt, schwer geärgert, aber Bryan ist nicht die demokratische Partei, und falls er das damals von Roosevelt gegebene Beispiel befolgen und lieber die Spaltung seiner Partei verursachen als auf die eigene Kandidatur verzichten sollte, so würde das zwar eine Wiederwahl Wilsons unmöglich

Digitized by Google

machen, aber die Wahl Bryans durchaus nicht herbeizuführen im Stande sein.

Es ist sehr schade, daß die Deutschen Amerikas gerade Bryan als ihren Kandidaten ansehen sollen. Bryan ist durchaus nicht der Mann nach dem Herzen des Deutschamerikaners, dem Roosevelt eigentlich viel sympathischer ist. Bryan ist der Typus des amerikanischen Wanderpredigers und Wasserapostels, und nichts ist dem Deutschamerikaner mehr zuwider als gerade dieser eigentümliche anglo-amerikanische Charakter. Wenn alle anderen Kandidaten wütende Deutschenfeinde wären, wenn es sich einfach nur um Bryan und Roosevelt handelte, dann würden die deutschen Wähler in den Vereinigten Staaten ohne Zweifel in den ihnen verhaßten Apfel beißen und für Bryan stimmen. Zu einer solchen glatten und reinlichen Scheidung zwischen den Freunden und Feinden Deutschlands wird es jedoch schwerlich kommen.

Wilson wird bis zur Wahl bemüht sein, beide Parteien in persönlicher Laune zu halten. Er wird weder wie Roosevelt den Kriegstomahawk und das Scalpiermesser schwingen, noch wird er wie Bryan die Friedenspfeife als das einzige, der Vereinigten Staaten würdige Werkzeug preisen. Auf diese Art können sowohl die Freunde Englands als auch die Deutschen für ihn stimmen. Aller Voraussicht nach werden die Republikaner einen offiziellen Kandidaten finden, der sich gleichfalls auf keine Seite festgelegt hat, und so wird der gegenwärtige Krieg bei der bevorstehenden Präsidentenwahl keine ausschlaggebende und überhaupt nur eine nebensächliche Rolle spielen. Anders könnte es nur sein, wenn die Demokraten Bryan, die Republikaner aber Roosevelt auf den Schild erhüben. Das eine ist so unwahrscheinlich wie das andere. Wenn beide überhaupt kandidieren, werden sie es im offenen Bruche mit ihrer alten Partei tun, wie Roosevelt schon bei der letzten Wahl getan hat.

Die Präsidentschaftscampagne wird also auf die Haltung der amerikanischen Regierung im gegenwärtigen Kriege nur den einen Einfluß haben, daß Wilson sich stark bemühen wird, keiner

Digitized by Google

Seite allzu schroff vor den Kopf zu stoßen. Er wird seinen vielleicht unbewußten Sympathien für England folgen wie bisher, aber nur so weit, als er das kann, ohne sich die deutschen Wähler zu unversöhnlichen Feinden zu machen, und er wird in London gegen die Behinderung des amerikanischen Handels protestieren, aber nicht so scharf und stark, daß ihm das die Feindschaft der Freunde Englands zuziehen könnte. Seine Politik wird einfach danach streben, die Ziege und den Kohl zu schonen, wie die Franzosen sagen, und eben diese Politik wird er auch nach seiner Wiederwahl befolgen und hat er im Grunde auch bisher befolgt, — immer mit dem Vorbehalte seiner angeborenen und anerzogenen Sympathie für die Heimat seiner Vorfahren. Mit dieser Tatsache wird man sich in Deutschland abfinden müssen, wie man sich bisher mit ihr abgefunden hat. Es ist schon tröstlich genug, daß die Rücksicht auf die Deutschen Amerikas und auf die durch England geschädigten amerikanischen Handelsinteressen den Präsidenten und überhaupt die mit England sympathisierende Mehrheit des amerikanischen Volkes von einem Bruche und von offener Feindschaft mit Deutschland zurückhält. Freilich hätten wir mehr und besseres wünschen mögen, aber in Ermangelung der Schnepfen muß man mit Drosseln vorlieb nehmen.

Dies irae

zum Todestage des Grafen Aehrenthal

Von Theodor von Sosnosky

Vier Jahre sind nun vergangen, seit Graf Aehrenthal durch den Tod mitten aus seiner staatsmännischen Tätigkeit herausgerissen worden, seit er „in den Sielen" gestorben ist. Wir haben nicht zu den Bewunderern seiner Staatskunst gehört, ganz im Gegenteil; nichts liegt uns daher ferner, als seinen Todestag zum Anlaß für einen posthumen Panegyrikus zu nehmen. Wenn im folgenden die Haltlosigkeit gewisser Anwürfe gegen ihn dargetan wird, so ist es demnach

Digitized by Google

ganz gewiß nicht hinkendes „Freundeslob", was hinaus sprüht, sondern weit eher klingendes „Feindeslob".

Wäre Graf Aehrenthal heute noch am Leben, gleichviel, ob er noch am Ruder säße oder nicht, so könnte er sich mit Behagen der glänzenden Genugtuung freuen, die ihm der Verlauf der historischen Ereignisse gegeben hat. Nicht in jeder Hinsicht freilich, denn seine Politik gegenüber Italien ist durch die Tatsachen grausam ad absurdum geführt worden und auch sein Verzicht auf den Sandschak hat sich als eine keineswegs glückliche Maßnahme erwiesen: allein so viel man gegen seine Politik auch einwenden mag, just in dem Punkte, in dem er am heftigsten angegriffen worden ist, haben ihm die Ereignisse vollauf recht gegeben und seine Widersacher drastisch Lügen gestraft: im Punkte Annexion nämlich, und ganz besonders in Bezug auf die von ihm für diesen Schritt geltend gemachten Beweggründe.

Man erinnert sich noch des wilden Gezeters, das sich rings um die Monarchie erhob, als diese die Annexion Bosniens und der Herzegowina proklamierte. In London und in Paris, in Petersburg und in Rom gebärdete man sich, als hätte sich Oesterreich-Ungarn einer Gewalttat schuldig gemacht, wie die Weltgeschichte noch keine ihresgleichen gesehen habe, und dieselben Mächte, die seit anderthalb Jahrhunderten an der Türkei die rücksichtslosesten Amputationen vorgenommen hatten, wie Rußland, England und Frankreich, oder vornehmen wollten, wie Italien, spielten sich mit einem Mal als die berufenen Anwälte des ottomanischen Reichs auf. Namentlich die englische Presse wußte sich vor Entrüstung über die Freveltat der Monarchie nicht zu fassen, nannte die Annexion einen „tödlichen Schlag gegen die Moral" und brandmarkte sie als „ein Beispiel von Brigantentum, für das selbst in den räuberischen Zeiten der europäischen Geschichte nur schwer eine Parallele zu finden wäre" (Daily Graphic).

Daß Graf Aehrenthal mit der Annexion in Wahrheit nichts anderes getan, als aus einem unnatürlichen und gefährlichen Provisorium ein natürliches, klares Definitivum zu schaffen, daß er nur eine Form zerbrochen, die, weil sie längst keinen Inhalt mehr besaß, auch keine Daseinsberechtigung mehr hatte, daß endlich die Türkei, um deren Wohl sich die Widersacher der Monarchie so rührend besorgt zeigten, durch die Annexion in Wahrheit nicht nur nicht zu Schaden kam, sondern dabei im Gegenteil ein gutes Geschäft machte. All das sah man an der Themse und an der Seine, an der Newa und am Tiber natürlich ebenso gut ein wie an der Donau und an der Spree; aber man wollte es nicht sehen, man wollte den Grafen zum politischen Verbrecher stempeln. Und darum ließ man auch die Motive nicht gelten, mit denen er den Annexionsakt begründet hatte, und stellte sie als leere Vorwände

Digitized by Google

hin, hinter denen sich schnöde Ländergier und brutale Gewalttätigkeit zu verbergen suche.

Graf Aehrenthal hat als seine Beweggründe bekanntlich die politische Umwälzung in der Türkei bezeichnet, sowie das „Vorhandensein einer auf die Lockerung der beiden Provinzen von der Monarchie gerichteten, vom Ausland aus genährten und unterstützten Bewegung", oder, mit andern deutlichern Worten: die großserbischen Umtriebe, deren Patrone in Petersburg, London und Rom saßen.

Von dem die jungtürkische Bewegung betreffenden Motiv zur Annexion soll hier nicht weiter die Rede sein, denn es hat in dem erbitterten Kampfe, der während und namentlich nach der Annexionskrise für und wider die Annexionspolitik Aehrenthals geführt wurde, keine nennenswerte Rolle gespielt. Um so größer aber war die des zweiten Motivs, der großserbischen Propaganda.

Die Gegner des Grafen Aehrenthal bestritten das Vorhandensein einer solchen und beschuldigten ihn, diese Bewegung bloß als Schreckbild an die Wand gemalt zu haben, um einen plausibeln Vorwand für die Annexion zu besitzen. Diese Beschuldigung beruhte entweder auf einer krassen Unkenntnis der einschlägigen Verhältnisse oder sie war eine bewußte und dreiste Lüge, und das war sie wohl in der Regel. Die großserbische Propaganda sollte eine Erfindung des Grafen Aehrenthal sein?! Um die Haltlosigkeit dieser Verleumdung zu erkennen, brauchte man wahrlich nicht lange zu suchen. Das tobsüchtige Gebahren der serbischen Presse angesichts der Annexionserklärung bewies es mit überzeugender Kraft. In ihrer Wut hatte sie ja die Maske abgeworfen nnd verriet es mit einer Deutlichkeit, die nicht das geringste zu wünschen übrig ließ, daß Serbien sich Hoffnungen auf den Besitz Bosniens gemacht hatte. Nur die bittere Enttäuschung einer mit größter Sicherheit gehegten Hoffnung konnte so tolle Wutausbrüche zur Folge haben, wie sie seit der Annexionserklärung in Belgrad an der Tagesordnung waren. Wenn man dort die Monarchie so maßlos haßte und so sicher mit ihrem Zerfalle gerechnet hatte, so war es nur selbstverständlich, daß man auch Alles getan und nichts unterlassen hatte, um dieses Ziel zu erreichen. Bei solcher Sachlage wären Umtriebe gegen das verhaßte Habsburger Reich selbst in einem andern Staate und bei einem andern Volke nur natürlich gewesen, geschweige denn in einem so verkommenen Staatswesen wie Serbien; in einem Lande, in dessen führenden Kreisen moral insanity sozusagen endemisch geworden war; bei einem Volke, das den Meuchelmord als ein erlaubtes politisches Kampfmittel betrachtete. Das Vorhandensein der großserbischen Propaganda war unter solchen Umständen also nur etwas selbstverständliches

Digitized by Google

und wäre dies selbst dann gewesen, wenn kein besonderes Symptom darauf hingedeutet hätte und wenn dem Grafen Aehrenthal keine greifbare Tatsache bekannt gewesen wäre.

*

Als sich das Annexionsgewitter im Frühjahr 1909 endlich verzog, stand Graf Aehrenthal als Sieger da. Er hatte einer Welt von Feinden gegenüber trotzig auf seinem Willen verharrt und ihn uneingeschüchtert durch ihr Gezeter und ihre Uebermacht auch durchgesetzt.

In den hellen Glanz dieses Glorienscheines fiel aber sehr bald ein düsterer Schatten: der sogenannte „Friedjung-Prozeß". Die Erinnerung an diese politische Sensationsaffaire ist noch zu lebendig, als daß es notwendig wäre, hier näher auf seine Ursachen und seinen Verlauf einzugehen. Es genügt, folgendes hervorzuheben:

Während des Höhepunktes der Annexions-Krise — am 25. März 1909 — hatte der ebenso ausgezeichnete als temperamentvolle Historiker Dr Friedjung in der „Neuen freien Presse" einen Artikel veröffentlicht, in dem er das Treiben der großserbischen Propaganda mit den flammenden Worten ehrlicher Entrüstung an den Pranger stellte und die Annektierung Bosniens und der Herzegowina eben darum als ein Gebot der Notwendigkeit hinstellte.

Die kroatisch-serbische Union, die sich durch diesen Angriff getroffen fühlte, erklärte Dr. Friedjungs Behauptungen für falsch und forderte ihn auf, sie durch Beweise zu erhärten. Dr. Friedjung, von der Ueberzeugung durchdrungen, das ihm von Graf Aehrenthal zur Verfügung gestellte Beweismaterial müsse echt sein — es war vorher an den beiden höchsten Stellen des Reichs vorgelegt worden — säumte nicht, den geforderten Beweis anzutreten. Aber dieser Beweis mißlang, denn es zeigte sich, daß zwei von den 24 Dokumenten Dr. Friedjungs Fälschungen waren, worauf dieser Historiker seine Behauptungen zurückzog und dem Prozesse damit ein vorzeitiges Ende bereitete. An der bona fides Friedjungs zweifelte wohl niemand. Er war eben das Opfer einer Fälschung geworden, und wer sich darüber nicht etwa schadenfroh ins Fäustchen lachte, mußte sich sagen, daß es an seiner Stelle und unter denselben Verhältnissen wohl jedem so ergangen wäre, zumal im Hinblick auf die Provenienz der Dokumente und auf den Umstand, daß er der serbischen Sprache nicht mächtig war. Wer dem Verlaufe des Prozesses aufmerksam und vorurteilslos gefolgt war, mußte das Mißgeschick Dr. Friedjungs bedauern, denn die ehrliche Entrüstung, die aus seinen oft sehr lebhaften Ausführungen vor Gericht hervorgegangen war, hatte sich sehr zu seinem Vorteile von der aalglatten, verkniffenen Taktik unterschieden, mit der Herr Spalojkowic seine und der andern Serben „kindlich reine Unschuld" hatte beweisen wollen. Bei denen, die so dachten, weckte der Ausgang dieses Pro-

Digitized by Google

zesses darum die peinliche Empfindung, daß da wieder einmal das ethische Recht dem juristischen Rechte gegenüber den Kürzern gezogen hatte, daß summum jus wieder einmal summa injuria gewesen war.

Im Lager der Gegner des Grafen Aehrenthal, der inländischen und der ausländischen, herrschte über diesen Ausgang des Prozesses ungeheurer Jubel, denn für sie war nicht Dr. Friedjung der eigentliche Besiegte dabei, sondern Graf Aehrenthal. Dieser hatte sich in ihren Augen des berühmten Historikers nur bedient, um der eigenen Behauptung vom Vorhandensein einer großserbischen Propaganda durch sein Zeugnis ein wirksames Relief zu geben. Um diese Absicht zu erreichen, habe Graf Aehrenthal kein Bedenken getragen, sich gefälschter Beweisstücke zu bedienen, und sich damit als ein Macchiavellist schlimmster Sorte entpuppt. Als entlarvter Dokumentenfälscher stand er nun vor aller Welt da, ein lebendiger Beweis dafür, mit welch schändlichen Mitteln Oesterreich-Ungarn gegen das unschuldige Serbien intriguierte. So die Feinde des Grafen Aehrenthal, die durch seinen Erfolg in der Annexionskrise nicht eben weniger geworden waren. In den Staatskanzleien von Petersburg, London und Paris durfte man sich vergnügt die Hände reiben. Der Ausgang dieses Prozesses war ein wohltuendes Pflaster auf die noch keineswegs verheilten Wunden, die der Eitelkeit der Entente-Politiker damals durch Aehrenthals überlegene diplomatische Fechtkunst zugefügt worden waren. Und wie während der Annexionskrise, so hallte der ausländische Blätterwald auch jetzt wider von pharisäischen Entrüstungsphrasen über das perfide Oesterreich-Ungarn und nicht minder von schadenfrohem Hohngelächter ob der mißlungenen Fälschung.

Natürlich konnte man diese Entrüstungstiraden und dieses Hohngelächter auch in Oesterreich-Ungarn hören, wo sich Graf Aehrenthal die Feindschaft der Südslawen und Tschechen zugezogen hatte; merkwürdigerweise stimmte man aber auch an solchen Stellen der Monarchie in das Hohngelächter ein, wo man dies nicht hätte erwarten sollen.

Was war denn eigentlich geschehen? Zwei der von Dr. Friedjung benutzten Dokumente hatten sich als gefälscht erwiesen. Was wollte das besagen? Doch nicht mehr, als daß ein Bruchteil des juridischen Beweismaterials unbrauchbar war und daß Dr. Friedjung das Opfer eines Fälschers geworden. An dem Wesen seiner Behauptung, daß eine großserbische Verschwörung existiere, vermochte dies aber nicht das geringste zu ändern, denn damit, daß seine Beweismittel teilweise versagten, war doch nicht etwa der Beweis erbracht, daß diese Propaganda nur eine verleumderische Erfindung sei. War auch der dokumentarische Beweis für ihr Vorhandensein mißlungen, so war damit noch keineswegs der Gegenbeweis geglückt, daß sie nicht vorhanden sei, und wer so folgerte, beging

Digitized by Google

einen argen Trugschluß und hätte den auch dann begangen, wenn alle 24 Dokumente Dr. Friedjungs gefälscht gewesen wären. Es geschah doch wahrlich nicht zum ersten Male, daß man einen Verbrecher juridisch nicht fassen konnte; aber war damit dann bewiesen, daß das Verbrechen darum überhaupt nicht begangen worden war?

Von solcher Logik, so einfach sie auch gewesen wäre, wollten die Feinde des Grafen Aehrenthal jedoch nichts wissen, denn sie hätte ihnen ihr gehässiges Konzept gestört. Und noch weniger waren sie psychologischen Erwägungen zugänglich, sonst hätten sie sich sagen müssen, daß Graf Aehrenthal in Anbetracht des sattsam bekannten, anläßlich der Annexionskrise aller Welt offenkundigen fanatischen Hasses der Serben gegen die Monarchie wahrlich keinen Anlaß hatte, zu Fälschungen seine Zuflucht zu nehmen, wenn er beweisen wollte, daß dieser Haß sich in Taten umzusetzen suchte. Daß diese Absicht tatsächlich bestand, wußte niemand besser als diejenigen, die sich über diese Behauptung so sehr entrüsteten.

Und noch ein zweites psychologisches Moment sprach gegen die angebliche Schuld des Grafen Aehrenthal: es war ganz und gar unglaubwürdig, daß ein Mann in seiner Stellung seinem Kaiser und dessen präsumtivem Nachfolger Dokumente vorgelegt habe, von deren Echtheit er nicht überzeugt gewesen war. Ihm eine derartige, noch dazu unerhört törichte Perfidie zuzumuten, dazu hatte niemand auch nur den geringsten Anlaß.

Ernstlich hat denn auch wohl niemand dies geglaubt außer verbohrten Fanatikern, wie Professor Masaryk oder voreingenommene Publizisten, wie der sonst so einsichtige und objektiv urteilende Seton-Watson (den ich, beiläufig bemerkt, gelegentlich einer persönlichen Zusammenkunft vergeblich von der Unrichtigkeit seiner Beschuldigung gegen Aehrenthal zu überzeugen versucht habe).*)

Professor Masaryk machte sich denn zum Anwalte der Feinde Aehrenthals und suchte mit heißem Bemühen zu beweisen, daß dieser die Dokumente bewußt gefälscht habe, zumindest von der Fälschung unterrichtet gewesen sei, und daß die von ihm behaupteten großserbischen Umtriebe gegen die Monarchie eine verleumderische Fabel seien; ein Beweis, der ihm ebenso mißlang, wie der dokumentarische Beweis des Gegenteils Dr. Friedjung mißlungen war. Er mußte sich damit begnügen, dem Grafen Aehrenthal im Parlament einige unangenehme Stunden bereitet zu haben, wobei dieser in seiner Abwehr allerdings eine Nervosität und einen Mangel an Geschick gezeigt hatte, die dazu beitragen mußten, seine Feinde in ihren Beschuldigungen zu bestärken.

*) Eine ausführliche Darstellung dieser Angelegenheit habe ich im II. Bande meiner „Balkanpolitik Oesterreich-Ungarns seit 1866" gegeben.

Digitized by Google

Daß seine Behauptung vom Vorhandensein der großserbischen Propaganda trotz der falschen Dokumente auf Wahrheit beruhte, hatte übrigens schon das Attentat gezeigt, das im Sommer 1910 bald nach dem Kaiserbesuche in Serajevo gegen den Kommandierenden, Freiherrn v. Varesanin, verübt wurde und das ursprünglich augenscheinlich höher hinauf gezielt hatte. . . .

Eine größere Genugtuung zu erleben, sollte dem Grafen Aehrenthal nicht mehr vergönnt sein, denn als der Balkankrieg die gegen die Monarchie gerichtete Koalition der Balkanstaaten aufdeckte, war er nicht mehr am Leben.

Weit wuchtiger noch als dieser Beweis für das Bestehen der gegen die Monarchie gerichteten serbischen Konspirationen war der Mord in Serajevo. Die Leichen des Thronfolgers und seiner Gattin waren Zeugen, die die Wahrheit dieser Behauptung Aehrenthals mit ihrem Blute besiegelt hatten. Dieses Blut mußte ihn für alle Welt von dem häßlichen Verdachte reinwaschen, er habe die serbische Propaganda nur erfunden, um die Annexion zu rechtfertigen. Und wenn Seton-Watson es auch angesichts dieser Blutzeugen noch wagte, das Bestehen einer serbischen Verschwörung zu bestreiten (Contemporary Review, August 1914), so war dies — im besten Falle — ein Symptom von Serbomanie, demgegenüber jede Diskussion zwecklos wäre. . . .

Wäre Graf Aehrenthal noch am Leben, so hätte er nicht nur seine eigene Rechtfertigung erfahren, sondern auch die furchtbare Bestrafung seiner Widersacher.

Zerschmettert liegt der serbische Staat der siegreichen Monarchie zu Füßen, ein zweiter Ahasver, irrt sein König, von Gewissensbissen verfolgt, ruhelos in der Fremde herum; und dasselbe Schicksal hat seine Mordgesellen getroffen, soweit sie ihre Schuld nicht schon mit dem Leben bezahlt haben. Wahre Dies irae sind über sie und ihr Volk hereingebrochen; und auch über ihre Helfershelfer: Montenegro ist von unsern Truppen erobert; Italien hat eine halbe Million seiner Söhne geopfert, ohne in die Alpen- und Karst-Mauer auch nur eine einzige Bresche legen zu können! Rußland hat die ungeheuerlichsten Menschenverluste erlitten, die jemals ein Krieg verursacht hat, und dazu ganz Polen verloren; Frankreich muß seit anderthalb Jahren den verhaßten Feind im eigenen Lande dulden, und England sieht sich ernstlich in seiner Weltmachtstellung bedroht. Sie alle, die während der Annexionskrise eine Phalanx gegen die Monarchie im allgemeinen und gegen den Grafen Aehrenthal im besondern gebildet haben, sind vom Schicksal furchtbar heimgesucht worden.

Nicht immer erfüllt sich das bekannte Wort von der historischen Gerechtigkeit, denn Frau Clio will von Frau Nemesis nur zu oft nichts wissen; in diesem Falle aber trifft es einmal vollauf zu: die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Digitized by Google

Ehre

Novelle von Hans Fr. Blunck

Wenn Niels Nissen, der Landbriefträger die Feldpost im Dorf austrug, las er immer sorgfältig alle Karten durch, sodaß er jedem einigermaßen Bescheid geben konnte, was mit den Lieben und Liebsten vorging. Und wenn er von Hof zu Hof ging, rief er's den Bauern und den Mädchen schon von Weitem entgegen, was es an Wichtigem gab.

„Hans schreibt, er geht nun nach Serbien", oder „Jan ist umkommandiert, der ist nun Bursche beim Major".

Man war zufrieden damit, denn das Lesen kostet doch immer viel Zeit, wenn man rasch wissen will, was los ist. Und so kam's, daß Niels Nissen seinen Schnaps für die gute Nachricht kriegte und daß er zwischendurch auch von den andern erzählen mußte, von Hans Hoppe, der auf den Unterseer fuhr, oder von Jan Eltjes, der täglich aus der Ferne schrieb, kein Mensch wußte, woher, — vielleicht aus Indien.

Aber nach Niels Nissens eigenem Jung fragte niemand. Der hatte einen niedergeschlagen und war vor Jahren in einem fremden Hafen von Bord gelaufen, als er unter der Reichsflagge diente. Und das wußten sie auch: daß es an dem Alten zehrte wie eine Krankheit.

Nur der Amtsrichter Strenger, der mit einem Bein aus dem Krieg heimgekehrt war und sich am Meer erholte, hatte den Landbriefträger einmal danach gefragt. Da war Niels Nissen totenbleich geworden, hatte sich wortlos umgedreht und war gegangen.

Seit dem Tag wühlte es in dem Alten, etwas Verharschtes war aufgebrochen, und wenn er über den Deich ging, sprach er mit irgend einem da draußen im Nebel, einem, der seinen Namen trug und ihm Unehre gemacht hatte und gegen den er kämpfte wie gegen einen Schatten im Watt. Aber das Meer war er-

Digitized by Google

barmungslos, rollte einförmig in schwerem Wellenschlag heran, sprottete seiner und verhallte verstend zu ewiger Wiederkehr. Was ist denn deine Ehre, Niels Nissen? Die Menschen feiern ihre große Zeit und du bist nicht dabei, dein Blut, dein Stamm verscholl. Aber endloser noch als diese Jahre braust das Meer, flutet über die Erden der Völker, versenkt Länder und gibt neue Berge frei, wenn sein Schöpfer es will. Bist du nicht selbst der Schatten im Nebel, gegen den du schreist? Was willst du armselig Menschlein um deinen Namen bangen?

Im zwölften Monat nach Kriegsbeginn kam ein Brief von dem Jung, der brachte dem Alten ein Stück Ehre wieder und neue Qual daneben. „Lieber Vater, —" so lautete er, —" ich bin auf einem Schweden glücklich herübergekommen. In der Ostsee hat uns der „Adalbert" angehalten und ich bin gleich an Bord genommen. Jetzt bin ich wieder Soldat und man weiß nicht von mir. — Dein glücklicher Sohn Peer".

Als der Alte den Brief erhalten hatte, war ihm zum ersten Mal auf seinen langen Wegen ganz sonderbar zu Mute gewesen. Es war, als hätten sie die Straße eine ganze Weile gedreht. War wohl das Alter, das ihm den Verstand fraß. Und dann hatte er zu allen Bauern laufen wollen und schreien: warum habt ihr mich nie nach meinem Jung gefragt? Der steht jetzt auf der „Adalbert", sag ich euch; heut hab ich auch einen Brief gekriegt.

Da war ihm plötzlich der letzte Satz eingefallen und noch einmal war es gewesen, als sei der Dorfteich geschwollen und wäre voll von Feuer.

„Und man weiß nicht von mir."

Herrgott, wenn die nachfragten und erfuhren, daß es Peer Nissen, der Fahnenflüchtige, der Totschläger war. Die würden ihn festhalten und würden ihn verurteilen, und im Dorf würden sie's erfahren, daß Niels Nissens Sohn im Gefängnis saß. Der Alte ließ die Tasche fahren, schlug die Hände zusammen, mitten

Digitized by Google

auf der Straße und wimmerte leise betend vor sich hin: Herrgott im Himmel, sei mir gnädig!

Drei Tage mußten die Bauern sich ihre Briefe selbst holen, dann ging der Landbriefträger wieder von Tür zu Tür, von Hof zu Hof und brachte das neue aus der Welt in die einsame Wurt hinter dem Seedeich. Aber er las die Briefe nicht mehr, er gab sie an die Kinder, die draußen spielten und lief weiter wie landflüchtig. Die Bauern schüttelten die Köpfe, hätten gar zu gern von den andern im Dorf gewußt und sagten schließlich, der Alte sei etwas sonderbar geworden.

Und vielleicht hatten sie nicht Unrecht. Wenn Niels Nissen über den Seedeich ging, sprach er laut vor sich hin, kämpfte gegen den Westwind und sah seltsame Gesichter im Nebel draußen. Schiffe waren's, irgend ein Schiff, das draußen im Watt lag und langsam den Priel hinaufkam. Und Menschen waren an Bord und winkten und schrieen. Sprachen sie nicht von Peer Nissen, dem Fahnenflüchtigen? Er hörte es deutlich und er hörte den Namen, den der Wind blies. Peer Nissen, schrie er, Peer Nissen und Peer Nissen. Und die Menschen lachten, — so nah lag das Schiff und winkte herüber und zeigte auf den Landbriefträger, der über den Deich lief.

Niels Nissen ging rascher, um sie nicht zu hören, aber das Schiff fuhr neben ihm her, über alle Untiefen und Halligen hinweg, verzerrte sich im Nebel, wenn der Wind wehte und wuchs doch wieder zusammen. Und die Menschen schrieen auf den Kaiser, ganz laut schrieen sie. Aber Peer Nissen war auch dabei und sah mit großen Augen zu ihm hinüber, ganz groß, denn er stand ihm am höchsten, ganz vorn am Ankerspill. Warum schrieen sie alle?

Als Niels Nissen recht zusah, erschrak er. Das große Schiff im Nebel sank langsam in die Watten. Wie in zwei Teile gespalten schien's. Rasch sank es, immer rascher. Und die Menschen schrieen und winkten. Aber als Niels Nissen recht hinhören wollte, war's der Wind, der fuhr und die Nebel jagte.

Digitized by Google

Als Niels Nissen an dem Tag dem Amtsrichter die Zeitung brachte, mußte er sich eine Weile ausruhen, so sonderbar war ihm der Spuk in die Glieder gefahren. Der Amtsrichter saß beim Morgenkaffee, hatte ihm ein Glas hinübergeschoben und faltete langsam die Zeitung auseinander. Aber er zog die Stirn zusammen, seufzte ein paar Mal und nickte zu Niels Nissen hinüber: „Wir haben ein großes Schiff verloren, wissen Sie's schon? Den Prinz „Adalbert".

Der Landbriefträger sah ihn eine Weile unsagbar erschrocken an. Dann stöhnte er auf, schien langsam zu begreifen und ließ den Kopf sinken.

„Da war mein Jung drauf, Herr Amtsrichter!"

Niels Nissen ging den weiten Weg zurück zum Dorf. Als er an die Stelle gekommen war, wo das Schiff im Nebel gelegen hatte, blieb er stehen und sah lange über das schmutzige braune Vorland, das in der Ebbe voll zerrissenen Soden und Schilfböden lag. Da, ungefähr da, wo der Stack zu Ende ging, war das Schiff gesunken. Der Briefträger nahm seine Mütze ab und legte sie an den Mund. Er wollte beten, aber er wußte nicht recht, was er sagen sollte. Ob's der Herrgott so gewollt hatte, um ihnen allen die Schmach zu ersparen? Er war noch zu betäubt, konnte keinen klaren Gedanken fassen. Es lag auch zuviel Zeit, seit der Jung gegangen war, seine alternden Sinne faßten sein Bild nicht mehr recht. Nur das Nebelschiff sah er, und vorn irgend einen Schatten. Der schrie und winkte, als er sterben sollte. Was sagte er? Auf den Kaiser rief er, Niels Nissen hatte es deutlich gesehen. Und keiner wußte nun, daß Peer ins Gefängnis sollte. Der war ehrlich gestorben, wie die andern, war er das nicht?

Als er daran dachte, löste sich etwas in seinem Innern. Niels Nissen begann zu weinen, vor Schmerz und vor Stolz. So ging er langsam auf die Höfe und brachte die Post. Er war mühseliger als sonst und sein Schritt war schwer und müde. Aber wenn die Bauern ihn fragten, erzählte er, daß ein großes Schiff gesunken sei und Peer Nissen drauf, sein Jung.

Digitized by Google

Es ist so

Von den Göttern ist keine Hilfe zu erwarten.
Hole aus dir selbst Mut, Mannherz!
Es sind deutliche Grenzen gesetzt zwischen Jene und uns.
Sie neiden uns das bißchen Fressen, Leben genannt.

Wie die Ströme wogen im Frühjahr hin,
stürzt sich ihr Unmut über die elende Menschheit aus.
Blut muß fließen in Millionen Bächen,
eher ruhen sie nicht, eher rasten sie nicht.

Wenn der Menschen einer aufstünde und sagte:
„Torheit ist, was wir treiben, Blutsmord, Brudermord!"
Meinst du, sie würden feurige Blitze senden,
den Frevler zu strafen, oder mit Donner dreinschlagen?

Nein, ein listiges Lächeln würde stehen bleiben in ihrem Gesicht:
„Erkannt hat uns die Kreatur!
Aber, uns selbst Lob! es ist nur ein Einzelner,
die Masse käut noch immer das alte Gefräß!"

Oskar Wöhrle

Meines Schicksals leichter Wagen ...

Meines Schicksals leichter Wagen
fährt federnd über Stock und Stein,
ohne Pfiff und Peitschenschlagen
zieht ihn ein Schimmel querfeldein.

Licht wie Schnee und himmlisch heiter
glänzt dieses Schimmels glattes Fell,
mutig jagt er weit und weiter
als wie ein Götterbote schnell.

Digitized by Google

Seine Hufe säen Funken,
aus denen Weltbejahung sprießt,
und sein Wiehern scheucht die Unken
von dem fort, der den Tag genießt,

kindlich sich an Schmetterlingen
und bunten Blumen froh ergötzt
und an allen schönen Dingen —
und verliebt ist in das Jetzt!

Schimmel, wenn dein schlankes Traben
den Weg vor Glück erzittern macht,
werden alle Männer Knaben
und wendet ihr Gesicht die Nacht!

Meines Schicksals leichter Wagen
ist aufgebaut aus lauter Licht —
die ihn sehn, hör'n auf zu klagen
und wappnen sich mit Zuversicht!

Hans Harbeck (z. Zt. Péronne)

Heydebrandt an der Arbeit

Daß der preußische Haushaltungsausschuß sich mit unserem Verhältnis zu Amerika beschäftigt, ist nicht wunder zu nehmen; erstaunlich sind nur Zeitpunkt und Art, wie das geschehen. Man kann den einzelstaatlichen Parlamenten nicht völlig den Mund verbieten wollen, Probleme der auswärtigen Politik zu besprechen. Sie sollen in der Lage sein, mit der Arbeit der einzelstaatlichen Vertreter im Bundesrat in Fühlung zu bleiben. Sie mögen deren Stellungnahme zur Rechenschaft ziehen. Das wird man so lange für tunlich halten können, als es sich nicht geflissentlich darum handelt, in die Kompetenzen des Reichstags überzugreifen.

In dem Streitfall zwischen Reichskanzler und preußischem Landtag hat man Bismarck als Zeuge für das Parlament herangerufen. Da soll man doch sehr vorsichtig sein. Gewiß hat der Bismarck außer Amtes den bundesstaatlichen Parlamenten das Mitrederecht zugestanden, aber man soll nur einen Augenblick sich vorstellen, wie er, in der jetzigen Situation, die U-Bootskundgebung des preußischen Landtags aufgenommen hätte. An Grobheit und Bestimmtheit hätte seine Antwort nichts fehlen lassen. Er hat zugestanden, daß die Minister auch vor Einzelparlamenten sich verantworten sollten; nimmermehr aber hätte er das Eingreifen eines einzelstaatlichen Haushaltungs-Ausschusses in schwebende Fragen der aus-

Digitized by Google

wärtigen Politik und der militärischen Maßnahmen geduldet.

Die Konservativen sollten doch, nachdem sie gesehen, daß sie einen „Fehltritt" gemacht, nicht so tun, als ob sie die Aktion des Auswärtigen Amtes moralisch stützen wollten. Sie waren, ungenügend informiert, mißtrauisch und sie verwandelten ihr Mißtrauen in die gern wahrgenommene Gelegenheit, sich als die wahren Vertreter eines entschlossenen Patriotismus zu empfehlen. Sie wollten die sachlichen Entschließungen der Reichsleitung beeinflussen und rechneten in ihren Hintergedanken damit, die Reichsleitung moralisch ins Unrecht zu setzen.

Die Regierung hat gemerkt, um was es sich handelt, und ist gegenüber dem Anspruch dieser ungebetenen Ueberwachungsstelle in die Oeffentlichkeit geflüchtet. Ihre Zurückweisung war deutlich. Die unschuldsvollen Lämmer gerieten darüber in Aufregung und beteuerten nicht nur die völlige Reinheit, sondern erfanden vorwurfsvolle Bekundungen, wie ungeschickt die Regierung mit dieser Abwehr gewesen. Daß sie die Oeffentlichkeit mit ihrem Produkt bemüht hatten, schien vergessen.

Man braucht den Zwischenfall in seiner Wirkung auf die augenblickliche Situation nicht zu überschätzen und braucht ihn darum nicht zu beklagen. Ja, er hat ein Gutes für sich: denn er läßt die Bevölkerung spüren, daß in Berlin ein eigenes Spiel hinter den Kulissen geübt wird. Seit Bethmann-Hollweg eine Aenderung des preußischen Wahlrechts angekündigt hat, wird die preußische Geheim-Fronde, die bisher nur seiner Person galt, gegen das „System B." organisiert. Man wollte die Mine in der amerikanischen Sache zur Sprengung bringen; aber man hatte sich im Boden geirrt. So schlug sie nach hinten.

Aber daß es einmal hinter der Front zu einer solchen Explosion kam, ist darum nicht schlimm, daß die Stelle deutlich wurde, wo diese Minierer arbeiten.

Theodor Heuss

Carl Peters: Afrikanische Köpfe

Dem Literaten sind die Dinge immer nur Vorwand zur Entfaltung stilistischer Künste und zur Entblößung oder Verhüllung des eigenen Selbst. Deshalb besitzen wir so viele Reisebücher, die in Wahrheit nicht über fremde Länder unterrichten, sondern nur über den Eindruck, den sie im Darsteller hervorgerufen haben. An Lustfahrten ins weite Land der Seele oder an sentimentale Reisen nach den seligen Inseln mittäglicher Zonen darf man nicht denken, wenn man für das Afrikabuch von Carl Peters (Ullstein & Co. 1915) die richtige Einstellung gewinnen will. Eher darf man sich an Cäsars oder Napoleons Feldzugsschilderungen erinnern, überhaupt an all die wenigen Schriften, aus denen die Geschichte spricht und nicht der Historiker. Carl Peters reiht Tatsachen aneinander, aber sein schmuckloses Referat ist so inhaltreich, daß es jeder ästhetischen Einkleidung spottet. Auch wenn man nichts von des Autors afrikanischer Wirksamkeit weiß, fühlt man die innere, unlösbare Beziehung zwischen ihm und dem Inhalt seines Buches. Fünf scharfgeschnittene Schattenrisse werden in einem Rahmen vereinigt. Paul Krüger, Cecil Rhodes, Kaiser Menelik II. von Abessinien, Emin Pascha, König Leopold II. So verschieden diese fünf Männer nach Herkunft, Temperament, Lebensstellung und Erfolg

Digitized by Google

sind, der Sinn ihres Lebens ist Afrika. Ihre Geschichte ist die Geschichte Afrikas im 19. Jahrhundert. Paul Krüger und Menelik erscheinen wie Patriarchen der Bibel, mißtrauisch und bauernschlau verteidigen sie die ererbte Scholle gegen Europa. Cecil Rhodes und König Leopold sind aus anderem Holze geschnitzt. Sie sind die Vorkämpfer der Bestrebungen, die sich den erhabenen Namen Imperialismus zulegen, um nicht als Kapitalismus erkannt zu werden. Cecil Rhodes sah eines Tages eine Karte von Afrika vor sich und sagte: „Nachdem ich die Geschichte anderer Länder gelesen hatte, sah ich, daß Ausdehnung alles sei und daß, da die Oberfläche der Welt beschränkt ist, die große Aufgabe sein sollte, soviel davon zu nehmen, als wir irgend können". So also liest ein Jingo die Geschichte der Völker. Der Kilometerkoller ist für ihn das Triebrad allen geschichtlichen Werdens, eine Geschichtsphilosophie von verblüffender Einfachheit, die Ideenlosigkeit in Reinkultur. Daß die Gründung neuer Städte in Cecil Rhodes südafrikanischem Machtbereich mit der Einrichtung einer Börse beginnt, ist ein Symptom dieser mammonistischen Monomanie. Vereidigte Englandhasser werden hier betonen, daß der eben zitierte Ausspruch von Rhodes die Formel spezifisch britischer Denkweise ist. Die Erschließung Afrikas beweist aber, daß es sich um gesamteuropäische Tendenzen handelt. Cecil Rhodes, der wie viele Gewaltmenschen einen Winkel seines Herzens zur süßlichen Schäferei eingerichtet hatte, war sicher kein Pizarro, aber sein wüster Veitstanz ums goldene Kalb wirkt nicht viel angenehmer als die groteske Grausamkeit der goldgeilen, spanischen Conquistadoren.

Daß den angemaßten Rechten Europas ein Uebermaß von Pflichten entsprechen muß, hat nur der deutsche Arzt Emin Pascha begriffen. Nur er hat in Afrika moralische Eroberungen gemacht. Sein Schicksal ist ein Heldenlied. Das Wohl der ihm anvertrauten Bewohner der Aequatorialprovinz ist sein höchstes Gesetz. Sein Gewissen, nicht der Kurszettel bedingt seine Handlungsweise. Sollte das Schicksal Deutschland einen großen Anteil der afrikanischen Ländermasse gewähren, so muß des halbblinden Emin Pascha edles Vorbild unsere Kolonisationsarbeit beseelen.

Dr. Paul Mayer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Digitized by Google

Französische Psyche

Versuch objektiver Beobachtungen

Von Edgar Stern

Der Winkel, in dem die Eigenschaften zweier Völker voneinander abweichen, bestimmt den Grad ihres gegenseitigen Verständnisses.

Es ist begreiflich, daß die Beteiligten auf mannigfache Art versuchen, zum Verständnis des ungeheuren Geschehens unserer Zeit vorzudringen. Aber es ist vollkommen verkehrt, wenn solche Versuche, je nach der Nationalität und dem Standpunkt ihres Urhebers, davon ausgehen, Recht oder Unrecht in dem moralischen, ethischen und völkischen Mehr- oder Minderwert der eigenen und der zur Zeit feindlichen Völker zu suchen. Zu einem solchen Urteil wäre nur der befugt, der in der Lage wäre, in die tiefsten Gründe der Wesensart zweier verschiedenen Völker — es soll dabei nicht einmal der ungeheure Gegensatz berücksichtigt werden, der zwischen den heute in zwei große Parteien zusammengeschweißten Nationen besteht — wirklich hinabzuschürfen. Einen solchen Beurteiler aber, für den eine wahrhaft göttliche Unparteilichkeit Voraussetzung wäre, gibt es nicht, selbst nicht in neutralen Ländern, wie es keine Meßwerkzeuge gibt, die fein genug wären, um die Schwankungen haarscharf festzustellen, die ein solcher vermeintlich neutraler Beurteiler innerhalb des obenbezeichneten Winkels nach der einen oder anderen Seite durchmacht.

Jedes Volk kann das andere nur unter der Perspektive seiner eigenen Ideale beurteilen. Diese Ideale wieder sind, uns selbst unbewußt, Ausfluß unserer nationalen Eigentümlichkeiten. Demgemäß schätzt der Deutsche die innerlichen Eigenschaften der Treue, Zuverlässigkeit, systematischen Denkens und Strebens, die Werte

Digitized by Google

des Gemüts und der Stetigkeit eines Charakters am höchsten und vernachlässigt um ihretwillen leicht die äußeren Erscheinungsformen des Daseins. Der Idealdeutsche unserer Begriffe ist nicht allzu erheblich von dem Normaldeutschen, den wir kennen, entfernt. Diesen Ersteren sehen wir groß, blauäugig mit blondem Vollbart, vielleicht mit der Brille des Gelehrten, trotz starker geistiger Beschäftigung körperlich ausgebildet und gesund, schlicht, vielleicht etwas lässig gekleidet, natur- und gesangesliebend und einer etwas geräuschvollen Fröhlichkeit, wie einem frischen Trunk nicht abhold. Was diesem Normaldeutschen und einer in Anlehnung an ihn gedachten Idealfigur in den Augen fremder Völker fehlt, was ihn mitunter zu deren Gespött werden läßt, sehen wir gar nicht und empfinden solche Beurteilung als gehässig und ungerecht — eben weil wir diese Figur nach unserem Bilde geschaffen haben.

Für den Romanen, den Franzosen vor allem, erscheint die Vollkommenheit der äußeren Form, das Pathos des Lebens und Erlebens, le beau geste, als das Ausschlaggebende eines Volkstypus. Nicht als ob darum der innere Wert des Menschen durchaus gleichgültig wäre: aber dieser soll im Einklang mit der äußeren Form stehen und deshalb an sich nicht bemerklich sein. Und, bestimmt durch den Wandel der Erscheinungsform, wandelt sich die Bedeutung der einzelnen inneren Werte zu einander und zu dem Gesamtbild. Darum sieht der Franzose in unserem oben beschriebenen Normaldeutschen gerade das, was uns völlig unbeachtlich scheint: sein flanellenes Jägerhemd wächst zur Gemütsroheit, seine Röllchen zur Charakterlosigkeit, sein gesunder, wenig kritischer Appetit zur Tierhaftigkeit, seine geräuschvolle Fröhlichkeit zur Barbarei aus. Weil aber dem Franzosen die nationalen Tugenden des Deutschen, eben seine Treue, seine Verläßlichkeit, sein ernstes Streben und seine sittliche Festigkeit nicht als seinen äußeren Erscheinungsmerkmalen gemäß zur Selbstverständlichkeit werden, übersieht er sie oder bestreitet sie gar. Keineswegs in der bösen Absicht, uns herabzusetzen und schlecht zu machen, wie

Digitized by Google

wir wieder aus der entgegengesetzten Anlage unseres Wesens heraus den Vorgang beurteilen müssen.

Und mit ebenso viel oder ebenso wenig Berechtigung kritisieren wir die Leichtfertigkeit und Unstetigkeit, die Sittenlosigkeit und andere nationalen „Untugenden" des Franzosen. Sieht er den Deutschen als ein ungepflegtes, Sauerkraut und Ochsenmaulsalat verschlingendes, sich mit Bier vollschlagendes Ungetüm an, das aber im übrigen die ins Groteske verzerrten Züge unseres eigenen oben beschriebenen Normalbildes trägt, karikiert er unsere Frauen entweder als harmlos blauäugige, sentimentale „Gretchen" oder als unförmliche, geschmacklos gekleidete Matronen mit neben der Hauswirtschaft auf ein Mindestmaß beschränkten Lebensäußerungen, so ist es für uns schon erheblich schwieriger, einen französischen Normaltyp überhaupt zu konstruieren. Ist es der südländische Tartarin Daudets? Ist es Dumas' d'Artagnan, Rostands Cyrano de Bergerac, der gaskonische „bretteur sans vergogne"? Sind es die fast germanischen Söhne der Normandie und der Bretagne, deren Lied Loti in seinen Islandfischern und „Mon frère Yves", Kellermann in „Das Meer" und Klara Hohrath im „Lied vom Meere" gesungen haben? Ist es Stendhals Julien Sorel, der skrupellose Utilitarier, Huysmans' des Esseyntes, der trostlose Dekadente, ist es der brave Spießbürger Silvestre Bonnard des klügsten Franzosen, Anatole France? Das eben ist das Charakteristische am Franzosen, daß er keinen Durchschnitts-, keinen Normal-, keinen einzelnen Idealtyp bilden kann und will. Die Wichtigkeit, die er der äußeren Erscheinungsform beimißt, die es erheischt, daß die moralischen und ethischen Anlagen des Menschen seiner möglichst vollkommenen — in ihrer Art vollkommenen — äußeren Form angemessen bleiben, verhindern jeden Schematismus. Sein Bauer hinterm Pfluge ist erst Bauer, dann Mensch und dann Franzose, sein chevalier errant erst chevalier, dann Mann (in seinem Verhältnis zu den Frauen) und dann Franzose, und sein rentenverzehrender oder handeltreibender Bürger erst bourgeois, dann Familienvater oder Lebe-

Digitized by Google

männchen und dann Franzose. An den Gestalten unserer Kunst und Literatur aber fällt, uns unbewußt, dem Fremden zuerst der Deutsche und in zweiter Linie erst seine menschlichen oder sozialen Züge ins Auge.

Dieser Vielfältigkeit des französischen nationalen Antlitzes entspringen Gegensätze in dem ethischen und kulturellen Bilde Frankreichs, die uns aus der Geschlossenheit unseres eigenen Idealismus heraus unverständlich erscheinen. Das gleiche Volk, das die Kathedralen von Orleans, von Tours, von Reims gebaut hat, hat den lieben Gott abgesetzt und die Göttin der Vernunft in Gestalt einer Grisette im Triumph einhergefahren. Die Erbauer von Versailles, des Vogesen-, des Vendôme- und des Concordienplatzes haben das Louvre und die Tuilerien in Brand gesteckt. Und das gleiche Volk der Pariser, das sich noch vor wenigen Jahren nicht genug tun konnte in Spott und Satire auf die steifen, seinem Gemütsleben gänzlich fremden Engländer, hat die Entente-Cordiale — wenigstens im Anfang — begeistert bejubelt und Jeanne d'Arc, Crézy und Azincourt vergessen. Mit der gleichen Inkonsequenz würde es dem deutschen „Erbfeind" gegen den englischen Erbfeind Heeresfolge geleistet haben, wenn einer seiner populären Tribunen zur rechten Zeit die rechte Gebärde gefunden hätte, um diese immer latente Begeisterung der Massen auszulösen. Im Frieden und unter normalen Verhältnissen zu einer scherzhaften, spöttelnden Behandlung *jeder* Frage, auch der schwerwiegendsten, geneigt und ohne jedes Verständnis für die respektgebietende immanente Größe gewisser Dinge und Ereignisse (das, was wir gallischen Humor nennen, ist in seiner Kritiklosigkeit etwas Furchtbares), ist der Franzose immer die große Gefahr für den Völkerfrieden gewesen. Denn da ihm nichts tabu ist, findet er viel leichter als irgend ein anderes Volk den Uebergang zu scheinbar ganz unwillkürlichen Handlungen voll schwerster Folgen, bedarf es bei ihm nicht der reiflichen Ueberlegung und des Entschlusses, sondern lediglich einer kleinen Steigerung des ohnehin schon vorhandenen Mangels an Achtung

Digitized by Google

vor den Geschehnissen, um ihn kopfüber in eine Tragödie zu stürzen. Das ist zweifellos ein schwerer Mangel seiner Volkspsyche gegenüber derjenigen bedächtigerer Völker, deren Entschlüsse von der Erwägung ihrer Folgen abhängig gemacht werden. Ueberdies sind für den Franzosen weit mehr bestimmend als die Folgen einer Handlung die äußeren Umstände, unter welchen sie zur Durchführung gelangt. Die Jahreszeit, das Wetter, die Anzahl der zufällig vorhandenen Parteigänger, ein wirksamer Zeitungsartikel, die Laune, die von einem komischen oder schmerzlichen Ereignis irgendwelcher Art ausgelöst wird, sind ebenso viele zwingenden Anlässe zu den folgenschwersten Maßnahmen. Heine, der als wohlwollender und sachkundiger Beurteiler des Franzosen gelten darf, zitiert im ersten Kapitel seines „Bürgerkönigtums" das Wort Pethion's, das er bei einem befürchteten Ueberfall während der Revolution zu seinen Freunden gesagt hat: „Sie werden heute abend nicht kommen, denn es regnet." Und dem aufmerksamen Beobachter wird es in der Tat auffallen, wie oft große Ereignisse, Kriege und Revolutionen, zu welchen die Mitwirkung des französischen Volkes erforderlich war, in die schönsten Sommermonate fallen. Napoleon wußte und benutzte das, als er sich am 18. Mai zum Kaiser krönen ließ, und wenn kein anderes Argument ausreichte, um zum mindesten für die unmittelbare Tatsache der Kriegserklärungen von 1870 und 1914 Frankreich, oder besser gesagt, dessen jeweilige Leithämmel verantwortlich zu machen, so würde diese psychologische Erkenntnis nicht unerheblich zu einem schlüssigen Indizienbeweis beitragen.

Der Franzose ist im Grunde seines Herzens zwar nicht gutmütig — das Wort débonnaire hat für ihn einen leichten Stich ins Lächerliche — wohl aber bon garçon. Und in diesem feinen Unterschied liegt eben das Gefährliche, das eine ungesunde Schule seinem Charakter eingepflanzt hat. Die Tatsache, daß tiefwurzelnde, unbedingte Güte für ihn etwas Lächerliches besitzt, entlockt *seiner* Gutartigkeit Temperamentsausbrüche, die kalter Bosheit und Grausamkeit nahe verwandt sind. Er rennt seiner

Digitized by Google

Phantasie nach bis zu einem Punkt, an dem er sich nicht mehr zurückfindet und zum Sadisten wird, um die Stimme seines Gewissens im Rausch der action, des Geschehens zu ertränken. Und diese Phantasie wird ihm auch da zum Verhängnis, wo sie in Widerspruch mit seinem im allgemeinen hochentwickelten Verstand gerät. Aus dem beau geste wächst ihm in rasender Aufeinanderfolge das Ereignis, das ihm der im Augenblick maßgebende Führer vorzuspiegeln wünscht. Diese Tatsache, eben noch ihm fern und fremd, wird zwingende Notwendigkeit, Lebenszweck und jedes Opfers wert. Er tut den Schritt, er bringt das Opfer, und erst dann dämmert ihm unterbewußt die Erkenntnis, daß nicht er, sondern ein Anderer das Geschehene gewollt hat, daß er vielleicht auf der glatten Bahn seiner Phantasie in einen Abgrund geglitten ist. Hier aber setzt dann der moralische Wert ein, den man dem Franzosen nicht absprechen darf: er löst die verblaßte Suggestion durch Autosuggestion ab und zwingt sich, das Begonnene mindestens so lange durchzuführen, bis Lächerlichkeit oder Wahnsinn des Unterfangens auch im Scheitern noch den Glanz eines gewissen Heroismus zeigen.

Das ganze Charakterbild gibt dem nüchternen Beschauer den Eindruck einer gewissen Kindlichkeit — ein härterer Richter mag es kindisch nennen — für die uns im allgemeinen der Blick fehlt, weil wir aus unserer sittlichen Anschauung heraus den Begriff der Kindlichkeit nicht mit der moralischen Verderbnis, mit der Leichtfertigkeit vor allem in sexuellen Dingen zu verbinden vermögen, die den Franzosen kennzeichnet. Und der große politische Fehler Deutschlands in seinem Verhältnis zu Frankreich bestand unzweifelhaft darin, daß wir dieses Moment der französischen Psyche nicht zu erfassen wußten, daß wir die Franzosen Ernst nahmen, während der Engländer gewandter als wir sie nur ernst zu nehmen schien. Jenseits des Kanals hat man es wohl verstanden, die jeder Tradition Hohn sprechende Sympathiekomödie zu inszenieren und so lange durchzuführen, bis die eitlen und selbstgefälligen leitenden Staatsmänner des heutigen Frankreich

Digitized by Google

diese aus dem Volke erstandenen Karyatiden eines vermeintlichen Kulturgebäudes, die große Menge von diesem Freundschaftsschwindel überzeugt hatten. Auf die Freundschaft allein wären die Franzosen nicht hereingefallen. Auch nicht auf die angebliche Notwendigkeit der Revanche. Aber auf das rührende und klangvolle Schlagwort von den Kindern, die der Mutterbrust Frankreichs von Barbarenhänden entrissen waren — darauf mußten die Saiten dieses jedem kundigen Geiger bereiten Instruments, das sich französische Volkspsyche nennt, in tönenden Schwingungen reagieren. Und es ist nur zu selbstverständlich, daß schon die ersten Vortruppen für den neuen Marsch à Berlin durchs Elsaß französische Lehrbücher und Atlanten in Waggonladungen, Staatswappen der glorreichen Republik zu Tausenden mit sich führten. Daß die süddeutschen Stämme nicht glattweg von Preußen abfielen, daß man ihnen im Elsaß keine Triumphpforten baute, mag neben anderen bitteren Enttäuschungen dieses Krieges mit die tragischste für diese alten Kinder gewesen sein. Das Sonderbare an diesem Defekt der französischen Einsicht ist, daß diese Einsicht in politischen Dingen eigentlich höher entwickelt sein müßte, als die anderer Völker. Denn wie bei allen Lateinern ist die geistige Kultur des Franzosen vorwiegend auf der von den Römern überkommenen politischen Grundlage aufgebaut, im Gegensatz zur germanischen, die in idealistischen Grundlagen wurzelt und auch in ihren heutigen, im Ausland so unerwünschten realen Lebensäußerungen dieser Grundlagen nicht entraten kann und will. Keine irgendwie erhebliche Aeußerung der Kunst, der Wissenschaft und selbst des täglichen Lebens besteht beim Franzosen ganz unabhängig von politischen Gesichtspunkten nnd Ereignissen; jeder Franzose hat das Bewußtsein, nicht wie die Soldaten Napoleons den Marschallstab, wohl aber das Ministerportefeuille im Tornister zu tragen, und wenn diese unbeschränkte Freiheit des politischen Strebens eine Stufe des Fortschritts bezeichnet, so trübt sie auch den Blick, den der Bürger eines Landes begrenzterer politischer Möglichkeiten auf enger

Digitized by Google

umschriebene Ziele zu richten und dadurch zu festigen pflegt. Es ist natürlich cum grano salis zu verstehen, wenn hier behauptet wird, daß jeder Franzose nach den höchsten Stellen seines Landes strebt; aber setze man anstelle des Landes irgend einen anderen politischen Wirkungskreis, sei es als Deputierter, Conseiller général, maire, Syndikatsleiter oder auch nur als Sprecher einer kleinen Arbeiter- oder Beamtengruppe: immer wird man finden, daß nahezu jeder Franzose nach einer politischen Führerrolle strebt und bereit ist, seine ganze bürgerliche Existenz für sie einzusetzen und aufzuopfern. Daß sich aus diesem Herandrängen zu Führerrollen eine ungeheure Vielfältigkeit der Gegensätze und eine Schärfe ihrer äußeren Form ergibt, wie sie kaum ein anderes Land aufzuweisen hat, ist nur natürlich. Grundfalsch ist es aber, daraus den Schluß auf eine innere Zerrissenheit oder auch nur auf eine Unstimmigkeit des Volkes zu ziehen, sobald es sich um wichtige Existenzfragen der Nation handelt. Der gleiche Franzose, der beim Wein, in der politischen Versammlung oder bei irgend einer der tausend improvisierten Gelegenheiten zu politischer Diskussion wütend auf „ce sale Gouvernement" schimpft, jeden Augenblick bereit ist, diese „schuftige Regierung" zu stürzen und ihr die Fensterscheiben einzuwerfen, leistet ihr, gleichviel ob er klerikal-monarchisch oder radikal-sozialistisch wählt, begeistert Gefolgschaft, wenn sie ihn unter einer zündenden Parole, mit einem Wort, das seine Phantasie anregt, gegen den äußeren Gegner aufruft. Und in keinem Lande erhalten sich Schlagworte so sehr im Gedächtnis jedes Einzelnen, wie in Frankreich. Sadowa, Faschoda, Tanger, Agadir, Namen, die dem berufsmäßig nicht mit Politik befaßten deutschen Durchschnittsbürger kaum ein bestimmtes Ereignis wachzurufen vermögen, liegen in jedem französischen Gehirn bereit als Raketen für das bengalische Feuerwerk, das jedes Volkstribünchen jenseits der Vogesen zu seiner Zeit entzünden kann. Wie man sieht, nimmt er mit Vorliebe Ortsnamen; und vielleicht wird der nächste Calais heißen, wenn die Engländer weiter so unvorsichtig mit der französischen Volkspsyche umgehen,

Digitized by Google

wie in letzter Zeit. Dann wird der Franzose eingesehen haben, daß er sich wieder einmal von dem Schwung einer großen Gebärde zu einer Tat voll wahnsinniger Tragik hat hinreißen lassen, daß seine kindliche Seele das Opfer eines kalt berechnenden Verführers geworden ist, daß er das Blut seiner Söhne wieder einmal für ein Phantom vergossen hat und dem Weg zum Abgrund um ein Beträchtliches näher gekommen ist. Aber er wird dann feststellen, daß der Glanz des Heroismus den folgenschweren Irrgang in seinen und den Augen seiner Nachkommen umgibt, und wird sich in dem Gedanken trösten, daß „la Gloire" heil geblieben ist, wenn auch Hekatomben seiner Besten dafür verbluten mußten. Der herostratische Wahn eines ganzen Volkes aber wird wiederum den Tempel der Diana verbrannt haben und neben den Gräbern der Hunderttausende werden die geschwärzten Ruinen seiner Kunstwerke und seines Gewerbefleißes anklagend gen Himmel ragen. Und wir, die wir um den Preis eigener furchtbarer Opfer bei dieser lächerlich-grandiosen Tragikomödie mitwirken müssen, werden uns mühsam einer sentimentalen Anwandlung erwehren, die uns beim Anblick der Folgen dieser Massenpsychose ergreift.

Paul Ernst, der Theoretiker der Tragödie

Zu des Dichters 50. Geburtstag am 7. März 1916

Von Paul Wittko

Paul Ernst gilt seit etwa einem Jahrzehnt als der Quellpunkt neuklassischer Bestrebungen im Drama. Als er sich ausgangs des vorigen Jahrhunderts der Theorie der dramatischen Dichtkunst zuwandte, da war es das Erste, daß er mit dem Naturalismus brach, dem er bis dahin widerstandslos unterworfen gewesen war. Hatte er in seinem ersten Einakter „Lumpenbagasch" die Dorfdirne einen Armenhäusler heiraten lassen unter allerlei unappetitlichen Begleiterscheinungen, so hatte sein aufsteigender „Weg zur Form" ihn etwa innerhalb eines Lustrums in ein völlig anderes Fahrwasser gelenkt.

Digitized by Google

Hand in Hand damit waren seine politischen Wandlungen gegangen. Der in der Arbeiterbewegung stehende sozialdemokratische Redakteur war den agrarischen Bestrebungen praktisch nahe getreten, um dann ein fast ausschließlich wissenschaftlich sich betätigender soziologischer Schriftsteller, der Wirtschaftsforschung hingegebener Mitarbeiter von Hardens „Zukunft" sowie wirtschaft-technischer Zeitschriften des In- und Auslandes geworden. Er hatte Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in der demokratischen Stadtverwaltung der Harzstadt Nordhausen gearbeitet, hätte sich gern als Bürgermeister irgend eines mitteldeutschen Kleinstädtchens gesehen, auch als Statistiker oder dergl. einer großen deutschen Kommune, und hatte allmählich die Demokratie, und dann auch während einer längeren Krankheit im frommen elterlichen Bergmannshause zu Klausthal den Sozialismus von sich abgeschüttelt. Nachdem er der Schwiegersohn des mit dem alten Kaiser Wilhelm befreundet gewesenen märkischen Rittergutsbesitzers und Parlamentariers Robert v. Benda geworden war, trat seine Bekehrung ein zu einem abseitigen und abgeschlossenen konservativistischen Gedankenaristokratismus.

Auf diesem viel gewundenen Wege hatte er sich eine sittliche Weltanschauung errungen und sich zugleich ausschließlich der Dichtkunst und Dichtkunde in die Arme geworfen.

Er war in einer Zeit in die Arena der Literatur getreten, auf die ein im Gespräche mit Eckermann von Goethe gemünztes Wort zutraf, das Wort von der „Lazarettpoesie". „Die Poeten", so hatte Goethe 80 Jahre früher sich geäußert, „schreiben alle, als wären sie krank und die ganze Welt ein Lazarett, und, unzufrieden wie schon alle sind, hetzt einer den anderen in noch größere Unzufriedenheit hinein. Das ist ein wahrer Mißbrauch der Poesie, die uns doch eigentlich dazu gegeben ist, um die kleinen Zwiste des Lebens auszugleichen und den Menschen mit der Welt und seinem Zustande zufrieden zu machen". Diesen Mißbrauch für den eigentlichen Beruf der Poesie gelten zu lassen, wehrte sich der zu Reife und zu Selbständigkeit gelangte Grübler. Tiefer nnd tiefer versenkte er sich in die Probleme der Dichtkünste, namentlich der Dramatik. Das Drama, so stellte er fest, ist Weltanschauungsdichtung, der Kampf des Menschen mit dem Schicksal der größte Vorwurf, den es für einen Künstler geben kann. „Der Kern", so schrieb er in einem Aufsatze über „die Möglichkeit der klassischen Tragödie" für die Gegenwart, „aus welchem sich im Dichter die Tragödie entwickelt, entsteht durch die Kreuzung zweier Notwendigkeiten; in dem Kreuzpunkt befindet sich der tragische Held, und die beiden Notwendigkeiten erscheinen in psychologischer Perspektive ihm als sein seelischer Konflikt, den er lösen soll; bei dieser Aufgabe entfaltet er seine höchsten Kräfte, indem er der einen Notwendigkeit folgt, und wird vernichtet durch die andere Notwendigkeit".

Digitized by Google

Auf der Suche nach dem Tragödienurquell gelangte er dazu, die Unbedingtheit alles Sittlichen als durch keine Spekulation Erschütterliches, als Unantastbares anzusehen. Für den schlimmsten Feind alles Tragischen erklärt er die Ansicht von der Relativität des Sittlichen.

Das naturalistische Drama ist s. E. kein Drama; es ist dazu zu positivistisch. Die Positivisten aber sind die wahren Abkömmlinge der alten Sophisten, der Zerstörer des antiken Dramas durch die Lehre von der Relativität aller Begriffe. Der Inhalt der Tragödie ist der Konflikt zwischen dem Willen zur Integration des Guten und Reinen und der menschlichen Bedürftigkeit. Nach der Milieutheorie sind die Menschen Produkte der Umwelt und einer Anzahl ähnlicher Faktoren. Diese wirken auf sie und dementsprechend handeln sie und leiden sie. Die Aufgabe des Dramas aber ist nach Ernst zu zeigen, wie ein Mensch nicht willenlos dem Schicksal unterliegt, sondern mit ihm kämpft. Durch Analyse des Autors können im Drama die Beziehungen zwischen Umwelt und Personen nicht nachgewiesen werden; da die Personen sich nur direkt geben, muß dieser Nachweis durch die Phantasie des Zuschauers geschehen.

Schon früh hatte Ernst an der Möglichkeit einer proletarischen, ja selbst einer bürgerlichen Tragödie zu zweifeln begonnen. Bemitleiden, so schrieb er bereits 1898, kann ich auch den geplagten Proletarier, der durch das Elend vertiert ist; aber wenn dann nichts weiter an ihm zu sehen ist als die hoffnungslose Müdigkeit, das Elend und die Vertiertheit, so ist er eben nicht tragisch und ist kein Held.

Die moderne Geldwirtschaft hat zwar eine allgemeine und sehr enge Beziehung aller Glieder der Gesellschaft zu einander geschaffen, und der einzelne ist von dieser Beziehung durchaus abhängig. Diese Beziehungen aber gehorchen nicht einer vernünftigen Leitung, sondern entwickeln sich nach eigenen Gesetzen, dem die Menschen ohne Gnade unterworfen sind. Wir sehen also wohl das unerbittliche Schicksal und die Zermalmung des Menschen, aber nicht den Konflikt und die Erhebung, nur die Notwendigkeit, nicht die Freiheit. Die soziale Unfreiheit als Folge der Geldwirtschaft trübt das Bewußtsein der sittlichen Freiheit. Darum kommen die höheren, freieren Gesellschaftsschichten für die Tragödie ungleich mehr in Frage als die Proletarier. „Je höher der Mensch steht, desto häufiger steht er im Mittelpunkt mehrerer Notwendigkeiten." Dann aber haben wir neben dem unerbittlichen Schicksal und der Zermalmung auch die Konflikte und die Erhebung, also die klassische Tragödie. Denn die einzige, gleichzeitig allgemein menschliche und künstlerisch vollkommene Fassung des tragischen Problems haben nach Ernst doch nur die Griechen gefunden. So folgt z. B. Antigone der absoluten Forderung der antiken Religion, indem sie den toten Bruder bestattet, und wird

Digitized by Google

durch die absolut notwendige Forderung des Staates gerichtet, daß die Grabesruhe dem Angreifer des Vaterlandes zu verweigern ist.

So besitzen wir denn bisher von Ernst auch noch keine in der Neuzeit spielende „klassische" Tragödie. Alle seine dramatischen Stoffe schöpfte er vielmehr aus Sage oder Geschichte.

Es ist ein Umgekehrtes mit Paul Ernst wie mit Otto Ludwig — und doch ein Seelenverwandtes. Der Theoretiker Otto Ludwig wies das klassizistische Schönheitsdrama ab, verlangte zeitgemäßen Inhalt, Aussöhnung von Kunst und Leben. Ihn sollte die Poesie nicht zu Gedanken, sondern zu Stimmungen leiten. Philosophie und Antike sind nach Ludwig die Ursachen, die die deutsche Dichtung vom wahren Wege zum Drama abgebracht haben. Aber beide, Otto Ludwig wie Paul Ernst, gelangen nicht zur vollen Verwirklichung ihres Programms. Durch Beider gesamtes poetisches Schaffen geht ein Zwiespalt von Erkenntnis und Kraft. Bei Beiden ein heftiges, unausgesetztes Ringen mit den technischen Problemen, ein unablässiges Grübeln und Experimentieren, kein rechtes Zumzielgelangen.

Der von Ernst vorgezeichnete Weg zur Form führt die dramatische Dichtung zu sittlichen Idealen, führt aus tiefstem Leiden zur Bejahung des Lebens mit höchstem Jauchzen. Der Wert solcher Dichtung für die Kultur ist gewiß höchst schätzbar. Und Ernsts Ausführungen über die Schwierigkeiten der Schöpfung einer neuzeitlichen Tragödie sind ohne weiteres anzuerkennen. Die mehr äußeren Ursprünge dieser Schwierigkeiten hat Ernst unerörtert gelassen. Die Wertung des einzelnen Menschenlebens ist heute eine andere als in früheren Zeiten. Die Zähmung der Bestie im Menschen ist soweit gediehen, daß uns auch die gespielte Untat abstößt. Zudem aber ist uns mit steigender Kultur das Schicksal durchsichtiger geworden, als es früheren Zeiten erschien. Sitten und Gesetze haben an Strenge wesentlich eingebüßt. Damit hat sich die allgemeine Machtstellung des Menschen dem Schicksal gegenüber immerhin nicht unbeträchtlich gehoben, auch die des schlichten Volkes. Wohl ist auch heute oft der Ueberwinder im Streit mit Naturgewalten den unheilvollen bösen Geistern im eigenen Herzen zu unterliegen verurteilt. Wenn aber der Träger der Hauptrolle eines in der Gegenwart geschehenden bürgerlichen oder proletarischen Dramas vom Schicksal besiegt wird, so verlor er zumeist die Heldenwürde, die unser hochgesteigertes Menschenbewußtsein doch vom Dichter bewiesen wissen will. Die erschütternden, Mitleid erweckenden Untergänge, die unsere Zeit mit sich bringt, wären wohl Tragödien, wenn eben nicht der eine Mangel bestünde, den auch Ernst feststellt, nämlich daß der „Held" der Begebenheit kein Held ist. Auch die Untergänge Höchststehender der Neuzeit lassen sich heute noch nicht zu Heldischem umlügen, weder der des unglücklichen Kaisers Max von Mexiko, noch gar des Napo-

Digitized by Google

leons III. oder endlich die der ihrer Länder verlustig gewordenen drei Könige unserer jüngsten Tage.

So stellte denn Ernst in den Mittelpunkt seiner stattlichen Reihe von Dramen zumeist längst der Geschichte der Dichtkunst angehörende historische Figuren wie Demetrius, Papst Gregor VII. und Kaiser Heinrich IV., Brunhild, Ariadne, Ninon v. Lenclos, den jungen Friedrich und Katte. Er tat das mit höchstem Kunstverstand, unter Einwurzelung der Tragik bis ins Kleinste im antiken Schuld- und Schicksalsbegriff. Wie Welten geschlossen stehen seine Helden und Heldinnen da, in unnahbarer Größe und Hoheit, monumental vereinfacht bis zur völlig unpersönlichen Abstraktion, in eisiger Starrheit und Kampfesferne, nicht gestaltet, sondern ergrübelt, nicht intuitiv erworben, sondern kasuistisch errungen. Die Architektonik seiner Dramen ist bewunderungswürdig, von klarster, einfachster, knappester Gliederung und Formenstrenge, seine Sprache von fertiger, gereifter Schönheit, und fertiger, reifer Weisheit voll, edel und gedankentief. Alle diese rein aus Theoremen heraus destillierten vornehmen Kunstwerke einer respekteinflößenden sittlichen Weltauffassung muten uns zumeist an (wenn auch nicht wie tote und ertötende Rundgemälde heroischer Landschaft, so doch bestenfalls) wie tadelfreie Reproduktionen grandioser antiker Tempelbauten in lebensbarem, luftleerem Raum. Frei von allem leidenschaftlichen, feurig fortreißenden Pulsschlag, scheinen sie ausschließlich geschaffen für die streng stilisierte Reliefbühne, vielleicht für ein des Kothurns wieder bedürftiges Amphitheater einer fernen Zukunft oder eine überlebensgroße Marionettenbühne. Für das Theater der Gegenwart fehlt es ihnen an Lebensgefühl, an strotzender Naturhaftigkeit. Jedenfalls war es ihnen noch nicht gegeben, die Bühne unserer Zeit sich einflußreich zu erobern.

Die seltsamen Vögel

Von Musketier Max Barthel

Als wir vor einiger Zeit in Ruhe lagen, kamen wir auch mit den Russen zusammen, die beim Bahnbau beschäftigt waren. Ein zusammengedrängtes Völkergemisch — Kaukasier und Juden, Ruthenen und Sibirier, dem Wüten der Schlacht entronnen, in erdbraunen Mänteln, heruntergekommen und immer hungrig.

Digitized by Google

Wir gaben ihnen von unserem Brot und Tabak, sperrten das Maul auf und lachten, wenn sie sich hungrig nach der warmen Suppe drängten, die uns übrig blieb.

Abends, wenn wir durch das Dorf schlenderten und die Arme wollüstig durch das Dunkel warfen, hörten wir das schwermütige Singen der Gefangenen. Die Lieder schwangen sich wie seltsame Vögel durch die samtweiche Dämmerung — ostwärts, den endlosen Flächen Rußlands zu.

In der Nacht überfiel mich folgender Traum: die aus Holz geschnitzten, kunstvollen Vögel der gefangenen Kameraden, die sie für Tabak und Brot bei uns eintauschten, wurden lebendig, wuchsen schreckhaft groß, erstürmten das strahlende Morgenrot (die Sonne stieg oben feurig und prunkend auf) und ballten sich wie eine schimmernde Wolke in blendender Reinheit vor dem gelben Licht, ehe sie schreiend ostwärts verschwanden.

Als ich erwachte, galt der erste Blick meinem geschnitzten Vogel, der mit gespreizten Schwingen auf seinem Platze stand.

In seltsamer Hast habe ich ihn eingepackt und meiner klugen Freundin Ruth nach Deutschland gesandt.

Und alles war wie sonst!

In den Argonnen donnerte dumpf eine Kanonade. Der Wald stand blauumdunstet im Westen. Die Russen sangen abends ihre schwermütigen Sehnsuchtslieder und tauschten tags ihre seltsamen, kunstvollen Vögel gegen Brot und Tabak bei uns ein.

März 1916

Sonne weht durch den heulenden Föhn ...
Ist schon wieder ein Winter versunken?
Ueber der Dächer blauspiegelnde Höh'n
wirbeln die Wolken in weißlichen Funken.

Digitized by Google

Sterne gebiert der gewitternde Tag . . .
Herzen spüren sich jäh geweitet;
was in Bangnis gefaltet lag,
hält die Schwingen zum Flug gespreitet.

Hoffnung bauscht sich, und Rauschen schweift
auf von den steinern umgitterten Straßen:
Männer marschieren, Trompeten blasen . . .
Wo ist die Hand, die die meine ergreift? . .

Harry Kahn

Umwälzung

Die Ungeheuer entstiegen dem Meer.
Ueber die unbewachten Wehren des Himmels
sausten geflügelte Drachen herein. Ein Wald von Geistern
gischt in die Lüfte. Und die wilden Feuer der Tiefe
haben die Erde geöffnet und schießen hervor
in blutigen Brunnen . . .

O, dies vergeht nicht mehr!
Und was davor liegt, wird nun Sage bleiben.
Dies ist der Einsturz und die Wende
der Zeit, wo Riesenschmetterlinge
an tropischen Blüten sogen,
wo Menschen Kinder waren,
die Segel der Träume zogen übers Meer
und das leichte Leben
uns spielend schaukelte nach jedem Ziel . . .

Ewig dahin sind nun die Träume,
Gärten mit Schwänen auf dem Teich,
Blondhaar und blauer Blick und Flügelstaub der Jugend.
Wo sichre Straßen liefen, wälzt sich trübe Flut,
und wo das Meer gebrandet, hob der Abgrund

Digitized by Google

Wildnis herauf und Wüstenland . . . noch ohne Weg.
Und voll von Feinden ist die Welt.
Wer nicht gepanzert ist, dem wäre besser,
er hätte diese Tage nie gesehn!

Wir selber sind nicht mehr dieselben.
Die Drachen des Grauens kreisten uns um das Haupt.
Flammen sengten die Wimpern uns ab auf dem Höllenweg.
Wie einem, welcher schon im Sarge lag
und wieder auferstand zum blassen Leben,
wird nie ein Lächeln
uns mehr die eisige Miene lösen.
Wir nehmen hart den Hammer in die Hand
und schlagen uns aus Felsen einen Weg,
um auf dem öden Gipfel auszuschaun
nach einer Heimstatt drunten in der fremden Ebne.

Leo Sternberg

Das Telephon im Kriege

Der Russisch-japanische Krieg brachte uns zum erstenmal im großen Maßstabe die Verwendung des Fernsprechers. So war vor der Schlacht von Mukden das beiderseitige Telephonnetz 120—150 Kilometer breit. Dieser Rahmen erscheint heute geradezu winzig, wenn man bedenkt, daß die Westfront, von der schweizerischen Grenze bis zum Meere reichend, eine Länge von mehr als 800 Kilometern besitzt, und daß die Ausdehnung der Ostfront von der Bukowina bis zur Ostsee fast 1500 Kilometer beträgt.

Die Hauptstränge gehen von der jeweiligen höchsten Leitung zu den Ober-Kommandos der Heeresgruppen, zu den Armeekorps, den Divisionen, und verästeln sich von dort aus zu den Brigaden, Regimentern und innerhalb dieser zu den Bataillonen und Kompagnien. Infolge der enormen Frontbreite der Millionenheere sind die höheren Kommandostellen naturgemäß in größerer Tiefe als früher gruppiert. In der Schlacht von Mukden befanden die beiderseitigen Oberleitungen sich 10—12 Kilometer hinter der Front. Allein diese bescheidene Tiefe genügt nicht mehr für ein Oberkommando; sie kommt heutzutage höchstens für ein Divisions- oder Korpskommando in Betracht.

Wie die Telephontrupps arbeiten, ist einfach fabelhaft. Während beispielshalber eine Division marschiert, legt ihre Telephon-Abteilung an der Marschlinie entlang den Draht über Tal, Bach, Bäume, Gehölz, Zäune, Häuser, Sträucher, Steingeröll u. s. w. im selben Tempo, wie die Truppe vorwärtsstrebt, zumeist voraus derselben, aber innerhalb der Sicherungszone. Der eine haspelt die Trommel

Digitized by Google

ab, der andere legt vermittelst einer langstieligen Gabel den Draht. Ob auf der Straße, ob querfeldein, die Telephonisten bleiben niemals zurück. Trifft das Divisionsstabs-Quartier auf seinem Standort ein, so findet es die Telephonzentrale schon fix und fertig eingerichtet vor. Von hier aus beginnt der Anschluß der Truppentelephonlinie. Bald ist die Verständigung im schönsten Gange. Da auch während des Gefechts beständig Meldungen an das vorgesetzte Kommando abgehen, so besitzt dieses eine ununterbrochene Orientierung über Fortschritte oder Mißerfolge in der Kampfhandlung, es weiß ferner über Lücken, die entstanden sind, rasch Bescheid, es gibt Befehle, erteilt Weisungen, vermag schnell Verstärkungen zu schicken, wo dies nottut. Das Kommando steht also dauernd mit seinen kämpfenden Truppen in Verbindung. Es ist zwar fern, indes sein Arm reicht weit. Am wichtigsten fast ist der Fernsprecher für das „große Gewehr" bezeichnet worden. Der Artillerieführer leitet von seinem Beobachtungsstande, der oftmals dem Auge einen Ausblick über verschiedene Kilometer gestattet, mit unfehlbarer Sicherheit seine Feuerschlünde.

Im Kriegstelephonwesen spielen die Störungssucher eine gewichtige Rolle. Sie werden zu je zweien und mehr über das vordere Leitungsnetz verteilt; ihre Aufgabe besteht darin, Stockungen zu beseitigen, die im Betriebe auftreten. Die Störungssucher sind mit Fernsprechapparat, Batterie, sowie dem nötigen Flickzeug versehen. Ihre Tätigkeit ist häufig mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft. Doch was der Soldat muß, kann er auch.

Das Telephonnetz ist ein Märchengeranke. Der geistige Blick entspringt beim Oberkommando, er verwandelt sich in den elektrischen Funken und alsbald dirigiert dieser Hunderttausende von tapferen Kriegern nach verschiedenen Himmelsrichtungen. Dabei vermag man verbessernd und abändernd einzugreifen. Es wäre nach rein technischen Gründen ganz gut denkbar, daß die oberste Heeresleitung in der Hauptstadt bliebe, wie der bedeutende General von Schlichting in seinen taktischen und strategischen Grundsätzen der Gegenwart vorschlägt. Nun, wir haben neben dem Telephon ja auch noch den Telegraphen. Allein gewichtige Gesichtspunkte stellen sich dem Schlichting'schen Vorschlage gegenüber. Der Oberfeldherr, der mit seinen Beratern in der Hauptstadt weilt, würde die innere Fühlung mit seinem Heere verlieren, er hätte nicht das rechte Empfinden dafür, was die ihm zur Verfügung stehenden Kräfte zu leisten vermögen, könnte nicht den Pulsschlag seiner Truppen fühlen. Nach Lage der Dinge muß er auf dem gleichen Boden wie seine Soldaten leben. Sonst könnte es gar leicht geschehen, daß er einmal Unmögliches verlangen würde, zum andern wäre er nicht imstande, die Leistungsfähigkeit seines Heeres vollkommen zur Ausnützung zu bringen. Es ist nie etwas Großes erreicht worden, wo weitab vom Kriegstheater die Geschicke eines Heeres vom grünen Tisch aus geleitet wurden, wie namentlich das verhängnisvolle Walten des österreichischen Hofkriegsrates dartut. Freilich, für diesen wären Telegraph und Telephon eine Quelle reinster Freuden gewesen. Ob aber dann Prinz Eugen seine Siege errungen hätte, dahinter bleibt ein großes Fragezeichen.

Wenn nun auch der Fernsprecher Vorteile gewährt, die groß sind, so darf doch nicht übersehen werden, daß er nichtsdestoweniger gewisse Gefahren im Gefolge hat. Sie bestehen darin,

Digitized by Google

daß die allezeit zur Verfügung stehende Telephonverbindung die höheren Führer leicht zur Versuchung führen kann, durch sich häufende Einzelanordnungen die Selbständigkeit der Unterführer zu beeinträchtigen, während diese mittels des Fernsprechers versuchen können, die Verantwortung, die sie selbst zu tragen haben, auf die höhere Stelle abzuwälzen. Weiterhin vermögen moralische Erschütterungen sich durch das Telephon leicht von einer Instanz auf die andere zu übertragen.

Am Tage der Schlacht von Waterloo sandte Napoleon dem Marschall Grouchy gegen 10 Uhr vormittags durch einen Ordonnanzoffizier den Befehl, schleunigst zur Schlacht heranzurücken. Grouchy befand sich mit 30000 Mann etwa 25 Kilometer von der napoleonischen Hauptarmee entfernt. Der Imperator schritt nachmittags um 1 Uhr zum Angriff auf Wellington. Nach 4 Uhr ward das Eingreifen Blüchers fühlbar. Zwischen 5 und 7 Uhr dauerte die Krisis der Schlacht und um 8 Uhr abends war die Niederlage des Kaisers besiegelt. Grouchy war nicht auf dem Felde erschienen. Warum geschah dies nicht? Man kann den Grund für dieses Nichterscheinen des Marschalls in der Tatsache erblicken, daß er den Befehl seines Herrn und Meisters nicht erhalten hatte; denn das Pferd des Ordonnanz-Offiziers war gestürzt. Grouchy konnte spätestens um 6 Uhr abends in die Schlacht eingreifen, die dann wahrscheinlich eine andere Wendung genommen hätte. Uebrigens hatte Napoleon um 1 Uhr nachmittags dem Marschall abermals durch einen Ordonnanzoffizier sagen lassen, daß er ihn sehnsüchtig erwarte. Allein auch diesen Befehl erhielt Grouchy nicht. War das möglich, falls dem genialen Korsen das Telephon zur Seite stand? Man kann diese Frage getrost verneinen. Allerdings vermögen, wie wir wissen, Störungen im telephonischen Verkehr einzutreten; aber sie können bald beseitigt werden. Obendrein ist dem Befehlshaber sogleich bekannt, daß die Verbindung ins Stocken geraten ist, er kann sich also danach richten. Er soll indessen einen besonders wichtigen Befehl nicht vier Pferdebeinen allein anvertrauen, sondern ihn in doppelter oder dreifacher Ausfertigung durch Autokuriere und dergleichen übermitteln.

Genug, das Telephon hat eine gewaltige Umwälzung auf dem Gebiete der Befehlsübermittlung hervorgerufen, es vermag als Hilfsmittel der Kriegführung nicht mehr entbehrt zu werden. Schnelligkeit, Einheitlichkeit der kriegerischen Handlung, Sicherheit und Ruhe gehen von den kleinen Metallfaden aus.

Walter Achilles Korn

Versteuerung von Kunstbesitz

In der Reihe der Kriegsvorträge, welche an der Universität München zu Gunsten ihrer Kriegsfürsorgeanstalten stattfinden, folgte ein interessanter Vortrag von Professor Fr. W. Freiherr v. Bissing: Soll und kann Kunstbesitz versteuert werden? Zwar ist nach einer vor kurzem wohl amtlich veranlaßten Meldung eine Besteuerung von Kunstwerken durch das Reich gegenwärtig nicht in Aussicht genommen, und auch v. Bissing wollte in seinen sehr eingehenden Ausführungen keineswegs auf die Einführung einer Kunstbesitzsteuer hinwirken, allein es gilt, trotzdem in diesem Falle nach seiner Meinung bereit zu sein. Denn es könnte dem Reichstag recht gut einfallen, über die Absichten von Reich und Bundesstaaten hinweg eine Kunstbe-

Digitized by Google

sitzsteuer in Vorschlag zu bringen, ohne die Volkstümlichkeit der Steuer und ihre Folgen hinreichend zu berücksichtigen.

Soll es ja doch nicht geleugnet werden, daß auch der Kunstbesitz nicht selten zum Spekulationsobjekt geworden ist, daß gerade in letzter Zeit vielfach Kunstwerke erworben worden sind, nicht aus Liebe zur Kunst, sondern, um sie nachher gut zu verkaufen. Die Ungerechtigkeit darf nicht verkannt werden, die darin liegt, daß jemand, der 100000 Mark Kriegsgewinn erzielt hat, diese versteuern muß, ein anderer aber, der denselben Kriegsgewinn in Kunstwerken anlegt, ohne Besteuerung davonkommt. Gleichwohl fragt es sich sehr, ob eine lohnende Versteuerung des Kunstbesitzes ohne schädigende Rückwirkungen auf das allgemeine Kulturleben überhaupt durchführbar ist. Wenn auch mit dem Besitz von Kunstwerken durchaus nicht immer ein Verlust verbunden zu sein braucht, so ist doch die Wertsteigerung des Kunstbesitzes in vielen Fällen erst die Folge sehr kostspieliger Maßnahmen, sei es besonderer Studien oder sei es von Restaurationskosten, Versicherung u. s. w. Der Wertsteigerung ist die Entwertung gegenüberzustellen; so konnte der Tod Pierpont Morgans in seiner Wirkung für Aegypten mit dem Sinken von Wertpapieren bei Kriegsausbruch verglichen werden. Allein wie soll der Kunstwert verrechnet werden, soll der Erwerbs- oder der Verkaufspreis zu Grunde gelegt werden? Ein Schätzungswert kann sich höchstens bei Auktionen aus zufällig bekannt gewordenen Museumsankäufen ergeben; vielleicht aber war der Kunstgegenstand seit Jahrzehnten im Besitz des Steuerpflichtigen. Die heikelste Frage wäre wohl die Echtheit. Wie wäre es bei Fälschungen zu halten? Wem soll die Steuerbehörde glauben? Steuer-Einschätzungen würden für die Echtheit gelten; Fälschungen würden sich noch mehr als bisher ergeben, und Prozesse würden immer häufiger unvermeidlich sein. Dazu sei — eine steuerliche Nebenwirkung — nicht vergessen, daß Pierpont Morgan seine kostbaren Sammlungen viele Jahre in England aufbewahrte, um vom amerikanischen Einfuhrzoll befreit zu bleiben.

Indes alle diese Uebelstände müßten sich noch in verstärktem Maße steigern, wenn die Steuer regelmäßig, alljährlich wiederkehrend, als Vermögenssteuer erhoben würde. Die Besteuerung von Kunstbesitz als Vermögen wäre ein Unding. Eher wäre eine Besteuerung des Wertzuwachses an Kunstwerken unter bestimmten Voraussetzungen, namentlich während der Kriegsjahre denkbar. Aber auch da wäre die Bildung von Schätzungskommissionen und die Tätigkeit derselben äußerst schwierig. Die Steuer müßte bei Verkäufen ins Ausland progressiv sein; es müßte da vor allem verhindert werden, daß falsche Werte angegeben werden, und der Staat ein steuerfreies Vorkaufsrecht haben. Besondere Härten und Gefahren könnten sich bei der Besteuerung von Kunstbesitz, der als Erbe überkommen ist, ergeben. Wenn immer nur Kunstbesitz durch Steuern gestraft werden soll, treibt man die Kunst aus dem deutschen Haus. Dann besteht die Gefahr der Auswanderung des Kunstbesitzes nicht allein nach Amerika, sondern auch nach Japan. In Italien und Griechenland hat sich deutlich genug gezeigt, wie wenig sich mit Ausfuhrverboten erreichen läßt.

Diejenigen, die die Versteuerung des Kunstbesitzes besonders befürworten, hätten auch noch die Ergiebigkeit der Steuer im Vergleiche mit den Kosten der Steuerveranlagung

Digitized by Google

nachzuweisen. Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß die Beratung eines solchen Gesetzes nicht in wenigen Stunden erfolgen könne, daß dabei Juristen und die Bürokratie nicht ausschlaggebend sein dürfen, sondern auch Museumsdirektoren, Künstler, Kunsthändler und Kunstliebhaber gehört werden müßten. Dann könnte vielleicht verhindert werden, daß der Kunstbesitz, durch den manch Einzelner sich seine Wohnung zu einem kleinen Tempel gestaltet hat, diesem durch steuerpolitische Gesichtspunkte verkümmert oder unmöglich gemacht wird. Denn der Verlust an Nationalvermögen und idealen Gütern wäre nicht abzusehen, wenn unser Volk in breiten Schichten Schaden an seiner Seele zu erleiden hätte, dadurch, daß ihm die Tätigkeit und Lust, Kunstwerke zu sammeln, durch die Versteuerung des Kunstbesitzes allzusehr erschwert würde.

Julius Luebeck-München

Romantische Porträts

Ueber uns zusammen schlagen die Wogen der Kriegsliteratur; da wird mir ein Rettungsring zugeworfen: „Romantische Porträts." In der Zeit effektvoller Erlebung, realistischster Unheimlichkeit schrieb einer „romantische Porträts". Keine in Oel bis ins letzte Detail erschöpfte Bilder sind es, die Joachim Kühn uns vorführt, Skizzen mit wuchtigen Strichen hingeworfen, verziert mit erotischen Arabesken, Bizarrerien aus fernen Zeiten, in denen man Kriege führte, frohgemut, beinahe heiter, weil man nicht wußte, daß es auch einen anderen Krieg gibt.

Da ergötzt man sich an dem Schelmenstreich, den der Wolfenbüttel mit dem vermeintlichen Tode der Eva von Trott seinen Gegnern spielt und bewundert die Klugheit Eleonore d'Olbreuses. — Kaum eine Zeit ist so verlockend für den Romantiker als das Rokoko: es war die Zeit eines wahrhaft großen Stiles, des Stiles schmiegsamer Feinheit, Maske, unter der sich eiserne Energie verbarg: die Zeit großer Diplomatie. Die traurige Geschichte von Leben, Liebe und Tod der Kronprinzessin Charlotte von Rußland spielt hier, und Joachim Kühn weiß, uns diese Frau ebenso nahe zu bringen wie den Tartarenfürsten Dominus Vincentius de Magno Cavallo, der mit seinen phantastischen Ideen im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts Deutschland in Aufregung versetzte.

Nicht ohne Eindruck ging die französische Revolution an Niedersachsen vorüber (der Schauplatz der Erzählungen Joachim Kühns ist stets Niedersachsen; der volle Titel des Buches — es ist bei Friedrich Gersbach, Hannover erschienen — lautet: „Romantische Porträts aus Niedersachsen"): vor allem erregt Mitleid und Heiterkeit die verschrobene Enthusiastengestalt Friedr. Chr. Gladbachs. Sie wird vor unseren Augen lebendig wie die Tragödie der Liebe Wilhelms IV. und der Caroline von Linsingen.

Der Stil der Erzählungen ist von einer überraschenden Schlichtheit, fern von allem feuilletonistischen Geschwätz und üblich romanhaftem Nerven-Aufpeitschen. Ein Buch ist dies, das auch denen draußen Freude machen wird, ein Buch, das bleiben wird, weil es bleiben soll und kann.

Paul Nicolaus

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Digitized by Google

Rumänien am Scheidewege

Von Maximilian Kiczales (Bukarest)

Die Kriegsereignisse sprechen eine so gewaltige Sprache, sie erscheinen als so unwiderlegliche Argumente, daß der verblendetste Neutrale sich der unwiderstehlichen Kraft derselben nicht entziehen kann. Nur der mit dem Gelde der Entente gekaufte oder geköderte Politiker kann noch mit Sophismen sich den Schein eines endlichen Sieges vortäuschen, die Wirklichkeit zerstört aber unbarmherzig jede Illusion und zwingt zur Anerkennung der Wahrheit. Sicherlich dämmert es auch schon in den Köpfen ehrlicher Männer in den Reihen der Gegner der Zentralmächte, gewiß ist aber die Ernüchterung bei den Neutralen schon auf bestem Wege. Die Zeit der Illusionen ist vorüber, die Selbsttäuschungen sind zerstört, die Träume sind verflogen, die falschen Prophezeiungen sind bloßgestellt, der Begehrlichkeit nach fremdem Gut ist ein unüberschreitbarer Riegel vorgeschoben, die Wirklichkeiten treten in ihr Recht und diese Wirklichkeiten basieren auf dem nunmehr unwiderruflichen Siege der Zentralmächte und ihrer Verbündeten. Mit diesen Tatsachen muß auch Rumänien rechnen. Rumänien ist ein Staat, dem in Osteuropa eine bestimmte historische Stellung angewiesen ist; es hat einen Stoßballen zwischen den Nordslawen (Rußland) und den Südslawen zu bilden. Die Vereinigung mit dem einen oder anderen Faktor wäre der Ruin Rumäniens. Die Kompazisienten des Bukarester Friedens, Serbien und Montenegro, zählen nicht mehr. Serbien ist als Staat verschwunden und ist nur noch ein geographischer Begriff; Montenegro hat die Waffen gestreckt und Griechenland ist von Frankreich, Rußland und England so geknebelt, daß es sein Gebiet von den Fremden besetzen lassen muß. Will sich Rumänien auf diese Seite werfen? Der

Digitized by Google

große Feind im Norden, der es immer auf den Raub rumänischen Bodens und auf die Unterjochung Rumäniens abgesehen hat, dessen Streben nach dem Besitz der Dardanellen und Konstantinopel die politische, wirtschaftliche und in weiterer Folge auch die nationale Knechtung Rumäniens nach sich zieht, Rußland kann von keinem Rumänen als ehrlicher Bundesgenosse betrachtet werden. Rußland war es niemals und wird es nie sein. Als Sieger hätte es sich keinen Augenblick besonnen, Rumänien den Garaus zu machen. Da nun das Schicksal gegen Rußland entschieden hat, ist Rumänien durch die unvergleichliche Tapferkeit der deutschen und der österreichisch-ungarischen Armeen von dieser Gefahr gesichert. Dennoch hat Rumänien bisher keine Entscheidung für seine Politik getroffen. Es schwankt zwischen zwei Stühlen hin und her und jeder ehrliche Freund muß ihm sagen, daß es in Gefahr ist, zwischen zwei Stühlen auf die Erde zu fallen.

Vier politische Richtungen sind in Rumänien zu beobachten: eine interventionistische, eine illusionistische, eine realistische und eine neutralistische. Die interventionistische Richtung wird natürlich von den Ententemächten unterstützt. Diese Mächte haben auf einen kleinen aber rührigen Kreis von Politikern und Journalisten eingewirkt, damit sie Rumänien in den Krieg gegen die Zentralmächte hineinhetzen. Zuerst sollte die Liga Nationala den Vorspann bilden. Da sie versagte, wurde die Actiunea Nationala geschaffen. Auch diese vermochte nicht, das Volk in den Abgrund zu ziehen. Daraufhin wurde die Uniunea Federala geschaffen. Der neue Wein schmeckte aber ebenso schlecht in den alten Schläuchen, wie der alte Wein. Noch viel weniger konnten diese diskreditierten Elemente trotz aller Beredsamkeit dem Parlamente imponieren und als der Patriot Peter P. Carp in offener Parlamentsitzung dem Führer dieser Interventionisten das schneidende Wort zurief: „Schönheit ist kein Deckmantel für die Prostitution", da war es, als ob ein Peitschenhieb durch die Luft gesaust und denjenigen zu Boden

Digitized by Google

geworfen hätte, dem er vermeint war. Zur Größe des Zolaschen „J'accuse" hatte sich Carp aufgeschwungen und der Dank aller ehrlichen Rumänen folgte seinen Worten. Physisch konnte Carp die Gegner nicht niederschlagen, aber moralisch hatte er sie aus dem Tempel gejagt. Sie treiben ihr Unwesen noch weiter, aber kraftlos fallen ihre Pfeile zu Boden. Ihre Argumente, daß Rußland immer noch zu fürchten sei und daß Rußland Rumänien befreit habe, verfangen ebensowenig, wie die Verleumdung, daß Oesterreich-Ungarn Rumänien bedrohe. Kein Mensch in Rumänien fällt auf diese Lügen hinein und außerhalb Rumäniens nimmt sie niemand ernst.

Die Illusionisten haben sich das nationale Ideal als Vorwand genommen, um mit den Interventionisten gemeinsame Sache zu machen. Das nationale Ideal ist aber nur ein Schlagwort. Rußland hatte dieses nationale Ideal den Rumänen vorgegaukelt, als es ihren Blick von der Dobrudscha ablenken wollte. Damals war Rußland noch der „Freund" Bulgariens, das es bekanntlich nur als Vorposten gegen die Türkei verwenden wollte, und gegen den es sofort auftrat, als die Bulgaren selbst die Hand nach Konstantinopel ausstrecken wollten. Die Bulgaren lernten rechtzeitig Freund und Feind unterscheiden und wiesen dem Lockpfeifer die Tür. Damals war es, daß Schebeko den Rumänen wörtlich sagte: „Weshalb blickt ihr nach Süden, sucht Eure Ausdehnung im Norden". Den Rumänen Beßarabien zurückzugeben, das man dem Bundesgenossen, der bei Plevna „die Christenheit retten" mußte, weil dort die russischen Kolonnen zu schwach waren, abnahm — das fiel den Russen nicht ein, billiger war es, fremden Boden „zu versprechen". Die Illusionisten waren blindeifrig aber kenntnislos und sie wären wohl den Russen aufgesessen.

Rumänien blieb aber vor dem Schicksale bewahrt, das ihm die Russen und die rumänischen Illusionisten bereiten wollten. Einerseits war es das siegreiche Vordringen der Zentralmächte und ihrer Bundesgenossen, das den ehrlichen Rumänen die Augen

Digitized by Google

öffnete, anderseits die vorsichtige Politik Bratianus, die das Land vor Unglück schützte. Daß Interventionisten und Illusionisten Hand in Hand gingen, erklärt sich daraus, daß die Einen wirklich glaubten, daß sie für das „nationale Ideal" eintreten, während die Anderen sich des „nationalen Ideals" eben nur als Schlagwort bedienten, um die Dummen oder Vertrauensseligen einzufangen. Beide sind stecken geblieben und kommen nicht an ihr Ziel. Sie haben aber den unglückseligen Einfluß ausgeübt, daß Bratianu keine entschiedene Haltung einnahm und angesichts der inneren Schwierigkeiten, mit denen ihn die Allianz der Interventionisten und Illusionisten bedrohe, sich nicht in äußere Schwierigkeiten einlassen wollte. Aber diese Politik der Unentschiedenheit bringt eben das Land in Gefahr und Bratianu trägt als Ministerpräsident die Verantwortung vor dem Lande und vor der Geschichte. Deshalb hatte Carp Recht, als er dem Ministerpräsidenten zurief, er sollte endlich aus der schwankenden Neutralitätspolitik heraustreten und realistische Politik machen.

Carp hatte im Kronrate unter Vorsitz des Königs Carol und im Beisein des Königs Ferdinand im Schlosse Pelesch diese Politik auseinandergesetzt und seither immer vertreten: Die Geschichte weist Rumänien den Platz an der Seite der Zentralmächte an. Das Interesse Rumäniens führt Rumänien zum Bündnis mit Oesterreich-Ungarn und mit Deutschland. Der gerade Weg ist der beste. Der Chef der konservativen Partei, Alexander Marghiloman, und die hervorragenden Mitglieder Nenitzescu und C. C. Arion haben zuerst die Politik der „Möglichkeiten" propagiert und dann die Politik der „Wirklichkeiten", und mit klaren Worten es ausgesprochen, daß der Sinn dieses Programmes das Zusammengehen mit den Zentralmächten ist.

Bratianu ist jetzt der Herkules am Scheidewege, Landespolitik und Parteipolitik zeigen ihm, welchen Weg er einzuschlagen hat.

Die Fabius Cunctator-Politik, die er sich bis jetzt zurecht gelegt hat, ist auf die Dauer nicht haltbar. Sie konnte ihm will-

Digitized by Google

kommen sein, solange sein Land in Furcht vor einer russischen Invasion lebte; für diese Furcht liegt kein Grund mehr vor. Auch für später nicht. Die Geschichte Rußlands nach dem japanischen Abenteuer zeigt ganz deutlich, daß sich Rußland mit vollzogenen Tatsachen abzufinden weiß. Rußland wird sich daher auch mit den Tatsachen abfinden, die nach dem Kriege eintreten werden. Und alle, die sich auf die künftige russische Politik vorbereiten, müssen damit rechnen, wie sich im Innern des großen Reiches die Verhältnisse gestalten werden. Auch Rumänien muß damit rechnen und dort Anlehnung suchen, wo es Schutz zu finden sicher sein darf. Die Gespenster, welche Interventionisten und Illusionisten heraufbeschwören, halten vor dem Lichte der Wahrheit nicht stand und verschwinden, sowie man sie beleuchtet.

Wir unterschätzen die Schwierigkeiten nicht, die sich Bratianu in den Weg stellen. Aber die Forderung kommt: Hic Rhodus — hic salta.

Vicekönige, Präsidenten und Banditen im Lande Mexiko

Von H. C. Jessen

Zum Beginn des Jahres 1914 ballten sich in Mexiko wieder einmal die Kriegswolken sehr dicht zusammen. Wie schon so oft stritten verschiedene Präsidenten um die Herrschaft und das ging nun einmal nicht ohne Blutvergießen. Schließlich landeten die Vereinigten Staaten Truppen und man bereitete sich in Europa gerade darauf vor, ein interessantes militärisches Schaustück zu erleben, da geriet dieses alte Europa selber in Brand. Dieser gewaltige Kampf um die Vorherrschaft in Europa ist noch nicht entschieden, aber schon zeichnen sich klar nnd fest die Sieger dieses großen Ringens am politischen Himmel ab. So schwer aber dieser Sieg errungen sein wird, noch schwerer wird die Aufgabe sein, die den Siegern nach diesem Kriege durch die Pflicht erwächst, die politischen Verhältnisse dieses Erdballs überhaupt zu ordnen.

Denn es steht außer Frage, daß wir nach diesem Kriege alle politischen Geschehnisse auch außerhalb Europas mehr als bisher mit wachen Augen

Digitized by Google

verfolgen müssen. Es sind nun gewiß nicht die schlechtesten Interessen, die uns mit Mexiko verbinden und auf dem blutgetränkten Boden dieses Landes werden sich noch politische Ereignisse von großer Tragweite abspielen, die uns nicht gleichgültig bleiben können und werden.

Zwar: gegenwärtig haben wir noch genug mit uns selbst zu tun und die von drüben kommenden Mitteilungen sind spärlich und auch unzuverlässig. Letzteres besonders deshalb, weil die Vereinigten Staaten von Nordamerika uns wirklich nicht gut gesinnt sind. Und der andere Interessent ist es noch weniger, nämlich Japan. Durch die deutsche Presse geht jetzt die Nachricht, daß in Mexiko allmählich Ruhe eintritt. Welcher Art diese Ruhe ist, wird nicht verkündet. Auch brauchen wir die Kunde nicht zu glauben.

Was die Zukunft bringen wird, mag noch unerörtert bleiben. Es mag aber nicht ohne Wert sein, einen kurzen Ueberblick über die politische Geschichte Mexikos zu geben, dadurch erhalten wir wertvolle Fingerzeige für die Zukunft.

Mexiko ist das Land der Vulkane und der unterirdischen Gewalten. Diese herrschen aber seit Jahrhunderten auf der Oberfläche. Es gedeihen in diesem Lande die Erzeugnisse aller Erdgürtel: vom Indigo bis zum Hafer, und es könnte eine große Rolle im Welthandel spielen, wenn es die rechten Menschen dafür hätte. Diese fehlen aber. Unter dem Präsidenten Diaz war zwar das Land leidlich zur Entwicklung gekommen, seitdem er aber fort ist, herrscht wieder die heillose Verwirrung wie zuvor.

Daran sind die Yankees nicht unschuldig. Schon seit dem Ende der spanischen Herrschaft waren sie bestrebt, Herren des Landes zu werden. Dazu bedienten sie sich vieler Mittel. Einige schöne Provinzen haben sie mit blanken Dollars gekauft. Vorzüglich aber haben sie Banditen aller Art mit Geld und Waffen ausgerüstet, und überhaupt alles getan, um die Leidenschaften zu schüren, die Gegensätze zu verschärfen, die Parteien sich gegenseitig bis zur Verblutung bekämpfen zu lassen. So auch bei dem gegenwärtigen Geschäft, hier wie überall. Durch solche Mittel wollen die Yankees ernten.

Zweifellos haben die Bewohner Mexikos den Beweis erbracht, daß sie nicht fähig sind, ein Staatswesen nach unseren Begriffen zu bilden. Hier versagen unsere Anschauungen vom Wesen eines Staates, und nur die ethnologische Betrachtung kann hier folgen. Die Stellung der verschiedenen Hautrassen zu einander ist zu beachten und die Tatsache, daß das indianische Element in Mexiko überwiegt; ein Element, das unserem Wesen völlig verschieden ist. Die bodenständigen Indianer Mexikos sind ganz anders zu bewerten als die Wald- und Prärieindianer. Mexikos Indianerstämme sind immer Ackerbauer gewesen und ihre Kultur war eine hohe, wenn auch eigenartige. Gegen diese Kultur haben die Spanier barbarisch gewüstet und sie schließlich zernichtet. Dieser amerikanische Indianer ist so gut ein Mensch wie der Weiße, aber seine

Digitized by Google

ganze geistige und moralische Veranlagung ist durchaus anders. Er denkt und fühlt nicht wie wir und im Grunde seiner Seele ruht etwas, was wir nicht besitzen. Wir verstehen ihn nicht und darum beurteilen wir ihn falsch. Dieser Indianer hat durchaus schätzenswerte Eigenschaften, er ist weder so dumm, noch so faul, wie behauptet wird, er ist ganz entschieden viel tüchtiger und fähiger als der Neger. Aber mit diesem fehlt auch dem Indianer die politische Veranlagung, er steht allen Staatsangelegenheiten gemeinhin indolent gegenüber. Die stete äußere Gefaßtheit des indianischen Menschen und seine Schweigsamkeit entfließen einer angeborenen Apathie. Diese Apathie ist die Quelle seines Unglücks, sie hindert ihn, unsere Kultur zu begreifen und sich nutzbar zu machen. Die Politik ist in Mexiko nur das gewinnreichste Geschäft; Gewinn verdirbt aber auch hier.

Ein Untertan Karls des Fünften, der Seeräuber Ferdinand Cortez, ermordete den Kaiser der Mexikaner, der ein Indianer war. Dreihundertfünfzig Jahre später ist ein Nachkomme jenes Habsburgers von einem Indianer ermordet worden. Die grausigen Vorgänge zu Queretaro waren für die Mexikaner eine geschichtliche Vergeltung. So wurde von Anfang an die spanische Herrschaft auf Blut und Scheiterhaufen gegründet und in zweihundertsiebzig Jahren haben 63 spanische Vicekönige in Mexiko regiert, das heißt, sich ihre Taschen gefüllt oder ihren schrecklichen Blutdurst gestillt. Aber noch gewaltiger herrschte die heilige Inquisition, sie beseitigte alle mißvergnügten Leute mit Fleiß und im Namen Gottes. Hatten die alten aztekischen Priester dem Kriegsgotte Huitzilopochtli Menschen geopfert, so wollte die heilige Inquisition ihrem Gotte darin nicht minder dienlich sein. Fast dreihundert Jahre hat Mexiko das spanische Joch getragen und es war während dieser Zeit nur dazu da, die Krone und eine nichtswürdige Geistlichkeit zu füttern.

Diese spanische Herrlichkeit konnte aber nur gedeihen, wenn jede freie Entfaltung der Kräfte unterdrückt wurde. Kein Bergbau durfte sein, keine Rebe gekeltert und kein Oelbaum gepflanzt werden. Den Eingeborenen wurde einfach alles verboten, sie erhielten kein Amt und kein Ansehen. Voraussetzung blieb die völlige Unwissenheit der Bewohner, diese mußte ihnen erhalten bleiben.

Verschiedene Kreolen hatten sich aber doch in Nordamerika und Europa mit klugen Sinnen umgesehen, Revolutionen kennen gelernt und so bei ihrer Rückkehr einen neuen Geist ins Land gebracht, der dem spanischen System gefährlich wurde. Dazu kamen schließlich die gegen die entthronten Bourbons gerichteten Wühlereien, die der in Spanien zur Herrschaft gelangte Joseph Bonaparte im Lande anstiften ließ. Kurzum: die Kreolen verlangten Gleichstellung und Plätze an der Sonne. Durch einige erzwungene Zugeständnisse schwor der Vicekönig Iturrijary die Rebellion vollends herauf, er wurde

Digitized by Google

schließlich als überflüssig nach Spanien zurück expediert. Das geschah im September 1808.

Spanien sandte neue Vicekönige, die wohl äußerlich die Herrschaft wieder herstellten, den Geist des Aufruhrs aber nicht tilgten. In geheimen Gesellschaften wurden Verschwörungspläne entworfen, die 1810 zum Ausbruch kamen. Der Geistliche Hidalgo, Sohn eines europäischen Vaters und einer indianischen Mutter, erhob zuerst die Fahne des Aufstandes. Die Idee einer Republik Mexiko aber entsprang dem Gehirn eines Vollblutindianers, des Geistlichen Morelos. Seltsam, daß ein Sohn dieses ersten Republikaners von Mexiko später als General Almonte ein Hauptwerkzeug zur Wiederherstellung der Monarchie wurde. 1821 sandte der spanische Vicekönig Apodac den mexikanischen General Iturbe aus, den Insurgentenführer Guerrero zu vernichten. Iturbe aber vereinigte sich mit Guerrero und beide verkündeten die Unabhängigkeit Mexikos. Iturbe ließ sich am 18. Mai 1822 zum Kaiser von Mexiko ausrufen. Damit hatte Spaniens Herrschaft in Mexiko für immer ausgespielt.

Iturbe hatte kein Glück. Ein Aufstand, an dessen Spitze sein Günstling oder Sohn Antonio Lopez de Santa Anna stand, entthronte ihn und es wurde eine Föderativrepublik errichtet. Iturbe selbst wurde später erschossen. Die Präsidenten der neuen Republik wechselten manchmal mit den Jahreszeiten, manchmal gab es auch mehrere zugleich. Es waren meistens dunkle Existenzen, mit weitem Gewissen und außerordentlichem Schicksal. Keiner kam aber darin Santa Anna gleich, der siebenmal Präsident, zweimal Diktator, bald einer Föderativ-, bald einer Zentralrepublik gewesen ist, und viermal ins Exil geschickt wurde.

Von 1843 bis 1853 herrschte in Mexiko völlige Anarchie, so daß man schließlich den alten Unheilstifter Santa Anna zurückholen mußte, der nun schleunigst der Alleinherrschaft zusteuerte, die er denn auch 1854 erreichte. Er bekam den Titel „Durchlauchtigste Hoheit" und stiftete als „Klepper für große Kinder" den Orden „Unserer lieben Frau von Guadalupe". Den bekam nun Freund und Feind, so auch der braune Alvarez, der „Panter des Südens". Der aber wies den Orden so verletzend zurück, daß es darüber zu einem Waffengange kam, bei dem Santa Anna geschlagen wurde und er mußte zum vierten Male in die Verbannung wandern. Nomineller Präsident wurde Comonfort, aber der wichtigste Mann Alvarez, der sich zum Diktator aufwarf. Als „Retter der Freiheit" wurde Alvarez begrüßt, aber diese Würde wurde dem „Panter" bald unbequem. In dem Gestrüpp der Politik fand er sich nicht zurecht und die Zivilisation entsprach keineswegs seinen Lebensgewohnheiten. Er mied die Hauptstadt und blieb in Cuernavaca, wo er die fremden Diplomaten empfing, mit einem baumwollenen Kittel bekleidet. Schließlich

Digitized by Google

zog Alvarez mit seinen Getreuen in Mexikos Hauptstadt ein, erklärte kurz alle Privilegien der Geistlichkeit und der Soldateska für erloschen, leerte die Staatskasse und zog wieder von dannen, mit der lakonischen Erklärung, daß er nun keine Lust mehr habe, Präsident zu sein. Neue Verwirrungen. Der weiße Präsident Comonfort hatte nun in den folgenden 17 Monaten nur 71 verschiedene Aufstände zu bekämpfen.

Aus dem allgemeinen Wirrwarr lösten sich zwei Parteien heraus: die Klerikalen und die Radikalen. Zu der ersten Partei hielten die Weißen, zu der anderen fast nur Indianer. Diesen waren die Parteigegensätze im Grunde gleichgültig, aus reiner Rassenantipathie schlugen sie einfach alle Weißen tot, die sie erwischen konnten. Im wahrsten Sinne war aber die Geistlichkeit der schuldigste Teil, ihre Einnahmen waren größer als die der Regierung, und ihr Grundbesitz ungeheuer. Ihre Macht war so groß, daß selbst Santa Anna in der allergrößten Not es nicht wagte, ihre Güter anzutasten, und lieber für 10 Millionen Dollar Land an die Yankees verkaufte. Erst unter Alvarez wurde die Macht der Klerikalen gebrochen.

Am 5. Februar 1857 kam nun eine neue Bundesverfassung heraus, die dem Volke weitgehende Rechte einräumte. Die sollte nun das Unheil beschwören und der Unwissenheit und dem Fanatismus die Spitze bieten. Natürlich wurde die Todesstrafe abgeschafft und jeder Mensch hatte das Recht, Waffen zu tragen. Von den hunderttausend Handwerksräubern des Landes wurden diese Bestimmungen jubelnd begrüßt. Ueberdies konnte jede Provinz ihre eigenen Angelegenheiten nach Belieben regeln. Diese überaus nette Verfassung war für Mexiko so unsinnig wie möglich, und ein gewaltiger Nagel zum Sarge der Republik. Der Klerus wühlte, eine Revolution löste die andere ab, und alle Kassen waren leer. Schließlich mußte schon im Herbst 1857 die Verfassung wieder abgesetzt und vom Präsidenten Comonfort die Diktatur verlangt werden.

Die Yankees betrachteten ruhig und mit Würde dieses Schauspiel der Selbstzerfleischung des mexikanischen Volkes; aber überall hatten ihre Gesandten die Hände mit im Spiele. Sie erboten sich sogar zur Hergabe von Gold, wie sie so schön sagten: „zur Grenzregulierung im Norden". Aber weder der klerikale Präsident Zuloaga noch der ihm folgende Radikale Juarez waren so dumm, den Köder zu nehmen. Den verheerenden Bürgerkrieg hielten die Verhandlungen nicht auf.

Nun begannen sich 1858 die französischen Pläne zu verdichten. Napoleons Plan war eine „Reorganisation des lateinischen Amerika". Doch Juarez erkannte die Gefahr, und als er sich schließlich nicht helfen konnte, mußte er sich zu Verhandlungen mit den Yankees entschließen. So kam am 14. Dezember 1859 in Veracruz mit den Vereinigten Staaten ein Vertrag zustande,

Digitized by Google

der den Yankees das Recht gab, sich in die inneren Angelegenheiten des Landes zu mischen. Es ist dieser Vertrag, der später Napoleon III. zwang, seine amerikanischen Pläne aufzugeben. Die Monroe-Doktrin konnte auch wirklich ein unabhängiges Mexiko nicht dulden.

Selbstverständlich konnten die Klerikalen diesen Vertrag mit den Vereinigten Staaten nicht billigen und sie schloßen sich den Franzosen an, wodurch sie vom Regen in die Traufe kamen. Denn die kühne, aber phantastische Politik Napoleons III. hatte im Grunde auch nur einen sehr materiellen Zweck: nach den gold- und silberreichen Provinzen Mexikos stand Frankreichs Sinn.

Als Schutzbefohlener der Franzosen und „Friedensfürst" fuhr nun im April 1864 Erzherzog Ferdinand Maximilian von Oesterreich über den Atlantischen Ozean, um in Mexiko ein Kaiserreich zu errichten, das der bodenlosen Zerrüttung ein Ende machen sollte. Am 28. Mai 1864 betrat Kaiser Maximilian in Veracruz den mexikanischen Boden und sein erster Blick fiel auf die Gräber der Franzosen, die das gelbe Fieber zu Tausenden hingerafft hatte. Niemand war zum Empfange da. Denn der General Bazaine ließ sagen, er hätte keine Zeit. Er strebte selbst nach der Herrschaft und wollte im Trüben fischen. Aber in der Hauptstadt sah der Kaiser festliche Empfänge, hörte Beteuerungen des Dankes und das prachtvolle Selbsturteil: „Hier gibt es nur Schurken und Diebe." Die Kirchen strotzten von Gold und Silber, aber die Gegenden, worin sie lagen, waren ausgefressen und verwüstet. Jenseits Orizaba aber lag der Guerillaführer Porfirio Diaz auf der Lauer, um den Kaiser zu überfallen. Die Kämpfe nahmen kein Ende; General Bazaine aber blieb ganz untätig, er und seine Offiziere benahmen sich dem Kaiser gegenüber sehr ungezogen. Der „Beschützer" Bazaine und die Geistlichkeit haben den unglücklichen Kaiser verraten und alles getan, seinen Thron zu untergraben.

Endlich machte Amerika seine Rechte geltend und so entstanden dem jungen Kaiserreiche Feinde ringsum. Bei Pueblo wurden dann die kaiserlichen Truppen von Diaz vernichtend geschlagen. Kaiser Maximilian geriet mit seinen Generalen in Gefangenschaft. Durch den General Escobedo wurde der Kaiser am 15. Mai 1867 zu Queretaro erschossen. Damit teilte er das Schicksal des Kaisers Iturbe und für immer sank das kaiserliche Mexiko dahin. Die Monarchie hätte es vielleicht allein vermocht, dem Lande Ruhe und Ordnung zu bringen.

Das Land kam nun wieder in eine trostlose Lage, welche hier die normale zu sein schien. Juarez versuchte die Ordnung wieder herzustellen. Dieser Mixe-Indianer aus dem Staate Oacaca, der Hauptgegner des Kaisers Maximilian, war einer der wenigen wirklich rechtschaffenen Präsidenten von Mexiko. Er hätte ein besseres Los verdient, als es ihm beschieden gewesen ist. Der

Digitized by Google

Sieger von Pueblo: Porfirio Diaz trat jetzt mehr hervor. 1876 erhielt er die Präsidentenwürde, die 1884 endgültig an ihn fiel. Es gehört unserer Zeit an, was seine lange Regierung geleistet hat. Die Yankees waren hiermit niemals einverstanden und auch Diaz mußte schließlich am späten Abend seines Lebens ihren Ränken weichen. Auch er hat den Verfall des Landes nicht aufhalten können.

Mexiko hat alles probiert: Kaisertum, demokratische Föderativ-Republik, Zentral-Republik, Diktatur. Nichts hat geholfen. Von der Unabhängigkeit 1821 bis zum maximilianischen Kaisertum hat Mexiko etwa 47 Regierungswechsel erlebt und mehr als dreimal so viele Revolutionen gehabt. Der normale Zustand war eine wilde Anarchie.

Jedem selbständigen Staatswesen ist von Natur eine Grenze gesetzt. Ein Staatswesen, das die verschiedensten Klimate, Religionen und Volksbestandteile in sich schließen will, muß sich mit der Zeit von selbst wieder zersetzen. In Mexiko gibt es fast 30 verschiedene Volksstämme, die fast ebenso viele Sprachen reden. Diese ethnische Anarchie verhindert einfach eine normale Staatsgemeinschaft. Dreiviertel der Einwohner Mexikos sind Indianer und Mischlinge, der Rest weiße Eingeborene und Europäer. Die weißen Eingeborenen haben sich durch den Mangel an Zuzug immer mehr vermindert. Diese Verschiedenheit der Rassen ist das eigentliche Hindernis für eine gedeihliche Entwicklung des amerikanischen Staatswesens. Die vielen Bruchteile der Volksteile sind verschieden an Ursprung, Sitte und Sprache. Die eigenen Tendenzen jeder Rasse widerstreben denen aller übrigen. Die immer noch bestehende Meinung, daß Alles, was für gebildete Nationen gut und richtig sein kann, einfach auf jede andere Menschenrasse angewendet werden könne und müsse, und dann die gleichen Wirkungen haben werde, ist ein Wahn. Nie ist dieser fundamentale Irrtum verhängnisvoller gewesen, als für Mexiko. Staatsmänner können wohl Könige absetzen oder Königreiche gestalten, aber eine Rasse können sie nicht schaffen.

Die Geschichte Mexikos erhärtet die Lehre der Völkerkunde, daß es verschiedene Ur- und Stammgruppen der Menschheit gibt, die tiefe Abweichungen in leiblicher, geistiger und sittlicher Hinsicht haben. Das „Vorurteil der Hautfarbe" entspringt einem durchaus natürlichen Instinkt. Anthropologische Gegensätze sind unüberbrückbar. Freiheit und Gleichheit sind für ein Staatswesen mit grundverschiedenen Rassen allein die Quelle der Anarchie. Mischlinge ersetzen niemals die Rasse, ihre Mängel sind stets überwiegend. Dem reinen Indianer ist noch das gleiche Naturell eigen, aber durch die Spanier ist ein unheilbarer Bruch in sein Leben gekommen. Das Alte ging ihm unabwendbar verloren und in das Neue wird er sich niemals fügen können. Unaufhaltsam gehen auch die bodenständigen Indianerstämme Mexikos dem

Digitized by Google

Untergange entgegen. Es gibt kein Mittel, das Blut zu ändern, und der Fehler liegt eben im Blute. Die Mexikaner lassen ihrer entwurzelten Natur freien Lauf, sie dulden keine fremde Regierung, sind aber unfähig geworden, aus sich selber eine solche zu schaffen.

Der Begriff einer Autorität ist in Mexiko abhanden gekommen. Es gibt keine mehr, weder der Menschen, noch der Gesetze. Nur ein ganz kräftiger Menschenschlag, der zu Millionen ins Land strömt, die Waffen und das Regiment an sich reißt, kann hier Wandel schaffen. Wer wird dieses Erbe antreten? Mexikos Schicksal gibt zu denken. Präsident Arista schloß 1852 den mexikanischen Kongreß mit folgenden Worten: „Als Sie sich hier versammelten, durchdrang mich die Besorgnis, daß Ihrer hier keine andere Aufgabe harre, als die traurigste, welche dem Menschen zuteil werden kann: dem Leichenbegängnisse des Vaterlandes beizuwohnen." Uebertönt von den gewaltigen Tönen des furchtbaren europäischen Krieges, scheint dieses Schicksal jenseits des Ozeans jetzt einzutreten.

Englands Frachtraumnot

Von Julius Luebeck (München)

In England war bis zum Kriege die Anschauung vorherrschend, daß seine starke Kriegsflotte ausreiche, um die wirtschaftliche Sicherstellung des Landes überhaupt sowie insbesondere die Zufuhr von Nahrungsmitteln und Rohstoffen für Frieden und Krieg stets zu gewährleisten. Man versäumte dort zu berücksichtigen, daß in einem Kriege zufolge verminderten Angebotes bei gleichzeitig steigender Nachfrage Erschwerungen der volkswirtschaftlichen Versorgung eintreten könnten, die auch die stärkste Kriegsflotte der Welt unmöglich zu neutralisieren vermag. Der Beweis dafür wurde im gegenwärtigen Kriege alsbald gegeben: Denn wer wollte es heute selbst in England noch bestreiten, wie sehr die englische Volkswirtschaft seit den ersten Kriegsmonaten bis auf diesen Tag in immer verstärktem Maße unter Frachtraumnot leidet.

Indes fragen wir uns hier, wodurch ist die Frachtraumnot Englands schon in den ersten Kriegswochen verursacht worden! Was hat dort zu einer so starken und andauernden Verringerung des Frachtangebots geführt?

Da ist zunächst darauf hinzuweisen, daß infolge Festliegens eines großen Teils der deutschen Handelsschiffahrt und der Absperrung der russischen Handelsschiffahrt die Welttonnage seit Kriegsausbruch sehr erheblich vermindert worden ist. Ferner hat die englische Admiralität bei Kriegsbeginn einen recht

Digitized by Google

beträchtlichen Teil der englischen Handelsflotte mit Beschlag belegt und dadurch sofort eine Knappheit in dem für Handelszwecke zur Verfügung stehenden Schiffsraum hervorgerufen. Zu den englischen „Expeditionen" nach den Dardanellen und zuletzt nach Saloniki erfolgte weitere Inanspruchnahme von Schiffsraum; dadurch ist die Knappheit noch weiter gesteigert worden, so daß der „Glasgower Herald" die von der Admiralität beschlagnahmten Linien-dampfer und Frachtdampfer vor kurzem wohl zutreffend auf 20% der gesamten englischen Handelsflotte geschätzt hat. Aber auch die Ueberfüllung der englischen und französischen Häfen, vor allem die ausschließliche Inanspruchnahme einzelner Handelshäfen für militärische Zwecke hatte zur Folge, daß einerseits die in anderen Häfen noch zur Verfügung stehenden Lagerhäuser überfüllt und überlastet wurden, anderseits die wirtschaftliche Ausnutzung der Transportdampfer erschwert und vermindert wurde. Dazu kommt, daß der englische Handelsschiffbau im Kriege, weit entfernt sich aufwärts zu entwickeln, vielmehr gewaltig zurückging. Nach dem Bericht der „Shipping-Mercantile Gazette" vom 5. Januar 1916 „ist der Schiffbau unseres Landes während der letzten 16 Monate tatsächlich ein toter Buchstabe gewesen." Auf den großen Werften am Clyde hat der Handelsschiffbau einen Rückgang von etwa 460 000 Tonnen im Jahre 1914 auf 215 000 Tonnen im Jahre 1915, auf den Werften am Flusse Wear einen Rückgang von 277 000 Tonnen auf 111 000 Tonnen erfahren. Endlich sind die starken Verluste nicht zu unterschätzen, welche die englische Handelsflotte durch den Seekrieg mit Deutschland erlitten hat. Von Anfang des Krieges bis Ende Dezember 1915 hat England durch U-Boote, Minen und sonstige kriegerische Ereignisse 648 Fahrzeuge mit einem Tonnengehalt von 1 322 976 Tonnen eingebüßt, was einen Ausfall von 6,5% der gesamten englischen Handelsschiffstonnage ausmacht. Dazu gelang es deutschen und österreichisch-ungarischen Unterseebooten im Mittelmeer in den allerletzten Monaten etwa 100 000—150 000 Tonnen Frachtraum monatlich zu vernichten.

Dies wären die wichtigsten Ursachen des bisherigen Fortfalls von Frachtraum für England, seiner Frachtraumnot. Sie lassen uns die bemerkenswerten Folgen verstehen, die der Leiter der halbstaatlichen Cunardlinie Alfred Booth vor kurzem in der „Times" zum englischen Schiffsverkehr zusammengestellt hat. Nach seinen Ausführungen sind in den Monaten Oktober, November, Dezember in Großbritannien Schiffsräume in folgendem Umfang angekommen:

	1913	1915
Britische Schiffe	8347584 t	5728259 t
Ausländische Schiffe . . .	4286934 t	2667269 t
zusammen	12634518 t	8395528 t.

Digitized by Google

Der ankommende britische Schiffsraum ist hiernach im Kriege um 31%, der ausländische Schiffsraum um 37% und der Gesamtschiffsraum um 33% gefallen. Oder anders ausgedrückt: es müssen jetzt 67 Schiffe dieselbe Arbeit leisten wie früher 100 Schiffe von derselben Größe. Von diesen 67 Schiffen gehören nur 46 Großbritannien.

Was aber waren die Folgen, die Wirkungen dieser für England wenig erfreulichen Lage am Frachtenmarkt? Es stiegen die Frachtsätze gewaltig und mit jedem weiteren Kriegsmonate in verstärktem Maße. In welchem Umfang sich die Frachtsätze seit Kriegsbeginn für Heimladungen nach England oder kontinentale Häfen erhöht haben, darüber gibt eine von der deutschen Bank herausgegebene „Uebersicht einiger Frachtsätze für Seedampfer in den Jahren 1912—1915" folgendermaßen Aufschluß: (Die Angaben der Deutschen Bank stammen aus englischen Fachzeitungen und verstehen sich in Schilling für eine englische Gewichtstonne = 1016 kg).

	Vor Kriegsausbruch	Ende 1915	Steigerung gegen Kriegsausbruch in %
Weizen von Australien nach England .	18/6	95	413½
Skala-Tonne von Kalkutta nach England	17/6	150	757
Reis von Birma nach England	16/3	130	700
Skala-Tonne von Bombay n. Mittelmeer	14/6	111/3	667¼
Weizen, Mais von La Plata nach England	11/6—11/9	125	987—963¾
Weizen pro Quarter von Verein. Staaten (Atlant. Häfen) nach England . . .	2/7½	16/6	528½
Baumwolle pro N. R. Tonne nach England	30—35	220	633⅓—528½.

Nach dem „Economist" vom 8. Januar 1916 kostete in der ersten Januarwoche 1916 Weizen in Chicago und Winnipeg ca. 41 Sch. per Quarter, d. h. ca. 190 ℳ die Tonne. Gleichzeitig bemerkte der „Economist", daß in London für amerikanischen Weizen bis 68 Sch. per Quarter, d. h. ca. 320 ℳ die Tonne bezahlt wird. So besteht denn etwa eine Differenz von ca. 120 bis 130 ℳ zwischen dem Preise des Weizens in Nordamerika und dem Preise des eingeführten amerikanischen Weizens in England. Diese Differenz ist mehr als doppelt so groß wie der deutsche Weizenzoll in Friedenszeiten, ja diese Differenz macht allein fast soviel aus wie in Friedenszeiten häufig der durchschnittliche Jahrespreis sich für englischen Weizen beziffert hat. Aber auch andere Artikel, so die Kohlenfrachten von Wales nach europäischen und überseeischen Häfen, sei es nach Genua, Neapel, Marseille oder nach Port Said oder La Plata zeigen ein unerhörtes Anziehen der Frachten; der Transport

Digitized by Google

von Chilesalpeter kostete nach England Mitte Januar 1916 125 Sch. pro Tonne gegen 120 Sch. Ende des Jahres 1915, 60 Sch. im Januar 1915 und 21 bis 22 Sch. in Friedenszeiten.

Allerdings der Einfluß der enormen Frachtenteuerung auf die Preise, insbesondere der über See eingeführten Massengüter wie Holz, Erz, Mineralien, Petroleum, Getreide, Baumwolle und Lebensmittel aller Art, ist nicht ausgeblieben. Ja sogar hochwertige Nahrungsmittel wie Gemüse aus den Mittelmeerländern, Reis aus Indien und Ostasien, gefrorenes Fleisch aus Australien werden durch die immer höher werdenden Frachtraten empfindlich verteuert. Vor allem seufzt die englische Bevölkerung jedoch schwer unter der Verteuerung der notwendigsten Lebensmittel, daß die Getreide-, Mehl- und Brotpreise sich seit dem Kriegsbeginn annähernd verdoppelt haben, daß das australische, teilweise auch das argentinische Getreide wegen der kolossalen Frachtraten nur in geringen Mengen nach England gebracht werden kann und England zum größten Teil nordamerikanisches, enorm verteuertes Getreide beziehen muß.

Ferner erfuhr die Ausfuhr der englischen Industrie infolge der hohen Frachtsätze eine schwere Belastung, die auch entfernten Absatzmärkten zum Teil zu ihrer Verdrängung durch die japanische und amerikanische Konkurrenz geführt hat. Weiter hat die Erschwerung und Verringerung der industriellen Ausfuhr Englands zusammen mit der Verteuerung aller eingeführten Waren auf die Ueberpassivität der englischen Handelsbilanz hingewirkt, die etwa 4½ Milliarden Mark im Jahre 1915 ausmachte. Gerade aber diese die heutige Volkswirtschaft Englands im Kriege charakterisierende Erscheinung — mit der Rückwirkung auf den „unantastbaren" englischen Wechselkurs, mit der Rückwirkung auf die für England schmerzliche, ungünstige Gestaltung der Zahlungsbilanz — ist in letzter Linie auf die außerordentliche Erhöhung der Frachtraten zurückzuführen.

Indes die Wirkungen der Frachtraumnot Englands, der Frachtensteigerung erstrecken sich sogar über die englische Volkswirtschaft hinaus, indem sie seit Monaten eine Störung der außenpolitischen Stellung Englands gegenüber seinen politischen Freunden veranlaßten, insbesondere gegenüber Italien, das ebenso wie Frankreich unter dem Schutze der englischen Kriegsflotte eine reichliche und zugleich billige Versorgung mit Rohstoffen, vor allem mit englischer Kohle erhofft hatte. Je mehr es sich nämlich als unmöglich erwies, mit einer nach Alfred Booth um 39%, tatsächlich wahrscheinlich weit stärker am Frachtraum verminderten Handelsflotte dasselbe zu leisten, was vor dem Kriege mit einer größeren Flotte geleistet wurde, um

Digitized by Google

so mehr hat Italien, aber auch Frankreich unter Englands Frachtraumnot zu leiden. Schon vor nahezu einem Jahre wies Georg Gothein (im „März", 9. Jahrgang 1915, S. 172/173) darauf hin, warum die Abnahme der englischen Kohlenausfuhr in den Monaten August 1914 bis März 1915 einen Betrag von mehr als 20 Millionen Pfund Sterling oder 400 Millionen Mark repräsentierte. Während in Deutschland der inländische Kohlenversand durch Bahnen und Binnenwasserstraßen geschieht, erfolgt er in Großbritannien und Irland, wie Gothein damals dargetan, „mit ihrer außerordentlich reichen Küstenentwicklung und der Lage der Kohlenreviere dicht am Meer, überwiegend zur See. Ganz abgesehen davon, daß infolge der Minen- und Versenkungsgefahr und der Preissteigerung der Löhne durch die Verteuerung aller Lebensbedürfnisse die Frachten auf ein enorm hohes Niveau gekommen sind, fehlt es an Schiffsräumen für den Kohlenverkehr." Wie aber stand es mit dem Fehlen von Schiffsräumen für den Kohlenverkehr nach weiteren 9 Kriegsmonaten? Wie insbesondere den Kohlenverkehr nach Italien? Da ist denn schließlich die „Frachtraum-Situation geradezu verhängnisvoll geworden." Das hat am 14. Januar 1916 in der „Times" eine den Schiffahrtskreisen nahestehende Persönlichkeit ausgeführt und dazu die nicht unwichtige Bemerkung gefügt: „Jeder, welcher italienische Zeitungen liest, weiß heute, daß ein wachsendes Gefühl der Verärgerung gegen John Bull vorhanden ist, weil dieser 50% der dem Weltverkehr augenblicklich zur Verfügung stehenden Tonnage sein Eigentum nennt und anscheinend nichts tut, um der Frachtraumkalamität entgegenzuarbeiten. Aehnlich schrieb bereits am 3. Januar 1916 der römische Korrespondent der „Times", daß „die enormen Frachten, die jetzt bezahlt werden müssen, Italien hart träfen." Jedes Land leide jetzt unter den hohen Frachtraten, aber Italien ganz besonders, weil es alle seine Kohlen über See und zwar besonders von England einzuführen habe. Dies wird begreiflich, wenn man berücksichtigt, daß, während in Friedenszeiten (Mai 1914) Cardiff-Kohle frei Waggon Genua 36 Lire per Tonne kostete, die Fracht für Cardiff-Kohle von England nach Genua, die im Frieden etwa 7 Sch. ausmacht, Ende Dezember allein 62 Sch. 6 P. betrug, der Preis der Cardiff-Kohle aber gar frei Waggon Genua sich auf 180 Lire per Tonne belief. Da aber Italien für den Bezug von Kohlen, Eisen, vielen Nahrungsmitteln und Kriegsmaterial auf die überseeische Zufuhr angewiesen ist, kein Wunder, daß es die Folgen der Verteuerung aller Bezüge durch die gleichzeitige enorme Steigerung der ausländischen Zahlungsmittel und der Frachten als eine riesige Last empfindet.

Weniger als Italien mag wohl Frankreich unter der Frachtteuerung leiden, da es mit Ausnahme von Kohlen weniger Schwergüter vom Aus-

Digitized by Google

lande einführt. Aber auch hier verteuern die gestiegenen Frachtraten die Lebensmittel, Kohlen und Erze, die man mehr wie in Friedenszeiten auf dem Seewege erlangen muß, da die wichtigsten Produktionsstätten des eigenen Landes vom Feinde besetzt sind.

Was aber war schließlich die Folge dieser Sachlage für die Schiffahrt der neutralen Staaten? Naturgemäß hat sie sich dort in zunehmendem Maße ausgedehnt, um an die Stelle der englischen zu treten. Waren ja doch die neutralen Schiffe in einem vorher nicht gekannten Umfange gesucht, so daß sie bis in den letzten Winkel hinein ausgenutzt wurden. Trotzdem konnte der steigenden Nachfrage keineswegs voll entsprochen werden, und da infolge der erhöhten Gefahr zu der gewöhnlichen Fracht eine andauernd wechselnde Risikoprämie hinzukam, eine Konkurrenz seitens der kriegführenden Staaten aber nicht zu befürchten war, so ergab sich auch hier ein ständiges Steigen der Schiffahrtsfrachten derart, daß nachgerade ein Vielfaches der Sätze in Friedenszeiten zu bezahlen war. Diese Entwicklung der Verhältnisse brachte der neutralen Schiffahrt Riesengewinne in einem Umfange wie nie zuvor. Die holländische Schiffahrt insbesondere hat aus der Knappheit an Schiffsraum großen Vorteil gezogen. Sie hat infolge der hohen Frachten Gewinne erzielt, deren Höhe in dem Dividendenvorschlag der Holland-Amerika-Linie deutlich zum Ausdruck kam. Hat diese doch vor kurzem mitgeteilt, daß sie voraussichtlich für das abgelaufene Geschäftsjahr 50% Dividende ausschütten werde. Aehnlich wie die Schiffahrt selbst hat auch der holländische Schiffsbau aus der ganzen Lage erheblichen Nutzen gewonnen. Alle Schiffbau-Unternehmungen haben reichliche Aufträge, die auf Monate hinaus zu ihrer Beschäftigung ausreichen.

Auch die norwegische Handelsflotte hat sich im Jahre 1915 um 106 Schiffe mit einem Gesamtfassungsvermögen von 159 109 Tonnen vermehrt. Ebenso hat die schwedische Schiffahrt infolge der günstigen Verfassung des Frachtenmarktes reichen Nutzen gehabt. Manche Reeder haben sogar, da der Preis für Schiffsraum so sehr in die Höhe gegangen war, einzelne ihrer Schiffe an Dänemark und Norwegen verkauft, wo die Nachfrage noch stärker wie in Schweden war.

Das ist in Kürze das Ergebnis der englischen Frachtraumnot für England und seine politischen Freunde auf der einen Seite, für die neutralen Staaten auf der anderen Seite. Es zeigt wohl deutlich genug, wie sehr England vergaß, daß der Pfeil, den es durch Eröffnung des Handelskrieges gegen Deutschland abgeschossen, mit furchtbarer Wucht gegen den Schützen selbst zurückprallen muß.

Digitized by Google

Landsturm

Keine Fahne geht voran, wo wir kämpfen,
keine Trommel schallt, keine Flöte schallt, kein Paukenton.
Gespensterlich leer, wie ein verlorenes Leben, liegt die Fläche,
einzig das Blut der Schüsse bringt Belebung hinein.

Ausziehend, weiß keiner, ob wir wiederkehren.
Bescheidnen Lichtleins nur glimmt Hoffnung hoch.
Mit dem, was hinten liegt, ist abgeschlossen.
Was vor uns liegt, bestimmen andere.

Was hält uns hier auf verlorenem Posten,
wo jede Sekunde den Tod ausknallt?
Die Machtgebote des Staates, die rostigen, sind es nicht.
Diese Kraft liegt im Blute. Nenne sie, wie du willst.

Oskar Wöhrle

Peter van Pier, der Prophet

Vor kurzem erschien bei Kurt Wolff in Leipzig eine kleine, bedeutende Erzählung „Peter van Pier, der Prophet", die mit dem Kriege zwar nichts zu tun hat und dennoch in gewisser Hinsicht durch ihn angeregt zu sein scheint. Der junge Dichter nennt sich nicht. Sein Werk wirkt auch ohne Namen, und die gehaltvollen Probleme, die darin durch dramatisch bewegte, lebensvolle Bilder und Szenen gestaltet werden, ergreifen den Leser ebensosehr, als sie ihn nicht loslassen, ehe er sie vollends durchdacht hat.

Peter van Pier ist ein Hellseher. Er prophezeit mit erschreckender Sicherheit allen Menschen die genaue Zukunft. Auch Königen und dem Papste. Und er predigt seine große Wahrheit: den Haß. Damit will er sich für erlittene Untreue an der ganzen Menschheit rächen. Aus dem Wissen um das Schicksal erwachsen Unordnung, grenzenloser Egoismus, ein roher Taumel. Alles Recht, alle Sitte, alle Hoffnung hört auf. Die Menschen brennen, morden, rauben, feiern die wildesten Orgien. Peter van Pier lehrt Selbstsucht und Zerstörung, und alle Menschen beten ihn als ihren Gott an. Das reine, von Weltliebe erfüllte Paar Valerius und Sigrid aber, betroffen von der allgemeinen Verwirrung, zieht in die Stadt, um den falschen Propheten niederzukämpfen durch die Lehre von der Hoffnung, von der Liebe. Erst verlacht, rührt die holde, edle Schönheit Sigrids bald einige Jünglinge. Doch die Menge ist dem Paar feindlich gesinnt. Da rüstet der König des Nachbarlandes zum Kriege gegen den verseuchten

Digitized by Google

Staat. Valerius wird zum Feldherrn ernannt, und Sigrid küßt segnend das Banner der ausziehenden Scharen. Der Feind naht heran, um die Entscheidung zu fällen. Plötzlich steht der finstere Prophet im Lager, hetzt die Soldaten, denen er den Tod in der bevorstehenden Schlacht voraussagt, zur Meuterei auf, bis im letzten gefahrvollen Augenblick Valerius die Jünglinge bei ihrer Liebe zu Sigrid beschwört, den Kampf anzunehmen. Der Sieg wird erfochten, nur zehn Jünglinge, die nicht an den Wahrsager glaubten, bleiben am Leben; die andern alle kamen um. Die zehn mutigen Jünglinge aber, die an das Wahrwort glaubten: „Der Tod ist kein Schicksal. Es gibt kein Schicksal. Jeder hält sein Schicksal in der Hand", sie brachen, wie Valerius nach der Schlacht an Sigrid schrieb, „das Schicksal durch die Liebe zu dir." Der Sieg wird verkündet; Valerius ist umjubelt. Peter van Pier aber fühlt, daß er nicht die Macht besitzt, sein eigenes Schicksal aufzuhalten. Wohl höhnt er noch, als Valerius sich mit ihm versöhnen will: „Kann Frieden sein zwischen Liebe und Haß, zwischen Glauben und Wissen, zwischen Fühlen und Verstehen? . ." Und von neuem geht er, dem Volke zu predigen. Eine törichte Jungfer, die seine Prophezeiung falsch verstanden, ruft jedoch gegen die schwankenden: „Er lügt doch, und immer hat er gelogen!" Da bricht die Wut der Menge gegen den schädlichen Propheten los und steinigt ihn zu Tode. In einer finstern Wolke aber grinst das verächtliche Antlitz Peters van Pier . . . .

Prachtvoll gesteigert und von erstaunlicher Bildkraft ist das kleine Epos von der Macht der Liebe über den Haß, des blinden Egoismus über die Menschenfreundlichkeit, des erdgebundenen Materialismus über den glaubensfrohen Idealismus. Vielleicht wollte der ungenannte Dichter auch ein Sinnbild schaffen für die Welt *vor* dem Kriege und die Welt *im* Kriege: hatten wir nicht Propheten, die die Zersetzung, die Selbstsucht und den rohen Genuß predigten? Und hat der Krieg trotz seiner fesselloser Grausamkeit nicht die ehedem entzweiten Gemüter geeinigt im starken Glauben an ein höheres? Der Dichter hat dem Idealismus mit seiner packenden Erzählung ein tiefsinnig symbolisches Denkmal gebaut: modern vereinfacht in den Linien und Formen, kraftvoll geschlossen, ohne Ornamente, groß, temperamentvoll und wuchtig bei all seiner äußerlich geringen Ausdehnung. Der Vortrag der phantastischen Erzählung ist von meisterlicher Ruhe erfüllt und nimmt doch alle Gedanken gefangen. „Peter van Pier" ist ein glänzendes Werk epischer Gestaltungsgabe, ursprünglich, gebändigt und tiefeindrücklich in seiner maßvoll verhaltenen Triebkraft. Das eigenartige Werk eines bedeutenden Dichters.

Walter Reitz (Bern)

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Kriegsanleihe und Bonifikationen.

Die Frage, ob die Vermittelungsstellen der Kriegsanleihen von der Vergütung, die sie als Entgelt für ihre Dienste bei der Unterbringung der Anleihen erhalten, einen Teil an ihre Zeichner weitergeben dürfen, hat bei der letzten Kriegsanleihe zu Meinungsverschiedenheiten geführt und Verstimmungen hervorgerufen. Es galt bisher allgemein als zulässig, daß nicht nur an Weitervermittler, sondern auch an große Vermögensverwaltungen ein Teil der Vergütung weitergegeben werden dürfe. War dies bei den gewöhnlichen Friedensanleihen unbedenklich, so ist anläßlich der Kriegsanleihen von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen worden, daß bei einer derartigen allgemeinen Volksanleihe eine verschiedenartige Behandlung der Zeichner zu vermeiden sei und es sich nicht rechtfertigen lasse, den großen Zeichnern günstigere Bedingungen als den kleinen zu gewähren. Die zuständigen Behörden haben die Berechtigung dieser Gründe anerkennen müssen und beschlossen, bei der bevorstehenden vierten Kriegsanleihe den Vermittelungsstellen jede Weitergabe der Vergütung außer an berufsmäßige Vermittler von Effektengeschäften strengstens zu untersagen. Es wird also kein Zeichner, auch nicht der größte, die vierte Kriegsanleihe unter dem amtlich festgesetzten und öffentlich bekanntgemachten Kurse erhalten, eine Anordnung, die ohne jeden Zweifel bei allen billig denkenden Zeichnern Verständnis und Zustimmung finden wird.

Digitized by Google

Die Vierte

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

as Reich wendet sich zum viertenmal an seine Angehörigen und bietet ihnen Reichsanleihe zu gutem Zinsfuß.

Man darf und man muß einladen, von dem Angebot Gebrauch zu machen. Denn dieses Angebot ist eine staatliche Notwendigkeit und der Gebrauch, der davon gemacht wird, ist ein wichtigster Maßstab für Deutschlands Entschlossenheit und Geschlossenheit.

Es handelt sich erstens um das nüchterne Geschäft einer guten und sicheren Geldanlage, zweitens aber um die Verbürgung der Kreditwürdigkeit des eigenen Staatswesens mitten in dem größten Völkerzusammenstoß und dem abenteuerlichsten Krieg. Diese Verbürgung ist ein hochpolitischer Akt und eine Volkskundgebung ohne Gleichen, nicht durch lärmende Worte, sondern durch eine vertrauensvolle Unterschrift, nicht durch Redensart, sondern durch eine Tat. Der Einzelne kann und muß mittun und kann handelnd werden.

Die großen Vermögensinhaber, die fundierten Gesellschaften, die Geschäfte, die im Krieg nicht aufgehört, sondern zum Teil erst recht gelernt haben, Umsätze zu erzielen, müssen vorangehen. Aber der Mittelstand bis zu den kleinen Sparern wird nicht bei Seite stehen wollen. Denn er weiß, daß es auf ihn mit ankommt, wenn ein großer, eindrucksvoller Ertrag zusammenkommen soll. Die Masse der Deutschen muß es bringen.

Man hat in den eingeweihtesten und vorsichtigsten Kreisen der Bankwelt die Gewißheit, daß ein kluger, fester und weitblickender Geist in der Reichsfinanzverwaltung tätig ist. Dieses Vertrauen sprach sich bei der dritten Reichsanleihe in der Größe der Zeich-

Digitized by Google

nungen und in der Zahl der Zeichner aus. Der Grund für dieses Vertrauen besteht fort. Man möchte nur wünschen, daß der solide Sinn, der die finanzielle Deckungspolitik beherrscht, auch in die einzelnen Verwaltungsgebiete, welche die Ausgaben machen, sich gleich stark fortpflanzen möge.

Freilich groß sind die Anforderungen. „Rasch tritt der Staat den Menschen an." Die Steuergesetze sind eine Wolke, die über jedem Beutel schwebt. Aber gerade die Entschiedenheit, mit der das Reich im gleichen Augenblick, in dem es um Kredit bei den Bürgern nachsucht, Steuergesetze vorlegt, spricht für den Entschluß solider Finanzgebarung. Im Krieg hat Deutschland den Mut, Steuern auszuschreiben, und es gibt gerade dadurch seinen Gläubigern die Zuversicht, daß das Reich allen übernommenen Verpflichtungen nachzukommen weiß.

Einer eben erschienenen interessanten Schrift Georg Gotheins: „Die Kriegslasten und ihre Deckung" (Berlin, Druck von Liebheit & Thiesen) entnehme ich ein paar einschlägige Stellen:

„Eine weise Finanzpolitik wird jedenfalls dahin wirken müssen, daß bis zum Tag der Rückzahlungs- bezw. Konvertierungsmöglichkeit der Anleihen der Parikurs erreicht wird."

„Wird nun Deutschland wirtschaftlich stark genug sein, die Kriegslasten nach dem Krieg zu tragen und abzubürden? Das wird sehr schwer sein. Aber Deutschland kann und muß es. Deutschland kann es: Seine Produktionsstätten sind unversehrt und die Welt hungert nach deutschen Waren."

In seinem abgewogenen Ueberblick, der auch die Schatten nicht übersieht, weist Gothein auf die Möglichkeiten und die Hilfsmittel des wirtschaftlichen Aufstiegs nach dem Krieg hin. Es gibt wenig Deutsche, die nicht die gleiche ermutigende und kraftsteigernde Gewißheit in sich tragen. Wenn der Staat mehr fordern muß, so wird der Einzelne und die Gesamtheit noch größere Anstrengungen machen müssen, um von der erreichten Lebenshaltung nicht zurückzusinken.

Digitized by Google

Freilich den ganz außerordentlichen Charakter der vom Weltkrieg eingeleiteten Umwälzung der staatlichen Lebensbedingungen zeigt die Betrachtung jeder einzelnen Seite des Problems. Die Geldbeschaffung ist aber schließlich diejenige, die ohne schweren Rückschlag am wenigsten vernachlässigt werden darf. Der Kreislauf der Silberkugeln, die das Reich von seinen Angehörigen oder einem Teil derselben gegen Rente entlehnt, um sie auszuwerfen und sich gegen Rente wieder leihen läßt, stellt sich im belagerten Mitteleuropa wesentlich anders dar, als in den Ringstaaten des äußeren Kreises. In Deutschland wird durch die kontrahierten Schulden der Staat ärmer, aber all dasjenige, was von dem Darlehen für „Arbeit und Unternehmergewinn" ausgegeben wird, bleibt als Einkommen und zu einem Bruchteil als Vermögen, angelegt in Staatspapieren, bei den eigenen Staatsangehörigen zurück, die dadurch ergiebigere Steuerobjekte werden. Helfferich wird diesen Kreislauf nicht unbedingt als einen circulus vitiosus erklären. Wenn man ihn aber nach dem Ende fragen würde, so wird er vermutlich die Antwort geben: „Si vis pacem, para pecuniam".

Die weibliche Dienstpflicht

Von Margarete Siebert

Eine der anstaunenswürdigsten Erscheinungen dieser an vorläufig noch völlig unfaßbaren Erfahrungen so reichen Zeit ist sicher die Bereitschaft ausgedehnter Kreise, nun auch die weibliche Art unter dem Namen der allgemeinen Dienstpflicht in den staatlichen Zusammenhang eingliedern zu wollen. Die sonderbarste und unheilvollste Begriffverwirrung greift um sich. Wir sehen den Mann da draußen Taten tun, Leistungen vollbringen, wie sie noch keine Zeit kannte, ja, auch nur glaubte. Er vollbringt dieses Ungeheure auf Grund seiner, der männlichen Dienstpflicht. Und nun vollzieht sich das

Digitized by Google

an sich so Rührende und Verständliche: auch die Frauen empfinden, ihre Leistungen können und müssen gesteigert werden. Nicht die Leistungen der einzelnen, sondern die der Allgemeinheit, der Frau als Masse. Und weil die Taten der Männer durch ihre allgemeine Dienstpflicht bedingt erscheinen, also müssen auch die Frauen ihre Dienstpflicht haben. Aber die Frau hat dem Staate anderes als der Mann zu leisten? Also muß auch ihre Dienstpflicht anders sein? O ja, wenigstens im Technischen. Die Hauptsache, das unausweichliche Eingebundensein, die gesetzliche Dienstbarkeit ist unbedingt für die Frauen einzuführen. Gerade nach dieser Unausweichlichkeit, nach der Disziplin der männlichen Dienstpflicht rufen heute die Vielen in breiter Masse, als nach dem Allheilmittel für alle Schäden der deutschen Frauen, ja, der gesamten deutschen Welt. Und in der Verzückung so schöner demutsvoller Sehnsucht nach dem Ideal, das nur auf einem so nüchternen Wege wie dem einer Zwangsorganisation verwirklicht werden zu können scheint, geht die Einsicht unter, einmal, daß jene eiserne Disziplin der männlichen Dienstpflicht nie und nimmer nachzuahmen ist, weil sie durchaus, in ihrem ganzen Umfange bis in alle Falten des Systems, von ihrem Ziele, der Verteidigung des Vaterlandes mit den Waffen abhängt, und zum andern, was es doch für eine ungeheuerliche, in der ganzen politischen Welt noch nie dagewesene Tatsache ist, daß hier dem Staate ein derartiges Angebot, die Einstellung von jährlich etwa 600000 weiblichen Hilfskräften, gemacht wird, ohne dafür die geringste Gegenleistung, ja nur Sicherheit zu verlangen. Gewiß, in dieser Zeit ist jeder und jede nur dazu da, um Opfer zu bringen, und jede Forderung zurückzustellen. Aber hier handelt es sich nicht um ein Opfer für diese Ausnahmezeit. Sondern fortan sollen, so geht der Wunsch, jährlich 600000 junger, dennoch schon erwachsener Frauen in eine Dienstbarkeit eingestellt werden, die keiner Willensäußerung auch nur den geringsten Ausweg läßt, ja lassen soll. Und als Gegengewicht erhalten diese jährlich einzustellenden 600000 weiblichen Dienstpflichtigen nur

Digitized by Google

die Gewißheit: Ihr werdet so zum sozialen Hilfsdienst geschult, wie es Anno 1914—16 einer Anzahl von Männern und Frauen für zweckmäßig erschien. Deren Meinungen über das Wie Eurer Schulung zwar gänzlich auseinanderging. Aber um einer so ganz herzerfreuenden Uebereinstimmung in Bezug auf das Was mußte sich denn auch das Wie wohl oder übel biegen lassen. Wir sehen, — es ist und ist ein politisch völlig unerhörter Vorgang, — höchst geschäftserfahrene Frauen von echtester Bewährung die weibliche Kraft, deren Vertretung ihnen anvertraut ist, ohne Bedingung, ja, ohne die geringste Forderung nur auf Sicherung, verschenken. Während in keinem Gebiete so wenig von Schenken über ganz ungewöhnliche Ausnahmezeiten hinaus die Rede sein kann wie im politischen, wo zäher unerbittlicher Kampf um jeden Fuß breit Boden die Losung sein muß.

Nichts kann weniger auf irgend eine andere Art von Schulung, auf eine weibliche aber gewiß zu aller, allerletzt, angewandt werden als die Methoden der männlichen Dienstpflicht. Sie hat sich in Jahrhunderte langer Entwicklung herausgebildet als ein System zu dem allerbestimmtesten, allerbegrenztesten Zweck: das Vaterland mit den Waffen zu verteidigen. Von diesem Zweck hat sie ihre Größe und ihre Umschränkung. Von diesem Ziel hängt jene unausweichliche, ganz eiserne Disziplin ab und nur nur von ihm. Die männliche Dienstpflicht ist nicht deswegen ins Werk gesetzt, daß sie den Mann sozial schule. Dazu beschritte sie denn doch nicht immer ganz geeignete Wege. Sondern der Staat gibt jährlich so und so viele hundert und tausend Millionen für diese Dienstpflicht aus, zwingt den Jüngling unter jene unausweichliche Zucht, weil er ihn in ein oder zwei Jahren zum Teil des besten Heeres von der Welt gebildet haben muß. Er unterwirft ihn der strengsten Fachausbildung von der Welt. Natürlich müssen sich unter dieser Fachausbildung mancherlei Nebendinge ergeben, denn das Material, das da durchgearbeitet wird, sind lebendige Menschen. Aber diese Nebendinge ergeben sich als Nebenbei. Und sie sind nicht immer nur erfreulich. Die

Digitized by Google

Disziplin, die den Zweck jener Fachausbildung, die höchste militärische Leistung, erreicht, wird vor allem durch Ausnahmegesetze aufrecht erhalten, die mit allerschärfsten Ausnahmestrafen arbeitet. Sollen auch diese Ausnahmestrafen für die Frauen eingeführt werden? Oder glauben auch die fachmäßig geschulten Führerinnen der Frauenbewegung, die heute so bereitwillig für jene ungeheure, unausweichliche Disziplin auch bei ihrem Geschlecht eintreten, daß bei jährlich 600 000 neu einzustellenden geschlechtsreifen jungen Frauen in eine Hörigkeit, die keiner Willensäußerung Raum gönnt, ohne Strafen auszukommen sein wird? Als das wünschenswerteste Alter zur Ableistung des weiblichen Dienstjahres wird allgemein das achtzehnte Lebensjahr bezeichnet. Damit würden eine erhebliche Anzahl schon körperlich wie moralisch schwer Geschädigter erfaßt. Die körperlich Geschädigten mag eine Untersuchung auslesen, die moralisch Verminderten? Wenn bei den Männern solche Elemente mitverbraucht werden müssen, so wird der so eingegossene Giftstoff unter dem Ziel, dem der unausweichlichen Disziplin zu einem Teile unschädlich gemacht.

Bei den Frauen? Soll vielleicht die gänzliche Einflußlosigkeit ihres Geschlechts auf die gesetzliche Regelung ihrer Dienstpflicht die Zielsicherheit und Zielklarheit ihrer Zwangspflicht ersetzen? Bei den Männern kann es sich, trotz aller Härten, nie um eine wahre Hörigkeit handeln. Denn die gesetzliche Regelung ihres Dienstes geht von Männern, also Geschlechtsgenossen, zum größten Teil früheren Kameraden aus. Keine Frau aber kann auf die Regelung des verhängnisvollen Schlagwortes anders als nur mittelbaren Einfluß haben, ein Einfluß, der von der gesetzgebenden, allein entscheidenden Körperschaft jederzeit matt gesetzt werden mag.

Die Durchführung der männlichen Disziplin liegt vor allem in den Händen der Unteroffiziere, und sie sind wahrlich nicht nur Engel. Alle Erfahrungen im Anstaltsleben usw. ergeben, daß auch bei Frauen nicht etwa im Gegensatz zu Männern ohne

Digitized by Google

Gefahr eine Fülle von Macht in die Hände nur untergeordnet vorgebildeter Persönlichkeiten gelegt wird.

Was aber ist das Ziel der weiblichen Dienstpflicht, des weiblichen Dienstjahrs außer jener Eingewöhnung in die Diensthörigkeit an sich? Schulung zur sozialen Hilfe. Wie diese Schulung vor sich zu gehen hat, die breiten Meinungsverschiedenheiten darüber mögen sich unter dem Druck von Notwendigkeit allerdings schließen lassen. Aber jedenfalls steht nur ein Jahr zur Verfügung. Und in einem Jahr kann nicht zu anderer als nur ganz einfacher, zu der untersten Stufe der sozialen Hilfsarbeit erzogen werden, soll nicht der schlimmste Dilettantismus Platz greifen. Ausgeübt an dem empfindlichsten Stoff von der Welt, dem sozial leidender Menschen. Alle Vorschläge fachmäßig geschulter Männer und Frauen, die für die weibliche Dienstpflicht eintreten — es sei in diesem Zusammenhange auf eine Sammlung solcher Vorschläge vom Institut für soziale Arbeit in München hingewiesen, Verlag Otto Gmelin, München — betonen denn auch die Notwendigkeit der Beschränkung auf ganz einfache Handreichungen so nachdrücklich wie nur möglich. Alle diese fachmäßig geschulten Frauen und Männer — es seien Anna von Gierke, Agnes Karll, Anna Pappritz, Oberstudienrat Kerschensteiner genannt — wissen sehr genau: alle wichtige soziale Arbeit, alle Leitung muß unbedingt jahrelang und fachmäßig geschulten Berufsarbeitern vorbehalten bleiben. Wenigstens aber könne durch ein weibliches Dienstjahr in der sozialen Arbeit, ihr zu liebe, der soziale Sinn geweckt werden? Ausgerechnet sozialer Sinn durch ein Jahr gesetzlichen Zwangsdienstes?

Gewiß bedürfen die Töchter der unteren Stände einer Ausbildung für ihren hausmütterlichen Beruf in anderer Weise als bisher. Aber das ist Sache der Schule. Ob sie die jungen Mädchen zu diesem Zwecke sofort im Anschluß an die erledigte Schule nimmt oder lieber noch einmal später erfaßt, sind technische Fragen. Sehr schwieriger Art, aber doch nur technisch, und nur Schulfragen. Mit einer allgemeinen Dienstpflicht dem

Digitized by Google

Staate zu liebe hat diese Ausbildung gar nichts zu tun, oder man müßte jede Ausbildung zu einem sogar nur anständigen Menschentum als allgemeine Dienstpflicht bezeichnen. Die Mädchen der oberen Schichten müßten in ganz anderer Weise als bisher zur Tüchtigkeit erzogen werden? Ganz sicherlich. Aber auch das ist Schule. Und hier wird keine Zwangshörigkeit an der Wurzel, am Gefühl, Wandel schaffen. Hier kann nur allmählich ein neues Sittengesetz wirken. Das junge Mädchen soll allerdings in die Frauenschule gehen, die sie in die Volksküche oder in den Volkskindergarten schickt, aber doch um alles in der Welt nicht, um damit dem Staate einen Dienst zu tun, der notleidenden sozialen Fürsorge auf die Strümpfe zu helfen. Sondern aus dem Grunde, weil diese Schulung ihr selbst Unendliches an Freude gibt, sie fähig zum Tüchtigsein macht. Die Mädchenausbildung hat jahrzehntelang unter dem Fluche ganz falscher Prätensionen so schwer gelitten, sie ist kaum von gröbster Maßstablosigkeit frei, und schon soll eine viel schlimmere, viel falschere über sie gelegt werden? Der Mann, der da draußen diese furchtbaren Schlachten schlägt, das Unerhörte täglich neu tut, muß das Bewußtsein haben, von seiner Leistung hängt die Größe oder der Untergang des Vaterlandes ab. Oder er besteht diese ungeheuren Anforderungen nicht. Soziale Pflicht aber kann gar nicht selbstverständlich genug geleistet werden, als Menschenpflicht schlechthin, ja als Freude für den, der sie tut. Und für die einfache, ganz sicherlich ihrem Wert nach nur sehr bescheidene soziale Hilfsarbeit der Durchschnittsfrau, der sozial nicht besonders begabten, muß dennoch der ungeheure Name der allgemeinen Dienstpflicht heran? Allerdings, dienen an sich ist ein bescheidener Ausdruck. Aber was für ein Ausdruck er an und für sich ist, darum handelt es sich hier nicht. Die Werbearbeit für die weibliche Dienstpflicht lebt, und davon befreit sie keine noch so ausführliche Beteuerung, sie meine mit der weiblichen Dienstpflicht doch etwas so ganz anderes als mit der männlichen, dennoch einzig und allein vom Begriff der männlichen. Von da

Digitized by Google

entnimmt sie sich ihre verführerisch schönen Flügel. Um der Größe des männlichen Dienstbegriffes sahen wir die Hunderttausende, ja die Millionen deutscher Frauen so sehnsüchtig nach ihrer eigenen Dienstpflicht die Hände strecken. Die Frauen wollen in dieser Zeit dem männlichen Ideale, wie es diese ungeheuren Erlebnisse in den Vordergrund stellen, auf der ganzen Linie nacheifern. Und sie vergessen, übersehen ganz, daß eine solche Neubildung, Nacheiferung eines für sie unmöglichen Begriffs sie als in der Anlage minderwertig stempeln würde. Es geht nun und nimmermehr, daß unsere jungen Mädchen in die Volksküche oder in den Volkskindergarten im Namen derselben Pflicht gehen, die den Mann in diese nie erhörten Kämpfe schickt. Jeder Vergleich gibt da zuletzt an die verhängnisvollste Lächerlichkeit preis.

Zuletzt setzt jeder gesetzliche, staatliche Zwang zur sozialen Hilfspflicht eine Minderwertigkeit der sozialen Begabung voraus. Sicherlich ist das soziale Verantwortungsgefühl sehr vieler Frauen verkümmert. Das sehr vieler Männer übrigens auch. Aber es bedeutet doch ein völliges Verzweifeln an jeder sozialen Anlage, wenn solches Verantwortungsgefühl auf dem Wege einer Zwangshörigkeit geweckt zu werden für nötig erachtet wird. Dabei hat gerade die deutsche Frauenbewegung in jahrzehntelanger unsäglicher Arbeit bewiesen, wie sie auf dem besten, gesundesten Wege war, durch das Sittengesetz zu sozialem Verantwortungsgefühl zu erziehen. Und nun soll die Erkenntnis verschüttet sein, wie herabwürdigend für unser ganzes Geschlecht der Ruf nach sozialer Zwangserziehung, auf Erwachsene angewendet, im Grunde ist? Kein Mann erfindet sich für die Ausübung seiner sozialen Pflichten einen besonderen Namen, sie ist selbstverständlich, wenigstens in der Idee. Dabei hat er fast die gesamte Leitung der sozialen Hilfsarbeit, die der regierungsgeregelten Fürsorge ausnahmslos. Bei den Frauen kann es sich noch für lange hinaus bei sozialer Hilfsarbeit nur um abhängigen Helferinnendienst oder um Schulung handeln. Aber das Ideal des hier ganz falschen Namens deckt hier mit einem trügerischen Pomp alle

Digitized by Google

schlimmen Mängel zu. Das ist das Erschreckende, das Fürchterliche an allen Vorschlägen zur Einführung der weiblichen Dienstpflicht, daß sie die weibliche soziale Anlage, die sie doch wiederum als einzig und allein weiblichem Wesen entsprechend erklären, so tief einschätzen, um nach staatlicher Zwangsmaßregelung überhaupt zu rufen.

Und so ist durch die heiße Werbearbeit für das verhängnisvolle Schlagwort, das für die Frauen ganz ohne Inhalt ist und mit beliebigem, auch ihrer Art bedrohlichstem gefüllt werden kann, die Gefahr nahe, daß die wirkliche Lehre dieser Zeit für die deutschen Frauen verwirrt und geschwächt wird. Wir alle haben erfahren, Frauenerziehung muß in noch ganz anderer Weise als bisher dem Ziele wahrer Tüchtigkeit zugelenkt werden. Aber indem diese Aenderung von dem weiblichen Dienstjahr erwartet wird, und zwar einzig und allein von ihm, das so bequem von außen kommen soll und zwingen und jedes Nachdenken und Ueberlegen der Einzelnen ersparen wird, versäumt sich die einzige wahrhaft gesunde und zuletzt auch einzig mögliche Aenderung, die der Gemüter, des Geistes, in der Schule, im Hause, von dem die Mädchenerziehung abhängt. Die Hebung dieses Geistes wird verschüttet von in den meisten Fällen ganz undurchführbaren, oft ganz wilden Vorschlägen zur weiblichen Dienstpflicht. Wie sehr auch schon ein maßvoller, fachmännisch durchdachter Plan zur Durchführung des Schlagwortes aller ruhigen Entwicklung des Frauenbildungswesens Gefahr drohen kann, beweist das Beispiel Kerschensteiners, des verdienten Münchner Schulorganisators.

In jenem vorhin erwähnten Büchlein sagt er völlig richtig, daß von der weiblichen Dienstpflicht nur dann tüchtige Wirkungen ausgehen können, daß sie sonst in schweren Mißkredit kommen müsse, wenn nicht die ganze Schulzeit auf sie eingestellt wird. Aber was heißt ein solcher so kurzer Ausspruch? Doch nichts weniger, als daß alle die verschiedenen Formungen der Mädchenschule, die in jahrelanger Arbeit und Mühe endlich durchgesetzt

Digitized by Google

wurden, den verschiedenartigen Anlagen und Begabungen der Frauen gemäß, wieder in Frage stehen, einem einzigen, ganz einseitigen Ausbildungsideal zu liebe.

Uns verführt die berauschende Erfahrung unseres ungeheuren vaterländischen Erlebnisses dazu, nun Dinge fast mechanisch herbeiführen zu wollen, die sich nur sehr verwickelter mühsamer Arbeit ergeben. Wir sind heute von einer geradezu taumelhaften Leidenschaft für die nüchternste Sache von der Welt, für Organisation erfaßt. Unsere Feinde sagen, wir siegen, weil wir so vorzüglich organisiert sind. Nun ja, sie sagen es. Sie müssen doch irgend etwas sagen. Sie müssen doch irgend einen Grund finden, warum sie nicht siegen. Und wenn der Grund in etwas besteht, was sich zuletzt einmal vielleicht sogar lernen und nachahmen läßt, um so besser für sie. In Wahrheit ist es um diesen ungeheuren Sieg eine so unermeßliche Sache, daß sich die Gründe überhaupt nicht aufzählen, wahrlich nicht so ohne weiteres auf den Tisch streichen lassen. Für uns besteht da jedenfalls noch das unfaßbare Geheimnis. Beruht unser Glaube, kraft dessen allerdings wir siegen, auf unserer Zuversicht in unsere Organisation? Wir alle wissen viel zu tief auch um ihre Mängel. Wir glauben an unsere Kraft. Und inbezug auf Organisation wissen wir nur zu klar, daß alle Organisation überhaupt nur arbeitet, soweit sie von Persönlichkeit, von lebendiger Kraft angefüllt ist. Und in unserer eignen Sache sollten wir Frauen Glauben verleugnen? Sollten schematisch organisieren wollen, was sich nicht schematisch organisieren läßt, unsere gesamte weibliche Volkskraft? In eine Organisation hineinpressen, die entweder engherzig oder verworren sein muß? Unsere weibliche Volkskraft wird sich nicht einschnüren lassen, dazu ist sie schon viel zu gewaltig und auch schon viel zu reif. Auch im neuen Deutschland werden die deutschen Frauen auf ihre Art und auf ihre Weise ihren Anteil am Allgemeinwohl leisten.

Digitized by Google

August Halm

Von W. Pfleiderer

Auch einer von denjenigen ..... Ein eigensinniger, harter Schwabenkopf, Außenseiter durch Anlage und Schicksal, einer jener unbequemen Idealisten, die da mit neuen Wahrheiten und neuen Forderungen die schwäbische Gemütlichkeit stören, ein Prophet in seinem Vaterland, den man nicht brauchen kann, weil er — wie alle Propheten, soviel ich weiß — sich in das Schema nicht einfügt, einer aus der langen Reihe der Kepler, Robert Mayer, David Friedrich Strauß, Friedrich List, Christof Schrempf, deren Bedeutung man bei uns durch posthume Ehrungen bereitwillig anerkennt und vermutlich anerkennen wird, ein starker, originaler Geist, den man durch willkürliches Betonen seiner Eigenheiten gar so leicht in ein verzerrtes Original umdeuten kann, ein .... kurz: Aucheiner .... man versteht mich.

Wer sonst nichts von Halm weiß, der hat doch vielleicht schon die Legende gehört, durch die man ihn mit einem Schlag diskreditieren zu können glaubt: Er hat Beethoven angegriffen, Beethoven den Heros ... das genügt! Daß einem Künstler vom Schlag eines Beethoven die ernsthafte Kritik eines gescheiten Kopfes immer noch lieber ist, als die Bewunderung eines — anderen: daran denkt niemand in einer Zeit, die sich beständig mit Bewunderungsfusel berauscht. Und daß Halm gerade über Beethovens Sonate Besseres und Tieferes gesagt hat, als irgend jemand, und sich um das Verständnis Beethovens ein bleibendes Verdienst erworben hat: das vermeldet keine Legende.

Wer Halm wirklich kennt, der weiß, daß er vor allem die bedeutendste und stärkste Erscheinung in der modernen Musikkritik ist. Er hat für die Musikkritik dasselbe geleistet, was Heinrich Wölfflin für die Kunstkritik geleistet hat: er hat endlich einmal das Formproblem ernst genommen. Er hat durch sorgfältige, vergleichende Untersuchungen eine Fülle neuer Begriffe für die formalen Eigenschaften des musikalischen Kunstwerks gewonnen, er hat einem neuen, in die Tiefe führenden Verständnis der Musik den Weg gebahnt. Mag die bisher in der Musikkritik viel geübte poetisierende Beschreibung und Umschreibung des Musikalischen immerhin ihre Berechtigung haben und vielen Freude machen: das Verlangen nach einer anderen, besseren, nahrhafteren Kost ist überall vorhanden. Und wer es müde ist, sich mit Sonnenlicht und Mondenschein, mit Windessäuseln und Meeresrauschen, mit Blumen und Düften und Zaubergärten, mit Gewitter und Sturmesnacht, mit allerlei

Digitized by Google

mythologischen, allegorischen und anderen Gestalten abspeisen zu lassen, wenn es sich um Musik handelt, der greife zu Halms Büchern. Der lese etwa die Analyse der Beethovenschen D-moll Klaviersonate, oder die Pastoralsymphonie, oder den Aufsatz über die Kunst der Thematik („Von zwei Kulturen der Musik"), oder einen der geistvollen Aufsätze über die musikalische Form bei Richard Wagner in dem neuesten Werk („Von Ländern und Grenzen der Musik") und er wird eine Offenbarung erleben. Er wird einen tiefen Eindruck bekommen von der wundervollen strengen Gesetzmäßigkeit, die gerade in den vollkommensten musikalischen Gebilden herrscht; er wird ganz neue Gesichtspunkte und Maßstäbe für die Beurteilung des Musikalischen finden; er wird, wenn er sich nur ernsthaft und eingehend mit Halm abgibt, ein neues, tieferes, richtigeres Verhältnis zur Musik gewinnen, als er es bisher hatte. Wir stehen heute in einer Periode musikalischer Anarchie: alles ist erlaubt, jede Willkür wird dem Komponisten gestattet, wenn er nur den hysterischen Hunger nach dem Neuen, Erregenden oder Betäubenden befriedigt. Da tut uns ein Geist not, der uns wieder auf den Urgrund der Musik stellt, der uns die Naturgesetze dieser Kunst aufzeigt, von denen man sich nicht ungestraft emanzipiert.

Damit berühren wir schon eine zweite Seite der Erscheinung Halms. Er ist nicht nur der kühle Denker und Gelehrte; er ist auch der leidenschaftliche Verkündiger eines neuen Ideals, er stellt eine neue Gesinnung dar. Um es kurz auf den Begriff zu bringen: Halm predigt die Rückkehr zur großen melodischen Linie, zum Rhythmus im struktiven Sinne. Wie die moderne Malerei die Linie verneint und damit die Bildform allmählig zerstört hat, so hat die neuere Musik die großzügige Melodie, die einfache große Form nach und nach aufgegeben: die hypertrophische Entwicklung der Sonate mit ihrer Themenzerlegung und ihrem Kontrastprinzip, und weiterhin die extreme Ausbildung der Chromatik, die harmonische Spekulation und Farbenwut haben es dahin gebracht. Schon bei Bruckner, dessen Werk den Höhepunkt in der Entwicklung der Sonate bedeutet, ist ein reaktionäres Element nicht zu verkennen. Halm nun gibt mit Bewußtsein das neue Losungswort: Zurück zur Kultur der Linie, des struktiven Rhythmus! Die Fuge und das Konzert im Sinne Bachs sollen die neuen Vorbilder sein. Das ist der Weg der Gesundung, das ist der Weg, der aus der Sackgasse hinausführt, in der die moderne Musik sich festgefahren hat. Es kündigt sich also in der Musik derselbe Wechsel des Ideals an, der sich in der bildenden Kunst schon vollzogen hat. Der Impressionismus hat mit seiner extremen Betonung des Malerischen die Bildform zerstört und ist an der Grenze seiner Entwicklungsmöglichkeit angelangt. Jetzt sucht man die Linie wieder, den struktiven Rhythmus, jetzt kehrt man zu einer gewissen malerischen Primitivität zurück,

Digitized by Google

um der Bildform willen. Sollte dieser auffallende Parallelismus nicht dafür sprechen, daß in Halms Wollen eine überpersönliche, innere Notwendigkeit ist, die auf die Zukunft hinweist?

Der Musikgelehrte August Halm ist auch Komponist. Vielleicht wird eine spätere Zeit sagen: der Komponist Halm war auch Musikgelehrter. Ich weiß das nicht sicher. Aber ich weiß, daß Halm beides sein muß: eines bedingt und befruchtet bei ihm das andere, und zwar in einem höheren Sinn, als bei irgend einem anderen theoretisierenden Künstler. Halms Musik erscheint als die konkrete Verlebendigung seiner Theorie; seine Theorie als die gedankliche, abstrakte Ausdeutung seiner Musik. Darum muß, wer von Halm lernen will, beide kennen: den Schriftsteller und den Komponisten — und beiläufig gesagt, es ist ein Genuß von einem Schriftsteller zu lernen, der einen so bildhaften, farbigen, scharf prägenden Stil schreibt, wie Halm. Im übrigen hat aber Halms Musik eine durchaus selbständige künstlerische Existenz, und ist keineswegs, wie viele ohne weiteres vorauszusetzen belieben, Konstruktion eines kritischen Kopfes. Gewiß sie mutet zunächst etwas altertümlich an, erinnert vor allem an Bach. Aber ist das im gegenwärtigen Augenblick anders möglich? Archaisieren unsere neuesten Plastiker Hötger, Kolbe u. s. f. nicht auch, ohne es zu wollen, nur weil sie in ihrem Stilwillen sich mit Aegyptern, Indern, Gothikern verwandt fühlen? Eine neue Richtung bedarf des historischen Anknüpfungspunkts: ohne Tradition giebt es keine Kunst. Und dann: je genauer man Halm kennen lernt, um so mehr tritt die Aehnlichkeit mit Bach zurück, und es enthüllt sich immer deutlicher das feste, eigene Wesen dieser Musik: zunächst etwas wohltuend Reinliches und Reinigendes, eine schlichte gedrungene Kraft; nichts Ueberhitztes, Krampfhaftes, Nervöses, wohl aber kecke Schneide, wenn es sein muß; dann auch etwas Liebenswürdiges, humorvoll Behagliches oder gehoben Festliches; und schließlich Größe, Weite, Schwung, Schönheit; und das alles ist nicht Programm, nicht affektvolles Selbstbekenntnis, nicht Wirkungs- und Bedeutungssucht, sondern Unterordnung unter das sicher erfühlte und erkannte Naturgesetz des Musikalischen, Beherrschung der musikalischen Ausdrucksmittel, Musik aus dem Geiste der Musik.

Wer Halms Musik kennen lernen will, greife nicht zunächst nach den kleinen Klavierwerken; sie haben z. T. wenigstens pädagogische Absicht und dürften als Beiträge zu einer Klavierschule der Zukunft aufgefaßt werden, die nicht nur Fingerfertigkeit, sondern auch musikalische Gesinnung pflegen will. Sondern man studiere etwa Präludium und Fuge in Fis für Klavier oder eines und das andere der „Konzerte". Diese Werke sollten nun freilich einmal irgendwo zur Aufführung gebracht werden, besonders das Konzert für Streichorchester in C-moll und das in C-dur für großes Orchester mit obligatem Klavier.

Digitized by Google

Auch ein Gegner Halms, wenn er nur einiger Objektivität fähig wäre, müßte sich sagen, daß Halms Sachen weder schlechter, noch langweiliger, noch schwieriger, noch undankbarer sind, als so vieles, was man sonst dem Publikum vorsetzt. Sie sind *anders*; und das sollte eher ein günstiges Vorurteil erwecken, weil doch das Bedeutende, Neue immer „anders" ist. Aber nicht einmal in Halms Heimat hat sich jemand gefunden, der sich dieser Musik ernstlich angenommen hätte.

Der Fall Halm ist typisch, typisch besonders für Württemberg, wo man es, wie die Geschichte lehrt, weniger als irgendwo versteht, ungewöhnliche Kräfte zu nützen. Da ist ein Mann, der durch prächtige Bücher von hoher schriftstellerischer Kultur*) beweist, daß er Neues und Bedeutendes zu sagen hat, der vielfach außerordentliches musikpädagogisches Geschick bekundet, der eine Reihe von eigenartigen Klavier-, Kammermusik- und Orchesterwerken veröffentlicht, und dieser selbe Mann ringt noch heute mit 47 Jahren schwer um seine Existenz. Man könnte ihm einen Lehrauftrag an der Technischen Hochschule geben, wo man ja über allerlei Luxusgegenstände liest. Aber ach! Er hat zwar einen geistreichen Kopf, aber keinen Doktorhut darauf. Man könnte ihm eine Musiklehrerstelle an einem Seminar geben. Aber ach! Der Mann ist, wie jeder, der ein Ideal vertritt, neuerungssüchtig, eigenwillig und nicht eben konziliant. Man könnte seine Werke zum Leben erwecken. Aber ach! Der Weg auf die Bühne des Konzertsaals ist schwer zu finden, für den, der nichts weiter hat als Talent und Können.

So ist denn alle Aussicht vorhanden, daß Halm bleibt, was er bisher war: Auch einer .... man versteht mich!

Der alte Mann

Von Otto Zoff

Alter Mann, du an der Straßenecke,
Warum siehst du mich so an?
Wißtest du, wie fest ich dich umarme
Im Vorübergehn.
O, daß so sich meiner Gott erbarme,
Sieht er mich einst an der Straße stehn.

Dieser Stock, den deine Finger pressen,
Hat schon längst den Schlag vergessen.
Diesem Mund mit seinem Leierspruch

*) „Von zwei Kulturen der Musik" 1913. „Die Synphonie Anton Bruckners" 1914. „Von Ländern und Grenzen der Musik" 1916. Sämtliche bei Georg Müller, München.

Digitized by Google

Welkte ab der Fluch.
Dieser Faust
Ist der letzte Zorn entbraust.

Alter Mann, du an der Straßenecke,
Warum siehst du über diese Decke
Meines Angesichtes hin?
O, mein Bruder, daß ich's nicht mehr dir verhehle,
Manchmal trete ich vorm Spiegel meiner Seele
Und erkenne, daß ich auch mit weißen Haaren bin.

Ins Schwarze getroffen

Auf der stattlichen Liste, die von der Beute der „Möve" an aufgebrachten Schiffen Kunde gibt, findet man auch ein englisches Fahrzeug von 5816 Bruttoregistertonnen, namens „Clan Mactavish". Geführt wurde es von einem gewissen Kapitän Oliver, einem Mann, der den — bei einem Briten immerhin beachtenswerten — Vorzug besitzt, zu sagen, was er denkt, und mit der Wahrheit nicht hinter dem Berg zu halten. Als ihn ein deutscher Offizier, der nach einem kleinen Gefecht zwischen „Möve" und „Clan Mactavish" auf diese gekommen war, fragte, warum er das deutsche Schiff beschossen habe, antwortete er kurz und bündig: „Ich feuerte, um mein Schiff zu schützen. Wenn meine Regierung mir eine Kanone un Bord meines Schiffes stellt, so benütze ich sie auch. Denn eine Kanone ist nicht nur zur Verzierung da." So berichtet der dritte Offizier der „Clan Mactavish", der mittlerweile wieder auf englischem Boden angekommen ist, den Ausspruch seines Chefs. Daß der ins Schwarze getroffen, wer wollte das bestreiten! Eine Kanone ist nicht zur Verzierung da! Ein bewaffnetes Kauffahrteischiff ist kein Spielzeug! Die Engländer, unterstützt von spitzfindigen Amerikanern, sagen, ihre armierten Handelsfahrzeuge machten von ihren Waffen nur im Falle der Selbstverteidigung Gebrauch. Echt britisch! Wer will im Krieg den Begriff „Abwehr feindlicher Absichten" auch nur annähernd eindeutig definieren! Unsere Unterseeboote streifen nicht zum Vergnügen durch die Meere. Im Augenblick, in dem sie in See gehen, ist natürlich die „feindliche Absicht" bereits vorhanden und damit hätten ja glücklich auch englische Kauffahrteischiffe, denen ihre Regierung „Kanonen an Bord gestellt" hat, ohne weiteres den gewünschten Anlaß, diese zu verwenden. Aber wozu soll man über solche Dinge umständliche Betrachtungen anstellen. Kapitän Oliver hat die Sachlage durchaus einleuchtend, treffend, unanfechtbar umschrieben: Kanonen sind nicht zur Verzierung da! Gegen diese Definition des Zweckes armierter Handelsfahrzeuge läßt sich schlechthin nichts einwenden. Sie ist das rechtschaffene Kind eines klaren Menschenverstandes, der die Ehrlichkeit trotz Reuter und Havas noch immer für eine Tugend hält. Und an der Bedeutung des freimütigen Bekenntnisses Kapitän Olivers wird sich auch dann nicht das geringste

Digitized by Google

ändern, wenn Herr Wilson etwa den „Beweis" zu erbringen versuchen sollte, die Meinung des englischen Seemanns decke sich mit seiner eigenen, beziehungsweise — was dasselbe ist — mit der der britischen Admiralität, stehe also im Gegensatz zu jener deutschen, durch Oliver prächtig bestätigten Ansicht, aus der wir das Recht ableiten, bewaffnete Kauffahrteischiffe um kein Haar anders zu behandeln als Kriegsschiffe, die sie trotz aller Spiegelfechtereien des Londoner Kabinetts sind.

Otto Ernst Sutter

Ein österreichischer Dichter

Auf den Schlachtfeldern in den Karpathen hat auch einer die Todeswunde empfangen, der bisher leise und unbekümmert seine Lieder vor sich sang und den ein einziges dieser Lieder mit einem Schlage in die Reihe der Unvergeßlichen erhob: Hugo Zuckermann. Die Kinder in der Schule, die Soldaten auf dem Marsche, die Mädchen in einer sehnsüchtigen Dämmerstunde, sie alle singen das „Oesterreichische Reiterlied", das mit der balladesken Introduktion anhebt:

Drüben am Wiesenrand
Hocken zwei Dohlen —
Fall' ich am Donaustrand?
Sterb' ich in Polen!
Was liegt daran?!
Eh' sie meine Seele holen,
Kämpf' ich als Reitersmann.

Das Volk hat es bereits seinem ewigen Schatz an Gesängen einverleibt und wahrlich, es mutet in seiner naiven Ursprünglichkeit, in seiner poetischen und hinreißenden Gewalt wie eines jener unsagbar teueren Lieder an, die ein unbekannter Mund formte, so wie ein Vogel sein schmetterndes Lied singt, eine Melodie, geflossen aus dem Wunderquell der Volkspoesie.

Der Sänger, ein erst Werdender, vielleicht ein zukünftiger Brentano Oesterreichs, ist tot. Wie des Aelplers Juchschrei zwischen den Bergen verhallt, wie der rasche, kühne Flug einer Möwe über stürmische Wellen, so ist dieses junge, hoffnungsvolle Leben, selbst ein rührendes Gedicht, vorübergerauscht.

Freunde haben den Nachlaß Hugo Zuckermanns gesichtet und seine Gedichte in einer Sammlung erscheinen lassen: (Gedichte: R. Löwit Verlag, Wien). Diese Tat ist lobenswert, weil sie uns die nähere Bekanntschaft mit dem Dichter vermittelt, der hinter der ungeheuren Popularität seines Liedes fast verschwunden ist. Und auch in allen andern Gedichten, die wohl aus viel früherer Zeit stammen, findet sich bereits der tiefe volkstümliche Ton, der im „Reiterlied" zu so ergreifender Wirkung gelangt. Viele der gesammelten Gedichte sind unfertig, alle aber von einem innigen Gefühl getragen. Es ist zweifellos: Das „Reiterlied" war kein „Zufallstreffer", hier hat der unerbittliche Sieger Tod ein hoffnungsvolles Talent gefällt, das nahe vor seiner Erfüllung stand. Denn die letzten Gedichte, hauptsächlich kriegerische Motive, bewegen sich bereits auf einer viel höheren, künstlerisch schöneren Linie als die früheren und zeigen eine deutliche und bewußte Entwicklung an. Eines der echtesten und ergreifendsten ist das im Felde gedichtete Soldatengrab:

„Ein schlichtes Kreuz
Zwischen zwei Ackerfalten.
Bald schneit's
Und deckt die letzte Spur
Von einem, der zur Fahne schwur
Und seinen Schwur gehalten.
Der Regen wusch den Namen ab —
Verloren und vergessen!

Digitized by Google

Soldatengrab, Soldatengrab,
Das keine Tränen näſſen."

Dieſer junge öſterreichiſche Advokat, der nationale Schwärmer, der für die jüdiſche Renaiſſance lebte und litt und für Oeſterreichs Sache fiel, zeigt in einer ſeltſamen Miſchung die Kraft eines Barden, die Süſſigkeit eines Troubadours. Noch war er am Wege zur Höhe, als ihn die Kugel traf, die Kugel, die uns in einer kurzen Spanne Zeit die Blüte der Nation genommen hat. Viel hat dieſer liedertrunkene Sänger nicht hinterlaſſen. Die Allzukritiſchen ſagen: Nur ein Gedicht. Aber man kann nur ein Gedicht hinterlaſſen und der Welt damit ein Geſchenk von unſchätzbarem Werte geben, mehr als habe man zehn Bände und eines Lebens Arbeit zurückgelaſſen. Nur ein Lied, wohl, aber ein Lied, das wie keines die Stimmung dieſer gewaltigen Zeit wiedergibt und das ſpäte Enkel mit Wehmut ſingen werden. Und von wie vielen von denen, die der große Sieger Tod jetzt gefällt hat, iſt zu ſagen, daß auf ihrem Grabe ein Lied, ein ewiges Lied erblüht iſt, das über den Wechſel der Zeit hinweg Gemeingut der Nation bleiben wird. So wollen wir ihn in dieſen Zeilen denn grüßen, den begnadeten Kämpfer, den Götterliebling, den der Himmel früh und ehrenvoll berief, wollen ihm für dieſes „Reiterlied" danken, das zu jenen unvergänglichen und entflammten Schlachtliedern gehört, wie die „Marſeillaiſe", wie das Hauff'ſche „Morgenrot", wie das Körner'ſche „Gebet vor der Schlacht".

Thekla Blech-Merwin

Eugen d'Alberts „Tote Augen"

Wie oft haben wir nicht ſchon die Reform der Oper erſehnt! Wie oft iſt nun ſchon von Monteverdi bis zu Gluck und Wagner und zu den Modernen (darunter namentlich Richard Strauß und Schillings und Hans Pfitzner) ein Zuſammen- und in die Hände-Arbeiten der drei Schweſterkünſte erhofft und erſtrebt worden! Immer wieder vergebens. Immer wieder bäumt ſich der Hoch- und Uebermut des Muſikers gegen die Gewalt- und Vorherrſchaft des Librettiſten auf, ſobald dieſer ſich in ſeiner wahren ſeeliſch ſchöpferiſchen Geſtalt, alſo als Dichter zu offenbaren wagt. Dann kommt der primadonnenhafte Trotz des Bühnenkomponiſten brutal zum Durchbruch. Die neue Oper Eugen d'Alberts iſt ein wahrhaft erſchreckendes Schulbeiſpiel für die Schrankenloſigkeit, in der ſich hier ein Weltberühmter ergeht und gefällt. Ihn kümmerten die tieferen Probleme der zu Grunde liegenden Dichtung von Hanns Heinz Ewers wenig, weder die pſychologiſch überaus feinſinnige Art, mit der hier die Legende von Amor und Pſyche mit der Legende von Jeſus als gutem Hirten verquickt wird, noch der Silberglanz der Antike, der über dem Stoffe ruht. Herrn d'Albert ſchmeichelte es offenbar, einmal auch einen Hanns Heinz Ewers zum Librettiſten zu gewinnen, und noch trauriger, aber wohl in gewiſſem Sinne typiſch für viele gerade der bedeutendſten lebenden Literaten iſt die Kritikloſigkeit, mit welcher ein Mann von der Kultur gerade eines Ewers dieſe veriſtiſche muſikaliſche Schaumſchlägerei d'Alberts gutheißen mochte! Nein: auf ſolche Art iſt eine wahrhaft innerliche, ſegensreiche Reform der muſikaliſchen Bühnendichtung nie und nimmer zu erzielen. Im Kerne haben wir in der Partitur der „Toten Augen" eine romaniſche Verkitſchung der feingeäderten, echt empfundenen und in dieſem kultu-

Digitized by Google

rellen Sinne deutschen Dichtung zu ersehen. Aus der blinden griechischen Glücks- und Schönheitssucherei Myrtoile, die gleich Psyche „nächstens des Gatten Stimme hört, nie aber den Liebesgott erblicken darf" ist in d'Alberts bald süßlich zirpender, bald brutal veräußerlichender Musik eine hysterische Opernheroine geworden, und Arresius, der häßliche Gatte, in der Dichtung den Inbegriff der Resignation der Häßlichkeit, wird in d'Alberts Verooperung ein brutaler veristischer Opernbösewicht, der den schönen Hauptmann Galba auf offener Bühne voller Eifersucht erwürgt, während die flatternden Streicher im Orchester das Opfer recht deutlich „röcheln" lassen! Traurig genug, daß immer noch eines Komponisten Weltberühmtheit dem Premierenpublikum gegenüber als wohltätiger Deckmantel für seine niedrigen Schau- und Snob-Instinkte dienen darf! traurig für die noch immer verkannten wahren Könner unter den lebenden Tondichtern, daß sie nach wie vor vergeblich an die Pforten unserer großen deutschen Hoftheater pochen müssen (Ausnahmen bestätigen natürlich auch hier die Regel, und es sei zugegeben, daß gerade in letzter Zeit teilweise darin sich eine Besserung anzubahnen beginnt). Warum unternimmt nicht ein Hoftheater, wie das Dresdner (das dem neuen d'Albert wie stets alle liebevolle Sorgfalt angedeihen ließ, lieber einen Zyklus der wirklich wertvollen älteren Werke, mit dem Märchen „der Rubin" beginnend, und über „Abreise", „Kain" und „Flauto solo" zu „Tiefland" fortschreitend? Gewiß ist Neues immer besonders lehrreich und wichtig, wichtiger aber, viel wichtiger ist es, grade die Weltberühmten zur Selbstkritik und Selbsteinkehr aufzustacheln und dadurch auch das Publikum allmählich zu einem künstlerisch aufrichtigen Standpunkt gegenüber den Werken unserer lebenden Künstler zu erziehen! Ein Dresdner Hoftheater hätte den Mut haben müssen, grade von einem Manne wie Eugen d'Albert, ein neues Werk nur dann anzunehmen und seinen Künstlern die Anstrengungen des Rollenstudiums aufzubürden, wenn der innere Gehalt diese Liebesmüh' auch wirklich lohnt! Letzten Endes entsprießen aus derartigen schwerwiegenden Irrtümmern, die aus einem verblendet einseitigen Hinschieben auf die Zugkraft des „Weltnamens" hervorwachsen, die Mißstände des gesamten Opernspielplanes, soweit er die Werke der Lebenden anbetrifft. Es ist höchste Zeit, daß auch die Opernbühnen sich die Mitwirkung eines wirklich kritisch verurteilsfreien dramaturgischen Fachmannes sichern. Nur auf diese Weise kann einer weiteren Verflachung der Oper vorgebeugt werden!

Dr. Arthur Neisser

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Alle 14 Tage ein Heft

Wir empfehlen zum Abonnement:

Sozialistische Monatshefte

Redigiert von Dr. J. Bloch

Preis vierteljährlich (6—7 Hefte) 3 M. — Einzelheft 50 Pf.

Auszug aus dem Inhalt der Kriegshefte

Die Politik

Bloch, Wo stehen wir jetzt?
Hausenstein, Die Front des Festlands — Die Kontingentierung der Weltpolitik
Leuthner, Ist es noch der selbe Krieg? — Tripelentente-sozialismus — Italien und wir
Quessel, Die britischen Annexionspläne — Die deutschen Interessen in Ostasien
Schippel, England — Die Amerikanoten — Die Rolle Englands nach den belgischen Gesandtenberichten — Deutschasiatische Weltpolitik, England und Russland
Severing, England, Europa und wir

Die Wirtschafts- und Kolonialpolitik

Kloth, Weltwirtschaft, Krieg und Gewerkschaften
Quessel, Der Krieg als Kapitalanlage — Das nationale Interesse an der Kolonialpolitik
Schippel, Englischer Wirtschaftskrieg und amerikanische Interessen — Zollvereinspläne und Friedensziele — Deutsch-russische Wirtschaftsbeziehungen — Kolonieen, die nichts wert waren
Schmidt, Die deutschen Gewerkschaften und der englische Aushungerungsplan
Severing, Rohstoffversorgung und Kolonialwirtschaft
Winnig, Die Kolonieen und die Arbeiter

Die Innenpolitik

Heinemann, Der Sinn des Burgfriedens
Leuthner, Der plebiszitäre Kabinettscäsarismus
Lindemann, Arbeitsgemeinschaften
Peus, Ueber die Schlagworte vom Klassenkampf und vom Klassenstaat
Schippel, Enttäuschungen?
Winnig, Arbeiterklasse und Staatsgewalt

Die Innenwirtschaft

Arons, Das Volkswohl
Fischer, Die Sozialisierung des Brotes
Hanna, Die Förderung der Frauenarbeit durch den Krieg
Kaliski, Forderungen nationaler Selbsterhaltung — Produktionssicherung und Konsumentenfürsorge
Lindemann, Die deutschen Gemeinden während des Krieges
Lux, Die Neuorientierung unserer Industrie
Peus, Die organisierte Verbindung zwischen Produktion und Konsum
Schippel, Englische Agrarpolitik und Krieg
Schulz, Sind die Angriffe gegen die deutsche Landwirtschaft berechtigt? — Die Kriegskartoffelpolitik, die Schweinemassenschlachtung und unsere Partei

Die Sozialpolitik

Fischer, Das Problem der halben Arbeitskraft
Heinemann, Der Koalitionsgedanke im Weltkrieg
Kleeis, Mutterschaftsfürsorge, eine nationale Forderung
Radlof, Der Weltkrieg und das Geburtenproblem
Stühmer, Soziale Massnahmen und Militärbehörden
Umbreit, Kriegsfürsorge und Arbeitsvermittlung

Die Wehrfragen

Adler, Die Wehrhaftmachung unserer Jugend
Heine, Sozialdemokratische Landesverteidigung
Leuthner, Englands Militarisierung
Mattutat, Jugendwehr und Arbeiterbewegung
Schippel, Seegewalt und deutscher Radikalismus

Die Sozialdemokratie

Bloch, Der Krieg und die Sozialdemokratie
Heine, Die deutsche Sozialdemokratie im deutschen Volk — Der Mut zur Verantwortung
Kolb, Der Weg der deutschen Sozialdemokratie — Die Sozialdemokratie vor der Entscheidung
Legien, Parteizerstörer
Lindemann, Parteizersplitterung oder Volkseinheit?
Müller, Kriegserfahrungen und Parteigrundsätze
Poetzsch, Die Konsequenz des Reformismus
Umbreit, Die Gewerkschaften und die Parteipolitik
Winnig, Unser Zentralorgan
Zepler, Unser Frauenzentralorgan

Die wirtschaftliche Arbeiterbewegung

Billian, Die Arbeitersekretariate während des Krieges
H ine, Die deutschen Gewerkschaften
Heinemann, Die Kriegsarbeit der Generalkommission
Hildenbrand, Die Volksfürsorge im Krieg
Legien, Die Gewerkschaften als Organe des nationalen Wirtschaftslebens
Leipart, Die gemeinsamen Interessen der Arbeiter und der Industrie
Schippel, Krieg, Gewerkschaften und Genossenschaften
Severing, Arbeitsgemeinschaften im Krieg und im Frieden
Umbreit, Nation und Gewerkschaft — Die deutschen Gewerkschaften im Weltkrieg
Wissell, Was wir Gewerkschafter tun müssen

Die Internationale

Heine, Die deutsche Sozialdemokratie in der Internationale — Die alte und die neue Internationale
Kampffmeyer, Internationale Vereinbarungen u. Arbeiterklasse
Kloth, Was stand hinter der Internationale?
Poetzsch, Der Krieg und die sozialistische Internationale
Winnig, Der Krieg und die gewerkschaftliche Internationale
Zepler, Der Internationalismus der Sozialdemokratie

Die Nationen

Baumeister, Die belgische Odyssee
Jansson, Die englische Psychose
Nötzel, Das soziale Element in der russischen Dichtung
Quessel, Deutsche und jüdische Orientinteressen — Die polnische Frage
Seligmann, Die Grundlagen des Panslawismus — Ueber die Juden in Russland

Das geistige Leben

Behne, Dürfen wir uns noch mit Kunst beschäftigen?
Radlof, Krieg, Arbeiterpresse und Arbeiterbildung
Schmidt, Deutsche Kulturarbeit
Seligmann, Ueber Geistigkeit und Kultur unserer Zeit
Westheim, Die Pflicht der Intellektuellen
Zepler, Der Krieg und die Frau

Allgemeines und Einzelnes

David, Ludwig Frank ist tot
Kaliski, Zum Gedächtnis Ludwig Franks
Kampffmeyer, Nationenkampf und Klassenfortschritt
Leuthner, Die friedliche Demokratie

RUNDSCHAU *Krieg 1914-1916 — Krieg und Wirtschaft — Krieg und Gewerkschaftsbewegung — Krieg und Genossenschaftsbewegung — Krieg und Sozialpolitik — Krieg und Staatssozialismus — Krieg und Kommunalsozialismus — Krieg und geistige Bewegung — Krieg und Frauenbewegung — Krieg und Philosophie — Krieg und exakte Naturwissenschaften — Krieg und Biologie — Krieg und Psychologie — Krieg und Sozialwissenschaften — Krieg und Geschichte — Krieg und Rechtswissenschaft — Krieg und Hygiene — Krieg und bildende Kunst — Krieg und Dichtkunst — Krieg und Musik — Krieg und Bühnenkunst — Krieg und Technik — Krieg und Landwirtschaft — Krieg und Verkehr — Krieg und Kolonisation — Krieg und Kunstgewerbe.*

Für Bibliotheken bilden gebundene Bände der **Sozialistischen Monatshefte** ein wertvolles Nachschlagematerial.

Zu haben in allen **Buchhandlungen, Kiosken, Postanstalten** usw.
Probehefte stehen auf Verlangen jederzeit **kostenlos** zur Verfügung.

Verlag der Sozialistischen Monatshefte, Berlin W. 35.

Digitized by Google

Die Juden in Polen

Von Georg Gothein, M. d. R.

Eine der schwierigsten Fragen, die in Polen zu lösen sind, ist die der nationalen Zugehörigkeit der Juden. In Kongreßpolen leben allein rund 2 Millionen Juden. In den von uns sonst noch besetzten Teilen West-Rußlands rund eine weitere Million. In allen mittel- und westeuropäischen Ländern ist es eine Selbstverständlichkeit, die Juden nur als Religionsgemeinschaft, nicht als eine besondere Nationalität anzusehen. Für Polen liegt die Sache nicht so einfach. Denn dort sprechen sie als Muttersprache nicht die Sprache der sie umgebenden Bevölkerung, sondern den „Jargon", das „Jiddisch" einen oberdeutschen Dialekt mit stark gutturaler Aussprache, der mit noch nicht 5% hebräischen und sehr wenigen polnischen Brocken gemischt ist. Nach den Judenverfolgungen in Deutschland sind sie vom 11. Jahrhundert ab vornehmlich aus Südwestdeutschland nach Polen und Rußland ausgewandert und haben dorthin den oberdeutschen Dialekt jener Gegenden mitgenommen und von den erwähnten wenigen hebräischen und slawischen Brocken abgesehen — fast unverändert beibehalten. Die Aussprache ist nichts spezifisch Jüdisches, sondern die jener oberdeutschen und deutsch-schweizerischen Gegenden. Unsere aus ersteren stammenden Soldaten verstehen daher das Jiddisch auch nicht besser, als die Ost- und Norddeutschen.

Nur 3,1% der polnischen Juden sprechen polnisch als Muttersprache. Insofern die Sprache das Kriterium der Nationalität ist, sind die Juden keine Polen. Ebensowenig sind sie Slawen, wenn auch stellenweise eine Mischung mit slawischem Blut stattgefunden haben mag. Wenn ihre Muttersprache nun auch ein deutscher Dialekt ist, so fühlen sie sich doch nicht als Deutsche, so wenig wie beispielsweise die Holländer. Ihr Dialekt weicht eben erheblich von dem heutigen Hochdeutschen ab, das die dort lebenden Stammesdeutschen sprechen. Ihre große Mehrheit fühlt sich als besonderes Volk, als Stamm, als Nationalität. Auch schreiben sie das Jiddisch nicht mit deutschen, sondern mit hebräischen Buchstaben; ihre Zeitungen und Bücher sind in hebräischen Lettern gedruckt. Die religiöse Absonderung, die Sabbathheiligung, die Speisegesetze, das Ghettowesen, die gesetzliche Entrechtung haben das Uebrige getan, um sie von der andern Bevölkerung streng abzusondern.

Lediglich ein kleiner Teil wohlhabender und intellektuell fortgeschrittener Juden fühlen sich als Polen, stehen mit diesen in gesellschaftlichem Verkehr; für sie besteht gegenüber diesen nur der Unterschied der Religion. Sie wollen

Digitized by Google

sich mit den Polen assimilieren, nennen sich Assimilatoren. Aber hinter ihnen dürften keine 5 %, wahrscheinlich nicht 2½% der dortigen Juden stehen.*)

Der Gegensatz zwischen Juden und Polen ist noch verschärft worden durch das Abschieben der russischen Juden nach den westlichen Gouvernements. Diese sprechen zwar auch Jiddisch als Muttersprache, verstehen aber oft nicht polnisch, sondern russisch, lettisch, litauisch 2c. Da sie aus ihrem Besitz und ihrer gewohnten Tätigkeit herausgerissen sind, vermehren sie das jüdische Proletariat in Polen, machen dem Altangesessenen Wettbewerb. Obgleich nur ein kleiner Teil aus Litauen stammt, werden sie allgemein Litwaki genannt. Uebrigens dürfte die Zahl der aus andern Teilen Rußlands in den letzten Jahren nach den Westprovinzen abgeschobenen Juden stark überschätzt werden. Wahrscheinlich handelt es sich um kaum 1/4 Million. Die Behauptung, die Litwaki stünden kulturell tiefer, als der Durchschnitt der polnischen Juden, trifft nicht zu; im Gegenteil dürften speziell die litauischen Juden, wie die der Ostseeprovinzen im Allgemeinen dem jüdischen Proletariat Polens körperlich wie geistig überlegen sein.

Die Bildung der großen Masse der polnischen Juden steht auf recht niedriger Stufe; sie lernen Lesen und Schreiben in hebräischen Schriftzeichen, ebenso wie Religion nach Bibel und Talmud in den sog. Chederschulen (Chaiderschulen), wo vielfach die Kinder schon mit 4½ Jahren hingebracht werden und der Unterricht 8 ja 10 Stunden am Tage dauert, was für deren körperliche Entwickelung um so nachteiliger ist, als Klassenräume und Sitzgelegenheit in hygienischer Beziehung meist alles zu wünschen übrig lassen, und erstere zudem fast regelmäßig überfüllt sind. Lehrstoff, Lehrplan, Lehrmethode und Lehrer genügen auch den bescheidensten Anforderungen nicht. Zum Teil liegt das daran, daß die russische Regierung diesen Schulen nur die Erteilung von Religionsunterricht einschließlich des dazu erforderlichen Lesens und Schreibens erlaubte. Zum größeren an der Unzulänglichkeit der Lehrkräfte, die bei der unglaublich niedrigen Besoldung von 2—3 Rubel in der Woche natürlich meist völlig ungenügend vorgebildet sind. Schließlich erfolgt aber auch die Wahl des Lehrstoffs ohne alle pädagogischen Rücksichten. — In einigen besseren Chederschulen wird übrigens auch deutsche oder lateinische Schrift gelehrt.**)

Bei aller nur allzu berechtigten Kritik an diesen Schulen wird man doch anerkennen müssen, daß sie ihren Schülern eine gewisse — wenn auch recht

*) Bei einer kürzlichen Zählung in Lodz erklärten sich nur 2300 als Assimilatoren, 153000 als Nationaljuden.

**) In Warschau waren von 32000 jüdischen Kindern in schulfähigem Alter ca. 2000 Analphabeten, ca. 26000 wurden in jüdischen Schulen, davon ca. 90% in Chederschulen, einige Tausend in Talmudschulen unterrichtet, nur 4,5% erhielten ihren Unterricht in polnischer Sprache.

Digitized by Google

minderwertige — Bildung vermitteln, während die große Masse (75%) der polnischen Bevölkerung eine solche überhaupt nicht erhält, Analphabeten sind. Es wird in Polen nur langsam möglich sein, einen geordneten Volksschulunterricht durchzuführen, weil die Lehrkräfte erst herangezogen und ausgebildet werden müssen. Aus diesem Grund kann man auch unmöglich die Chederschulen sofort durch allgemeine oder jüdische Volksschulen ersetzen; man wird an sie anknüpfen, sie entwickeln müssen, die daran wirkenden Lehrer durch Fortbildungsunterricht heben, Lehrstoff und Methode schrittweis verbessern, neue Lehrgegenstände bei ihnen einführen, den Schulen Zuschüsse von Gemeindewegen gewähren und sie schließlich in Gemeindeschulen überführen müssen. Als letztes Ziel — einer freilich weit späteren Zeit — käme die völlige Loslösung von der Religionsgemeinschaft und Unterstellung unter die politische Gemeinschaft in Betracht, wobei der Religionsunterricht als solcher Sache der ersteren zu bleiben hätte.

Auch die Juden Polens, welche das Judentum als nationalbildendes Element nicht anerkennen, welche an die Möglichkeit der kulturellen Entwickelung des jüdischen Jargons (Jiddisch) nicht glauben, sondern die Assimilation als einzig wirksames Mittel der Regelung der jüdischen Frage auf der Grundlage des kulturellen Fortschritts ansehen, wollen keine irgendwie geartete zwangsmäßige politische Assimilation. Auch sie verlangen, daß die jüdischen Massen Erziehungsmethoden genießen, die ihrem innern Wesen angepaßt sind. Sie stimmen daher der Forderung eines verfassungsmäßig und gesetzlich garantierten obersten jüdischen Kulturrates grundsätzlich zu, als eines Organs, welches die Erziehung und kulturelle Entwickelung der jüdischen Jugend auf der sprachlichen Selbstbestimmung und auf entsprechender Matrikulierung der jüdischen Bevölkerung gründen soll. Sie lehnen aber den Gedanken einer politischen Vertretung der Juden ab.

Einen ähnlichen Standpunkt nehmen die Führer der jüdischen polnischen Sozialdemokratie ein. Bei ihnen ist wohl die Befürchtung maßgebend, daß eine politische Organisation der Juden der Organisation der gesamten Arbeiterschaft zum Zwecke des Klassenkampfs hindernd im Wege stehen könnte. Die österreichischen Sozialdemokraten haben seinerzeit allerdings den entgegengesetzten Standpunkt vertreten und auch für die politischen Wahlen die Matrikulierung nach Nationalitäten gefordert; freilich sind selbst in Galizien und der Bukowina die Juden nicht als Nationalität anerkannt worden.

Die große Masse der polnischen Juden will dagegen auch politisch als eigene Nationalität angesehen werden und in getrennter Kurie wählen.

Wäre der Gedanke des vollständigen Aufgehens der jüdischen in der polnischen Bevölkerung, die Assimilation, aussichtsreich, so würde dieser Weg im Kulturinteresse vorzuziehen sein. Die Assimilatoren meinen, daß dies lediglich

Digitized by Google

durch den russischen Absolutismus verhindert worden sei, daß unter einer demokratischen Verfassung und allgemeiner Gleichberechtigung die Gegensätze rasch verschwinden würden. — Man wird freilich nach den Erfahrungen in andern Ländern und besonders auch nach den der ersten Dumawahlen solchen Hoffnungen skeptisch gegenüber stehen. Wenn darauf verwiesen wird, daß in den früher polnischen Landesteilen Preußens, in Posen und Westpreußen, die Juden noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf demselben kulturellen Standpunkt und in gleicher nationaler Absonderung gestanden, und sich bei politischer Gleichberechtigung und unter freiheitlichen Verhältnissen den Deutschen durchaus assimiliert hätten, so übersieht man dabei, daß das auch von diesen früher gesprochene Jiddisch ein deutscher Dialekt ist und der Uebergang zur hochdeutschen Sprache im deutsch gewordenen Land bei deutscher Umgebung und Schule sich leicht vollziehen konnte und mußte. Aber Jiddisch und Polnisch sind zwei grundverschiedene Sprachen. In Deutschland machen die Juden zudem eine verschwindende Minderheit (noch nicht 1 %) aus, in Polen dagegen einen sehr beachtlichen und gerade in den Städten stark konzentrierten Bevölkerungsteil aus. Deshalb ist an ein Aufgehen der Juden in die polnische Bevölkerung, an ihre Polonisation in irgendwie absehbarer Zeit nicht zu denken.

Wird zudem auch nach dem Wunsch der Assimilatoren die Pflege ihrer Kulturgüter den Juden durch den verfassungsmäßig zu sichernden Obersten Kulturrat gewährleistet, so würde damit die nationale und sprachliche Absonderung der Juden von der polnischen oder sonstigen sie umgebenden slawischen Bevölkerung ohnehin aufrecht erhalten werden. Und im Ernst kann auch niemand daran denken, den polnischen Juden eine andere Sprache oder Bildung aufzudrängen. Der Versuch würde ein Versuch mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekt bleiben.

Nur für den Fall, daß Polen in Deutschland einverleibt würde, würden im Lauf der Jahrzehnte die dortigen Juden dieselbe Entwickelung durchmachen, wie ihre Glaubensgenossen in Posen und Westpreußen; in einem selbständigen Polen ist das wegen der Sprachverschiedenheit ausgeschlossen; sie sind dort tatsächlich eine besondere Nationalität.

Freilich besteht gegenüber den andern Nationalitäten der westrussischen Provinzen der Unterschied, daß sie in einem Gouvernement die Mehrheit der Bevölkerung ausmachen, wie die Litauer in Suwalki, die Ukrainer in Cholm und Wolhynien, die Letten in Kurland u. s. w. Schon die Tatsache, daß ihnen verboten war, ländlichen Grundbesitz zu erwerben, hat sie im Wesentlichen in die Städte zusammengedrängt. Von einer etwaigen Länderbildung würden sie irgend einen Vorteil daher nicht haben. Eine unbedingte Notwendigkeit, sie in politischer Hinsicht als Nationalität anzusprechen mit eigenem

Digitized by Google

nationalem Wahlkataster oder Matrikel würde deshalb auch nicht vorliegen — sofern man für alle Wahlen das System der Verhältniswahl — sei es für das ganze zu schaffende Staatswesen, sei es für weit umfassende Wahlbezirke — einführte. Aber praktisch läuft die Sache auf dasselbe hinaus. Die große Masse der dortigen Juden würden sich als jüdische Nationalität fühlen und ihre eigenen Wahllisten aufstellen. Im Uebrigen müßte auch bei nationalen Wahlkatastern das System der Verhältniswahl Platz greifen.

Sieht man sich aber schon der andern Nationalität wegen doch zum nationalen Wahlmatrikel genötigt, so ist nicht recht einzusehen, warum sie den Juden vorenthalten werden soll. Den Assimilatoren würde es so wie so freistehen, sich in die nationalpolnische Matrikel einzutragen. Gerade die Erfahrungen in der Bukowina wie in Ostgalizien lassen es als nötig erscheinen, auch für die Juden eine Wahlkurie zu schaffen. Mit der Regelung der politischen und kulturellen Rechte der Juden in Polen ist es freilich nicht getan. Auch wirtschaftliche und soziale Probleme schwerster Art gibt es hier zu lösen.

Die polnischen Juden wurden gesetzlich von der Landwirtschaft ausgeschlossen. Von der eigentlichen Industriearbeit hielt sie die Sabbathheiligung fern. Die Arbeitsmaschine muß im kapitalintensiven industriellen Großbetrieb voll ausgenutzt werden. Der Arbeiter, der sie statt an 6 nur an 4½ Tagen bedient, ist nicht zu brauchen; nicht einmal durch niedrigeren Lohn würde das auszugleichen sein. Infolgedessen ist der polnische Jude im Wesentlichen auf Handel, Heimarbeit und Handwerk beschränkt. Der Handel, besonders der Kleinhandel, ist fast völlig in seiner Hand; aber es findet eine ungesunde Ueberfüllung darin statt, die trotz vielleicht hoher Vermittelungsgebühr im Einzelfall das durchschnittliche Einkommen der Handeltreibenden tief herabdrückt.

Der Jude ist ein geschickter und fleißiger Handwerker, insbesondere auch pünktlich in der versprochenen Lieferfrist. Aber der Bedarf an Handwerkserzeugnissen und Leistungen ist ein beschränkter; auch das Handwerk ist übersetzt.

Bleibt die Heimarbeit — in allen Ländern das schmalste Brot. Ueberall wird es als wirtschaftlicher und sozialer Fortschritt empfunden, wenn eine Bevölkerung von ihr zur Fabriktätigkeit übergeführt werden kann. Das ist für den gesetzestreuen, proletarischen Juden jetzt ausgeschlossen. Und gesetzestreu sind fast Alle; auch wer es im Herzen nicht ist, muß es unter dem Zwang seiner Glaubens- und Stammesgenossen sein, die Duldsamkeit in dieser Hinsicht nicht kennen. Je mehr die Maschinenarbeit sich in Polen ausdehnt, ein um so geringeres Arbeitsquantum bleibt für die Heimarbeit. Gewiß hat mancherorts die elektrische Kraftübertragung eine Mittelstufe zwischen Kleinindustrie und Heimarbeit geschaffen, wo zahlreiche Juden Beschäftigung finden, namentlich in der Weberei. Doch wäre es ein Irrtum anzunehmen, daß damit die Heimarbeitsfrage gelöst werden könne. Tatsächlich

Digitized by Google

hat — auch schon vor dem Kriege — die Verarmung und Proletarisierung der polnischen Juden in erschreckendem Maße zugenommen. Es erweist sich als unerläßlich, anderweit Arbeitsgelegenheit für sie zu beschaffen.

Die jüdischen Heimarbeiter zu Fabrikarbeitern zu machen, würde dann möglich sein, wenn den jüdischen Fabriken die Sonntagsarbeit gestattet würde, sofern sie am Sabbath feiern. In Deutschland kann eine solche Forderung bei den wenigen dafür in Betracht kommenden Personen nicht erhoben werden. In Polen ist ihre Gewährung nicht zu entbehren. Es soll nicht verkannt werden, daß für die so arbeitenden Fabriken noch genug Schwierigkeiten übrig bleiben, so namentlich bezüglich der ankommenden und abgehenden Ladungen. Aber die sind bei gutem Willen schließlich zu überwinden. Eine geringe Minderung seines Arbeitsverdienstes kann der jüdische Arbeiter auch in Kauf nehmen, braucht er doch viel weniger für geistige Getränke als der slawische Arbeiter.

Des Weiteren erweist sich eine umfassende landwirtschaftliche innere Kolonisation der Juden als notwendig. Eine Sache, die freilich nur sehr vorsichtig und nicht von heut auf morgen zu machen ist. Die seit Jahrhunderten von der landwirtschaftlichen Arbeit fern gehaltene jüdische Bevölkerung kann nicht im Handumdrehen in eine Ackerbautreibende umgewandelt werden. Es war deshalb auch ein unglücklicher Gedanke, den polnischen Bauern vertriebene jüdische Händler, Handwerker und Heimarbeiter als Arbeiter zu überweisen mit der Verpflichtung, für ihre Wohnung und Unterhalt zu sorgen. Die ersteren konnten den letzteren nichts leisten, diese behandelten jene schlecht und ließen sie hungern. Soll hier ersprießliche Arbeit geleistet werden, so muß eine systematische Erziehung der Anzusiedelnden — und zwar auch der weiblichen Familienmitglieder — vorangehen.

Man wird gut tun, die so Ausgebildeten in geschlossenen jüdischen Kolonien anzusiedeln, nicht aber hier und da einen jüdischen Ansiedler unter polnische, litauische, lettische oder weißrussische Bauern zu setzen. Tüchtige jüdische Ansiedler vermöchten dann wieder Ansiedlungslustige praktisch auszubilden. Daneben her müßte die Unterweisung in landwirtschaftlichen Schulen gehen. Bei ordentlicher Vorbildung haben sich die Juden überall als tüchtige Landwirte erwiesen.

Besonders in der Umgebung der größeren Städte und Industriezentren Polens ist die Schaffung von Gemüse- und Obstgärtnereien sowie von Milchwirtschaften ein dringendes Bedürfnis. Auch hierfür dürften zahlreiche Juden bei geeigneter Ausbildung sehr wohl zu brauchen sein. Das um so eher, als diese Tätigkeit mit der des Handels in den gewonnenen Erzeugnissen verknüpft ist.

Digitized by Google

Auch der Zionismus zählt unter den Juden Polens begreiflicherweise zahlreiche Vertreter; sie fordern ebenfalls die jüdische Wahlkurie. Die von ihnen erstrebte Auswanderung nach Palästina ist schon mit Rücksicht auf die dort nur sehr beschränkt vorhandene Fläche fruchtbaren Bodens und da lebensfähige Ansiedlungen nur von sorgfältig dafür vorgebildeten ausgesuchten Personen geschaffen werden können, nur für eine geringe Zahl zu ermöglichen. Weit eher kommt die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten von Amerika in Betracht. Freilich ist nicht zu verkennen, daß in Newyork bereits ein sehr zahlreiches jüdisches Proletariat*) vorhanden ist, das ganz vorwiegend aus ausgewanderten russischen Juden besteht, die das Jiddisch als Muttersprache beibehalten haben. Dort erscheinen auch die verbreitetsten jiddischen Zeitungen. Wenn auch ihre sozialen Verhältnisse dort besser sind, als in Polen, so lassen sie doch ebenfalls viel zu wünschen übrig und würden durch eine Massenzuwanderung sicher sehr herabgedrückt werden. Schließlich ist es auch dort nur ein verhältnismäßig kleiner Teil besonders intelligenter Juden, der sich in bessere Lebensstellungen aufschwingt.

Im Uebrigen muß das Ost-Judenproblem so weit irgend möglich im Lande selbst und nicht durch Auswanderung gelöst werden.

Der Antisemitismus ist in Polen sehr stark; es wäre verkehrt, sich darüber einer Täuschung hinzugeben. Die Vorgänge bei den Dumawahlen haben ihn sehr verschärft. Konfessionelle und nationale Gegensätze werden stets durch Wahlen, bei denen im einzelnen Wahlkreis die Mehrheit entscheidet, erheblich verschlimmert. Es ist daher ein Gebot der Klugheit wie der Gerechtigkeit, dem von vornherein vorzubeugen, sei es durch Einführung der nationalen Wahlkataster (Matrikeln), sei es durch das System der Verhältniswahlen. Die russische Despotie konnte ihre Herrschaft darauf gründen, daß sie die eine Nationalität gegen die andere ausspielte, alle entzweite; ein Polen, das ein Bollwerk gegen russische Eroberungsgelüste sein soll, muß eine Versöhnungspolitik im Innern treiben, alle zu ihrem Recht kommen lassen.

*) In Newyork leben 850000 Juden, von denen ca. 90000 aus Rußland stammen; auch dort haben sie das Jiddisch als Muttersprache beibehalten, haben jiddische Zeitungen, von denen einzelne über 100000 Abonnenten haben; es bestehen dort mehrere jiddische Theater usw.

Digitized by Google

Elbasan

Von Hermann Rothe

Es sind noch nicht ganz zwei Jahre her, als Elbasan von sich reden machte. Während des albanischen Aufstandes gehörte nämlich diese Stadt zu den treuesten des Fürsten von Wied. Infolge seiner günstigen strategischen Lage spielt sie auch in diesem Feldzug eine Rolle.

Das Städtchen liegt am oberen Schkumbi (Schkumb) und zwar an der Stelle, wo dieser reißende Fluß das Gebirge verläßt und etwas gelassener durch das nach ihm benannte fruchtbare Tal läuft. Auf den Fremden macht der Ort, in dem — nach meiner Schätzung — nicht mehr als 5000 Menschen wohnen mögen — vorerst keinen vertrauenerweckenden Eindruck. Abgesehen von den schmucken Häusern des Akif Pascha und dem ehemaligen türkischen Verwaltungsgebäude findet man hier nur elende Lehmhütten, in die wurmstichige, mit einem Hebelöffner versehene Türen führen. Die inneren Straßen sind eng, die äußeren dagegen bequem, alle haben aber den Schmutz zur Regenzeit — und den Staub zur Sommerszeit gemeinsam. Der Bazar besitzt nichts Malerisches. Ein öder Laden liegt neben dem anderen, und auf den Ladentischen hocken stumm die stets zufriedenen Händler. Dazu wird einem ein längerer Aufenthalt zwischen den Verkaufsbuden durch den beißenden Geruch nach gebratenem Hammeltalg verleidet, der jederzeit hier herrscht. Im Bazar sind nämlich meistens Bäcker vertreten, die mit diesem Fett ihr Brot und ihre Leckerbissen zubereiten. Unter den Moscheen befinden sich einige sehr alte, halb zerfallene. Ihre weißen, schlanken Türme beleben ein wenig das öde Stadtbild, und die riesigen Pinien, die sie überragen, setzen den Ausdruck des Ehrwürdigen hinzu. Trotz alledem sei es keinem geraten, diese Stadt zur Regenzeit zu besuchen. Er würde eiligst wieder davon ziehen und ein falsches Bild von ihr mitnehmen.

Wer Elbasan richtig kennen lernen will, der muß es entweder im Frühjahr oder im Spätsommer besuchen.

Ich war von Tirana aus gekommen, hatte unter großen Strapazen mit zwei Schtschüpetaren, die Munition nach Elbasan schafften, auf zum Teil halsbrecherischen Saumpfaden die Gebirgsschlucht durchklettert, die dort von dem Gerabegebirge gebildet wird, hatte gegen Abend den Gerabepaß überschritten und sah nun plötzlich tief unter mir im Tale Elbasan liegen. Die Minaretts leuchteten in der Abendsonne und ihr Purpur vereinte sich mit dem

Digitized by Google

Schimmer des silberhellen Schkumbi. Ein wunderbarer Frieden lag über dem Ort und seiner Umgebung. Hier mußte der Frieden sich selbst niedergelassen haben, und dieses Gefühl verlor ich auch später nicht beim Anblick der armseligen Häuser.

Der Herr von Elbasan und dem östlichen Schkumbitale ist Akif Pascha, ein kleiner, feiner Herr mit hübschen, klugen Gesichtszügen. Essad Paschas Einfluß und Macht hören hier auf.

Die Nacht war bereits hereingebrochen, als ich — fast zusammenbrechend unter der Last meines Rucksackes — mit den beiden gutmütigen Adlersöhnen über die alte, holprige, venezianische Bogenbrücke schritt, die vor der Stadt über den Schkumbi führt. Um das zerfallene Gemäuer am Eingang von Elbasan flatterten die Fledermäuse, tief in den Bergen bellten die Füchse, die Eulen schrieen und die riesigen Pinien ragten wie Pyramiden in der Nacht einher. Eine Totenstille lag über dem Orte. Nur die albanischen Händler hockten noch auf ihren Ladentischen und plauderten geheimnisvoll.

Vor dem Herrschersitz des Akif Pascha erschien ein gewaltiger Schtschüpetar, ergriff mein Gepäck und schleppte es ins Haus hinein. Als ich dann nach einer Unterhaltung mit dem vornehmen Pascha, während dieser ein Bernsteinhandband nervös aus einer seiner zarten Hände in die andere warf, und nach einem reichhaltigen Abendmahl, aus neun Gängen bestehend, in meinem weichen Bett auf kostbarem Teppich schlief, wurde ich durch ein sonderbares Geräusch munter. Ich öffnete das Fenster und mit dem Balsamduft des Morgens drang das Girren und Locken Tausender von Ringeltauben herein, die in den blühenden Fliederbäumen, in den riesigen Pinien, Ahornbäumen und Eichen saßen.

Hier bei Elbasan, wo der Schkumbi aus dem zerklüfteten Gebirge tritt, teilt sich dieser Fluß in einige Arme, die jeden kleinen, wilden Gesellen aus den Bergen aufnehmen. Infolgedessen sind zahlreiche kleine Inseln entstanden, die mit einer festen Weide bedeckt sind. Hier weiden die kleinen, roten Bergkühe, die ihre melodischen Glocken ertönen lassen, und Tausende von Schafen, die an die Heideschnucken der Lüneburger Heide erinnern. Kleine Jungen, die aber schon mit schtschüpetarischem Stolz Zigaretten rauchen, hüten die Tiere. Die Kinder verfertigen sich Flöten, auf denen sie kleine Melodien spielen können, und wenn ein Fremder vorüber kommt, so geben sie ihrem Hunde einen leichten Tritt, um zu zeigen, daß sie sich auch schon Achtung verschaffen können.

Stundenweit stromabwärts und nach dem Süden zu ziehen sich große Felder. Sie sind alle von eineinhalb Meter hohen Steinmauern umgeben, die von den roten Blütenbüscheln der echten Akazie belebt werden. Auf den Feldern lockern Bauern mit vorgeschichtlichen Holzpflügen den schweren,

Digitized by Google

schwarzen Boden. In den Gärten sind Weinspaliere angebracht und sind außerdem mit Mandeln, Pflaumen und Pfirsichen bepflanzt. An den kleinen Wasserarmen, aus denen die Kieselsteine blinken, treiben primitive Wassermühlen. Gern läßt der Müller von dem Fremden seinen Betrieb besichtigen. Er dreht dem Gast eine Zigarette und schmunzelt, wenn man über den vorsintflutlichen Betrieb erstaunt ist, denn er ist überzeugt davon, daß man das Kunstvolle seines Betriebes bewundert. Er, wie alle arbeitenden Albanesen, verrichtet seine Tätigkeit mit der größten Gemütsruhe. Wer keine Lust hat, überhaupt etwas zu tun, der legt sich unter einen Oelbaum, träumt oder schaut sinnend seiner Frau zu, wie diese die Feigen bricht, oder dem Esel Holz aufbürdet. Das ganze Land gleicht einem groß angelegten Garten, der jedem Bewohner liefert, was dieser zum Leben braucht, ohne dafür schwere Arbeit zu fordern.

Elbasan ist schon in früheren Jahrhunderten von Wichtigkeit gewesen. Davon gibt die alte venezianische Bogenbrücke, die einzige in Mittelalbanien, einen Beweis. Die Stadt ist auch jetzt noch ein bedeutender Rastort für Karawanen, die sich auf dem Wege von Griechenland nach Nordalbanien befinden. Aus diesem Grunde sind hier viele geräumige Haus-Herbergen zu finden. Außerdem werden hier die größten Viehmärkte von Mittelalbanien abgehalten. Der Viehreichtum des Schkumbitales ist auch jetzt noch — trotz der Kriege — auffallend groß. Während meines Aufenthaltes in der dortigen Gegend — kurz nach dem Balkankrieg — traf ich Schafherden bis zu 5000 Stück an, — und von fernen Hängen leuchtete ihre weiße Wolle wie Neuschnee herab.

Wie alle Bewohner von Albanien, so sind auch die Elbasaner gastfreundlich. Sie stechen aber von denen anderer albanischen Städte durch ihre Friedfertigkeit und durch ihren Wissensdurst ab. Elbasan ist das Gegenstück von Orischi in Nordalbanien. Während in Orischi sich die meisten Blutrachen abspielen, zerreißt in Elbasan die friedliche Stille nur selten der Schuß eines Meuchelmörders. Andererseits muß man bei den Leuten von Elbasan ein gesundes Urteil und eine leichte Auffassungsgabe feststellen.

Bereits auf dem Han Agait vor dem Gerabepaß, in dem ich Rast machte auf dem Weg von Tirana nach Elbasan, traf ich zwei junge Burschen aus Elbasan an, die als Gendarmen den Paß bewachten und sich eifrig mit der deutschen Sprache beschäftigten. Sie waren hoch erfreut, als sie in mir einen Deutschen fanden, und ich mußte ihnen in mancherlei Rede stehen. Als ich dann bei Akif Pascha war und er mir (natürlich aus Chauvinismus) erklärte, er könne nur die schtschüpetarische Sprache sprechen, beherrsche auch nicht die türkische Sprache, holte einer seiner Söhne ein deutsch-schtschüpetarisches Wörterbuch und improvisierte so eine Unterhaltung. Besonders fiel es mir

Digitized by Google

auf, daß alle die jungen Burschen, selbst die Treiber, mit denen ich wanderte und die Diener, die ich sprach, albanisch lesen und schreiben konnten. Nur einen jungen Adlersohn lernte ich kennen, der nichts von dieser Kunst verstand. Dieser war aber aus Kroja.

Elbasan ist die Geburtsstadt verschiedener bedeutender Albanesen. Auch der albanische Dichter Kristophanes stammt aus Elbasan. Sollte Albanien in wirtschaftlicher Hinsicht erschlossen werden, so wird Elbasan am schnellsten emporblühen; denn die Lage der Stadt begünstigt auch einen Eisenbahnbau von Durazzo aus durch das Schkumbital.

Der Landsturmmann

Von Hermann Horn (München)

Der Landsturmmann ging am Bahndamm auf und ab, wie es der Wachtdienst verlangte.

Aus der schwarzen Nacht hatte sich der Frühlingswind erhoben, wehte mit vollen Backen warm aus dem Dunkel und trieb ihm zuweilen das Feuer unter der schützenden Hand aus der Pfeife. In roten Funken rollte es dann zwischen den Gleisen dahin, bis es verlosch.

Als er die Pfeife an einer Schiene ausgeklopft hatte und in die Tasche steckte, fühlte er den letzten Brief seiner Frau in der Hand und etwas Weiches darin. Das war ein Kränzchen von allerersten Gänseblümchen, das seine kleine Tochter gemacht und beigelegt hatte.

Eine Weile dachte er an die zu Hause, da regte es sich auf einmal im tiefsten Dunkel seines Innern, quoll zu einem unerklärlichen Gefühl zusammen, und er sah ganz deutlich einen kleinen Kranz von Gänseblumen. Die kleinen blaßgrünen Stengel waren zu einem runden ungeschickten Bündelchen gebunden, und die weißen Federblättchen mit dem roten Schimmer darüber um die gelben Sterne hingen matt allerorts hernieder. Und hin und her gehend, sah er immer deutlicher.

Da war ein rothaariges Mädchen von 12 Jahren, das hatte den Kranz in ihren Haaren und sie sah und probierte an einem

Digitized by Google

andern erwartungsvoll gebeugten Köpfchen gerade so ein Blumengewinde. Und entlang den Holzstoß saßen noch mehr Kinder, alle solche kleine Kränzchen im Haar, und ungeschickte Buben in den ersten Hosen brachten die Schürzen und Kinderschubkarren voll Gänseblumen. Und weiße Tücher und Schleier lagen umher, denn die Mädchen hatten beschlossen, es sollte ein Hochzeitsfest gespielt werden.

Wie die Riesenlehne einer Bank ragte der hohe Holzstoß von Eichenbrettern, und die Kinder saßen zu seinen Füßen auf Dielen, die von einem früheren Stapel noch übrig waren.

Man war auf einer kleinen Anhöhe, unter ihr floß ein kleiner Bach, und die Kinder sahen gerade in die untergehende Sonne.

Sie hatten den ganzen Nachmittag gespielt, sahen nun ihr Werk der Vollendung zugehen, und blühten im reichen Schein des Feierabends auf wie Blumen. Die weiche Frühlingsluft gab ihnen ihren Eifer, ihre Zärtlichkeit, die Ausstrahlungen ihres jungen, glücklichen Lebens wieder zurück, und sie sangen bei der Arbeit.

Und da war ein Bube, der hoch oben auf dem schwankenden Gestell des Holzstoßes schaukelte, wie sie alle oft mit Lust zu tun pflegten, und das war er selbst, der Landsturmmann, der hier den Eisenbahndamm bewachte.

Das schöne rothaarige Mädchen stand gerade auf und ordnete den Hochzeitszug, und er selbst fühlte sich in eine unnennbare Lust eingebettet, wie er gerade über sie wegsah und heftiger und heftiger auf diesem schaukelnden Schiff dahinzufahren schien in ein unbekanntes Land. Und auf einmal wich der Boden unter seinen Füßen, es gab ein schreckliches Gepolter; er machte einen gewaltigen Satz und stand nun erschrocken und zitternd neben dem roten Mädchen, und alles stand still wie verzaubert, während nebenan aus der Schreinerei die Gesellen in den blauen Schürzen kamen und ein paar Frauen in flatternden Röcken.

Und da war auf einmal eine fürchterliche, tiefe und schwere Stimme, die rief: „He, wer hat das getan!“ — und ihm war,

Digitized by Google

als sähe alles auf ihn und die Stimme schmettere ihn zu Boden, und alles Leben und alle Freude waren dahin.

Aber da war das große rote Mädchen neben ihm, die rief: „Keiner hat etwas getan — niemand weiß, wie es gekommen ist.“ Da war ihm, als sei er erlöst und etwas Furchtbares ginge an ihm vorüber; sein Blut begann wieder zu fließen und seine Sinne sich neugierig aufzutun.

Mit den andern, voll grausigen, neugierigen Schreckens, konnte er sehen, wie die Schreinergesellen Brett um Brett die schweren Eichenbohlen wegnahmen. Zuerst kam ein kleines winziges Büblein zum Vorschein, barfuß, mit eingedrückter Brust und hängenden Gliedern.

„Das ist gewiß, mit dem ist nichts mehr anzufangen,“ sagte ein Arbeiter, „da kenn' ich mich aus in so was.“

Ein Mädchen und ein Bub, ohnmächtig und bleich, wurden noch weggetragen zu ihren Eltern, aber der kleine tote Bub war wenig bekannt, und keiner wußte anfangs, wo seine Eltern wohnten.

Zuletzt fiel's der Roten doch ein.

Da schlug einer von den Schreinern den schmächtigen Körper in ein Tuch ein, und sie gingen durch die Gassen und trugen wie ein Paket die kleine Leiche zwischen sich.

Es wurde dunkel und sie kamen ganz ans Stadtende, wo zwischen Schutt und Ziegelhaufen, Hollunderbäumen und verfallenen Gartenzäunen ganz kleine Häuschen waren.

Da in einer solchen Hütte wohnten die Eltern des toten Kindes.

Das kleine rote Mädchen klopfte herzhaft an.

Da gab die Türe gleich nach und sie sahen ein rotes Herdfeuer. Davor stand eine Frau und machte einen Pfannkuchen. Der duftete herrlich, und auf der Bank neben der Frau saß im Dunkeln ein Mann, dessen Pfeife dazwischen rauchte.

„Nichts für ungut,“ sagte der Schreiner und trat ein, „mit Euerem Kinde ist etwas passiert.“

„So, was denn, mit welchem? Ich hab' ihrer genug.“

Digitized by Google

„Mit dem Fritzlein," sagte die Rote.

Und der Mann legte das Paket auf den Tisch, nahm das Tuch ab und erzählte dazwischen die Geschichte von dem Holzstoß.

„Ist er tot?" sagte die Frau und wandte ihren Pfannkuchen um.

„Da," sagte der Mann zornig, „da könnt Ihr als Mutter selber nachsehen."

„So!" rief die Frau, „und wer kommt mir dann für den Schaden auf? Zehntausend Mark kostet's, wenn so ein Kind durch Schuld verunglückt!"

Und der Schreinergesell, der wußte, daß seines Meisters Geschäft immer zwischen Leben und Sterben schwebte, sagte ernst: „Wenn Ihr ein anständiges Frauenzimmer wäret, würdet Ihr nicht zuerst nach so etwas fragen, und nicht gleich denken, einen rechten Mann ins Unglück zu bringen."

Und die kleine Rote nickte mit dem Kopf, drehte um, und sie hörten gleich darauf hinter sich die zornig tobende Stimme des Weibes schimpfen und schauderten zusammen.

Aber wirklich kam's zu einem Prozeß später. Keines der Kinder wußte mehr, wie alles zugegangen. Das Gericht erklärte, der Meister hätte seine Holzstöße besser setzen und die Kinder davon fern halten müssen, und so kam er wirklich mit Zahlen und Zahlen auf die Gant.

Aber das war für den Landsturmmann keine Erinnerung; das war so, wie's die Leute erzählten. Er erinnerte sich nur, wie er sich an jenem Abend heimlich an sein Bett schlich, ohne jemand ein Wort zu sagen; und einen Augenblick ein Angstgefühl hatte, das alle Empfindung zurückdrängte und eine bedrohliche Leere in ihm schaffte. Und wie er die Augen schloß, um nur gleich einzuschlafen.

Nicht lange darauf war es, da ging er mit dem roten Mädchen ins Krankenhaus, die beiden andern besuchen, die es noch erwischt hatte.

Digitized by Google

Was war das für ein Gang. Sie gingen traurig und stolz und neugierig zu den großen Türen, an denen man läuten mußte, bis eine schwarze Schwester mit einer weißen Haube herauskam.

Dann gingen sie durch einen langen Gang und standen endlich verlegen in einem großen Saal, wo die beiden Verwundeten mit eingebundenen Gliedern im weißen Bette lagen.

Die eine Schwester mit dem merkwürdigen Blau im Gesicht und den weißen Händen sagte beim Abschied noch zu dem roten Mädchen: „Das kommt davon, wenn man Hochzeit spielt. Das darf man nie, das gibt immer ein Unglück. Tut's nur nicht mehr."

Darüber liefen sie beide erschrocken davon.

Draußen nahm plötzlich das Mädchen seinen Arm und sie gingen in einem wunderschönen Gefühl eine breite Allee entlang, in der die Kastanien blühten.

Das Mädchen war ihm ganz aus dem Gesicht gekommen im Laufe der Jahre, aber jetzt mußte er denken, wie sie ihn gerettet und beglückt hatte. Er versenkte sich immer mehr darein und gedachte, wie Schönes und Reiches er doch erlebt hatte und wie ganz anders sein Leben vielleicht geworden wäre, wenn in dem schönen roten Mädchen nicht plötzlich jene unbegreifliche Zuneigung erwacht wäre, die ihn bewahrt hatte vor Verzweiflung und vernichtenden Vorwürfen, denen seine Jugend vielleicht nicht gewachsen gewesen wäre. Und so stand sie in seiner Erinnerung als die Gute und Glück Spendende und wußte nichts davon.

Er sann, bis keuchend ein Lastzug angeschnaubt kam und seine leuchtenden Lichter vor sich herschob, um sicher seine Munition nach den Kampflinien zu schleppen.

Ob sein eigen Kind auch schon Glück um sich zu verbreiten vermochte, dachte er nun weiter, und wie schön es war, daß sie ihm ein Gänseblumenkränzchen in aller Ruhe hatte pflücken können.

Digitized by Google

Der Knecht mit dem Licht

Es geht ein Knecht, der trägt ein Licht.
Du kommst des Wegs und siehst ihn nicht.
Doch wer gestreift am Arm ihn hat,
Der folgt ihm durch die ganze Stadt.

„Was geh' ich fremden Schritten nach?
Im Nebel schwand das letzte Dach.
In Feldern liegt die Erde bloß,
Ein Wolkenhimmel wandert groß.

Erreicht ist letzten Feldes Rand.
Ich stehe vor der Himmelswand.
Ich trete ein — o selige Schau!
O Wiese, grenzenlos im Blau! . . .

Verstummt der Schritt. Es wendet sich
Der Knecht und gibt das Licht an mich.
Greises Gesicht verdämmert fern . . .
Ich steh' und halt' den Abendstern."

Felix Braun

Unsere Kriegs-Presse

Es scheint, daß jedes Volk die Presse hat, die es *verdient*. Vielleicht richtiger — die es *verträgt*.

Wenn Engländer und Angloneutrale die *Geschicklichkeit* der englischen Presse preisen, weil sie es immer wieder versteht, ihr Publikum für *neue* Kriegsmomente und Kriegsaussichten zu interessieren, wenn die tatsächlichen Ereignisse die Zuversicht von gestern gelockert haben, muß es eben englischer Aufnahmsboden sein, der es verträgt, stets neue Ansatzpunkte aufzusuchen und das gestern noch Wichtige heute restlos als ohne Bedeutung fallen zu lassen.

Wenn Franzosen und Italiener es bedenkenlos hinnehmen, daß ihre Blätter die schreiendsten Fettdrucklügen am folgenden Tag, wenn alle Welt ihre Unwahrheit erkannt hat, durch noch *fettere Lügen* übertrumpfen und damit über die Haltlosigkeit der großen Nachrichten des Vortages hinwegkommen, sind romanisches Temperament und romanisches Augen-

Digitized by Google

blicksempfinden nötig, um sich diese Presse gefallen zu lassen. Wir deutsche, die wir Stein auf Stein fügen, nach den gestrigen Berichten unser heutiges Urteil systematisch aufbauen, könnten derlei nicht vertragen.

Und bei aller Rücksichtnahme darauf, daß es für den erfolgreichen Teil leichter ist, eine verläßliche, gewissenhafte Presse zu haben, als für die Seite der Mißerfolge, tragen wir dennoch die Ueberzeugung, daß unsere Presse selbst in Tagen ungünstigen Kriegsglücks sich niemals zu den Lügen hergeben würde, welche die Entente tagtäglich aufs neue ihren Lesern vorsetzt. Die Presse, die wir verdienen, die wir vertragen, steht daher unbedingt auf einer höheren moralischen Grundlage, als jene unserer Gegner.

Man hätte voraussetzen können, daß die überall vorherrschende Zensur bis zu einem gewissen Grade halbwegs der Wahrheit der Tatsachen zum Durchbruch verhelfen würde, höchstens ein Verschweigen entmutigender Nachrichten gebracht hätte.

Das gerade Gegenteil war der Fall. Die Zensur unserer Gegner hat jede glatt erfundene, erdichtete Nachricht ruhig zur Veröffentlichung zugelassen, und hat sich niemals damit begnügt, die für die eigene Sache ungünstigen Berichte zu verschweigen, sondern hat aktiv das Gegenteil gefördert.

Eine gewisse Zeitperiode hindurch hat uns dieses System zweifellos empfindlichen Schaden gebracht, hat uns insbesondere im Urteil der Neutralen herabgesetzt. Diese bösen Wochen und Monate sind jedoch überwunden, ohne daß unsere Tagespresse ihren ehrlichen, geraden Kurs jemals verlassen hätte. Heute glaubt kein noch so einseitiger Neutraler mehr an die tatsächliche Ueberlegenheit unserer Gegner, weil etwa „Times", „Matin" oder „Corriere di Sera" ein neues Mittel ankünden, die Mittelmächte unfehlbar unterzukriegen.

Die Lügenpresse ist somit vollständig besiegt. Selbst vor dem eigenen Forum gilt sie wenig oder nichts mehr. Angesichts dieses Sieges ist es nur gerecht, der Tagespresse unserer Sache, die weit mehr aus Selbstzucht denn aus Zensureinflüssen jeder Lockung zur Tendenz und Uebertreibung widerstand, vollständig dem deutschen Empfinden entsprach, ein Wort vollster Anerkennung zu widmen.

v. S.

Fünfzehn Kapitel über Theaterdinge*)

Das moderne Theater wird nicht vom Drama, sondern vom Publikum bedingt. Dieses kuriose Publikum, das sich anmaßend das Volk nennt, sucht und findet auf der heutigen Bühne seine Bestätigung. Da dies Publikum kein Gesicht und keinen Kopf hat und seine Realität höchst fragwürdig ist, läßt es sich Theater vorspielen, das ihm seine Wirklichkeit vortäuscht, und das es zu dem Glauben führt, sein Vorhandensein bedeute Leben.

So wurde das Drama Abbild seiner imaginären bürgerlichen Zuschauer. Die Schreiber dieser Theaterstücke, in ihrer Mehrzahl dem Publikum zugehörig, statteten ihre Personen mit Ideen, Problemen und Empfindungen aus und das Publikum, beglückt über diesen handgreiflichen Beweis seines seelischen Reichtums, erfreut sich an den Kunststücken seiner „Darsteller",

*) Franz Blei: Ueber Wedekind, Sternheim und das Theater. Fünfzehn Kapitel. (Leipzig, Kurt Wolff.) 130 S. Mk. 2.— (Mk. 3.—).

Digitized by Google

die dadurch in ihrer Gesamtheit nicht besser werden, daß sich auch vereinzelt Dichter unter ihnen befinden.

Um bürgerliche Probleme handelt es sich — um von den Niederungen zu schweigen — bei Ibsen; Problemdichtung, ins künstlerische pervertierter Intellektualismus, sind auch die Dramen des jüngeren Strindberg und Wedekinds. Es ändert am Wesen des Kunstwerkes nichts, ob die „Anschauungen" des Dichters oder des Publikums die primären sind, und fortschrittliche Meinungen, die etwa der Autor seine Personen verkünden läßt, mögen sie auch sozial noch so wertvoll sein, können an der Erkenntnis nicht hindern, daß das Kunstwerk wertlos ist. Wedekind würde sich durchaus nicht von einem beliebigen Herrn Verfasserich unterscheiden, wenn er nicht trotz seiner dialogisierten Moraltheorien manchmal ein Dichter wäre.

Als die erste und endgültige Ueberwindung dieses „Bürgerlich-Modernen" erscheinen Franz Blei die Komödien Carl Sternheims, die man heute gern als „Satiren" zu nehmen gewillt ist. Sie bedeuten nicht eine „Vertiefung" des Publikumsmenschen auf der Bühne; sie sind nicht Satiren auf die bürgerliche „Moderne", denn eine Satire würde eine Beziehung des Autors zu seinen Objekten voraussetzen, würde eine Hingabe an sie bedingen. Sternheim satirisiert nicht das Minus des bürgerlichen Menschen, denn hierzu wäre notwendig, daß ein Plus vorhanden ist. Ihm ist das Bürgertum nicht etwas Hassens- oder Liebenswertes, sondern ihm kommt es darauf an, dem Kampf des modernen Bürgers gegen den Menschen seine Definition zu geben. Statt Situationskomik gibt Sternheim Charakterkomik und stellt statt zufälliger Einzelwesen Typen dieser zerfallenen Welt auf. Zu dieser Definition des Bürgers durch Sternheim sagt Blei: „Es gilt: für das Einmal und Jetzt des Typus und dieser abgelösten isolierten bürgerlichen Welt den absoluten Ausdruck auch im Sprachlichen, abgekehrt von allem Zufall des „Natürlichen", zu fixieren. Solche Bestimmtheit läßt nur dem Unbedingten Platz; hier wird nicht „geplaudert", weder mit Geist noch in Stimmung. Die Sachlichkeit dieses Redens bei faktischer Unwirklichkeit des Geredeten gibt dieser Scheinwelt die dichterische Realität. — — — In Sternheims Komödien sind die Gestalten nicht so, weil das und das passiert, sondern der Zufall des Geschehens ist die innere Notwendigkeit ihres Daseins überhaupt".

Blei sieht in Sternheim den angestrengten Willen, den deutschen Kulturbegriff politisch zu realisieren, da uns der religiöse seit der Reformation als Ganzes verloren ging. Er sieht in ihm den ersten Versuch einer neuen geistigen deutschen Kultur gegenüber der materiellen, die das Bürgertum repräsentiert.

Ueber den Rahmen dieses Buches hinaus wird Prinzipielles zu unserer Literatur gesagt, die nicht isoliert, sondern als ein Teil der Gesamtheit unserer Kultur gesehen wird. Es eröffnen sich Ausblicke auf die kommende Tragödie des deutschen Menschen.

Dieses Buch mit dem bescheidenen Titel hält weit mehr als es verspricht: es gibt, von dem Theater ausgehend, die Grundsätze einer Kritik dieser Zeit. Daß Franz Blei, der heute von der Jugend geliebt (und gehaßt) wird wie kaum ein Anderer neben ihm, zu dieser Kulturkritik berufen ist, weiß jeder, der je eine Zeile von ihm verstanden hat.

Hugo Kersten

Digitized by Google

Kellermanns „Krieg im Westen"*)

Was mag es sein, das schon in den ersten Seiten dieser Kriegsberichte einen auszeichnenden Wert überzeugend hervorblitzen läßt? Sind sie im Gegenständlichen nicht ganz wie die andern, die sich täglich, ein endloser gleichfarbiger Flachlandfluß, durch die Zeitungen winden, aus den immer gleichen Elementen aufgebaut: heldenhaftes Ausharren, unausdenkbares Ertragen, zum Humor hinüberspielender Gleichmut —?

In der Tat spart auch Bernhard Kellermann mit diesem (bedauerlicherweise übrigens recht einseitig ausgewählten) Bestand von Begriffen keineswegs. Umso bestimmter aber muß gerade die Unmittelbarkeit festgestellt werden, mit der das geschieht, die Restlosigkeit, mit der die Schicht von Fremde, die sonst alles nur erzählte Erleben umlagert, wie in einer chemischen Reaktion aufgelöst ist. Dieselbe Nähe am Lebendigen wie am Leblosen schlägt einem entgegen, die uns den Roman „Das Meer", in dem nichts eigentlich geschah, unvergeßlich gemacht hat. Wie Kellermann dort in das Tiefste der bretonischen Fischer, ihrer Weiber, Hunde, Boote, Netze eindrang, wie er es, dampfend vor Wirklichkeit, emporriß, daß man fast schon wie vor einer öffentlichen Gewalttat zurückscheute, — so beschwört er heute das Dasein der Tausende, die in verblichenem Feldgrau, lehmbekrustet, zerknittert, im Winseln und Heulen der Granaten, im Eisenprall des Einschlags wortlos die Westfront decken, ihr Dasein, und das ihrer aus rundem Maul verläßlich glotzenden Kanonen, ihrer gierig durch die Luft wirbelnden Handgranaten, ihrer verschlammten Laufgräben und ihrer Ruhequartiere, dieser französischen Nester, aus denen die platzende Fliegerbombe so wenig mehr fortzudenken ist, wie in Friedenszeit der sich sonnende weiße Spitzhund des Apothekers.

Es wäre wohl ein Mißverständnis, nun ungesäumt den schwer verpflichtenden Namen „Kunst" auszusprechen. Es handelt sich weit mehr um eine sehr staunenswerte Gefühlsschärfe, die unfehlbar den treffendsten Ausdruck erspürt, — was nichts destominder nur Vorbedingung künstlerischen Tuns ist und somit noch diesseits desselben liegt. Mehr aus Glück als aus Ueberlegung vermeidet Kellermann so alles Kommentieren, alles Einführenwollen des Zivilmenschen, das in Wahrheit seine Fantasie nur hemmt und seine Anteilnahme erstarren läßt; so umgeht er auch die sonst bei derartigen Gelegenheiten reichlich wuchernde Sentimentalität, die eben an sich nichts anderes als Fremdheit, als ein Selbstbetrug derjenigen Verfasser ist, denen es versagt blieb, die gar nicht sentimentalen Dinge der Front so unmittelbar zu erfassen und wiederzugeben.

Mit guten Gründen lassen sich Kellermanns Schilderungen deshalb als die besten, nämlich die treuesten bezeichnen, die wir bislang zu lesen bekamen, obschon nicht als die besten, die geschrieben werden könnten. Denn es wäre beispielsweise zu denken, daß jemand aufträte, dem diese Dinge mehr noch als Gegenstand einer außergewöhnlichen Darstellungsgabe, dem sie, darüber hinaus, ein nicht zu verschweigendes Seelenerlebnis wären — (aber dieser müßte wohl die Waffe selbst in der Hand gefühlt haben). Oder man kann sich vorstellen, daß auch im Zuständlichen des Krieges sein Treibendes offenbar gemacht werde, jenes geistige Räderwerk, das wir

*) S. Fischer, Berlin 1915

Digitized by Google

meinen klingend gehen zu hören, indem es die Menschheit der Zone der Vollendung näher hebt; — da ja sonst dieser Krieg letzten Endes — für alle Herzen wenigstens, die nicht durch fortgesetzte Zeitungslektüre abgehärtet, leichtfertig und kummerlos geworden sind — nur ein ebenso riesenhafter wie unsagbar gräßlicher Irrtum Europas wäre.

Dr. Weer

Geschmack und Bildung

Ein Kranz kleiner Aufsätze, der um allerlei Fragen des Umgangs mit Menschen, Büchern und Künsten geschlungen ist, veröffentlicht Kurt Martens bei Egon Fleischel, Berlin. Jede dieser Arbeiten empfiehlt sich — äußerlich — durch einen Stil, der tief geschliffenen Kristalle gleicht: Er ist leuchtend, reflektorisch spiegelnd und reich in dem Spitzenwerke seiner Pointen. Was den Inhalt angeht, so sei ihm dies nachgerühmt, daß er gedanklich schmiegsam ist; leicht, ohne seicht zu sein. Jedes Stück erfreut durch die Vernunft seiner Anschauungen, die nicht doktrinär-oberlehrerhaft, sondern fröhlich-polemisch vorgetragen werden. Sie sind das Zeugnis eines Geistes, der die Bedürfnisse seiner Zeit versteht und dieses Verständnis aktueller Kulturnotwendigkeiten all denen beibringen will, denen es mangelt. Den Fragen des inneren Taktes stellt er sich weder als „Moralist" noch als „Aesthet" gegenüber, sondern als Persönlichkeit von Geschmacks-, Verstandes- und Herzensbildung. So findet er, Weltmann und Künstler, einen Standpunkt, den wir meistens teilen können. Ein Eiferer gegen Kitsch und Talmi jeder Form, ein Wegweiser kultureller und künstlerischer Echtheit, zeigt Kurt Martens sich, bald nachdenklich, bald satirisch-lustig als tüchtiger Streiter für die Dinge und Fragen des Geschmackes und der Bildung. — Sein Buch gehört auf den Toilettentisch der Frau des Hauses nicht weniger als in den Bücherschrank des Hausherrn. Ein Essay Martens, hier und da genossen, wird Viertelstunden der Muße stille Freude und nützliche Besinnlichkeit geben.

Richard Riess

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Die zunehmende Erwerbstätigkeit der Frau

Von Friedr. Kleeis, Halle a. S.

Zu den bemerkenswerten Erscheinungen des sozialen Lebens der letzten Jahrzehnte gehört die wachsende Anteilnahme der Frau an der Erwerbstätigkeit. Nach der Theorie soll die Frau zwar in das Haus gehören, aber die wirtschaftliche Entwickelung ist nicht immer so freundlich, sich nach vorher aufgestellten Grundsätzen zu richten. Sie geht häufig noch ihre eigenen Wege und überläßt uns, durch die Statistik festzustellen, wie wir uns täuschten. Nach der Berufszählung vom Jahre 1907, die besonders eingehend die Frauenarbeit erforschte, wurden insgesamt im Deutschen Reiche 31,16 Millionen Personen weiblichen Geschlechts gezählt. Darunter befanden sich 9,69 Millionen Kinder unter 14 Jahren, die als Erwerbstätige nicht in Betracht kommen. Es verbleiben also 21,47 Millionen Frauen, von denen insgesamt 9,27 Millionen als *hauptberuflich* Erwerbstätige in den Berufslisten eingetragen waren. Von je 100 für die Erwerbs-Arbeit in Betracht kommenden Frauen waren demnach rund 43 erwerbstätig. Bei den Männern waren freilich von je 100 etwa 88 erwerbstätig. Aber von den 9,33 Millionen Frauen, die als nicht erwerbstätig aufgeführt werden, verrichten auch sehr viele nützliche Erwerbsarbeit. Wieviele sind in den Städten im Geschäft des Mannes tätig, ohne daß sie bei der Berufsaufnahme in die Liste der Erwerbstätigen eingetragen worden wären. Bemerkenswert ist, daß in der Landwirtschaft die Erwerbsarbeit der Frau eine viel größere Rolle spielt als in der Industrie und im Handel. In ersterer sind nämlich nicht weniger als 4,60 Millionen Frauen hauptberuflich erwerbstätig, während es in der Industrie nur 2,10 und im Handel nur 0,93 Millionen sind.

Einen guten Maßstab für die Vermehrung der Frauenarbeit liefert die Statistik der Krankenversicherung. Dieser Versicherung unterlagen bis zum Inkrafttreten der Reichsversicherungsordnung am 1. Januar 1914 nur alle gegen Gehalt oder Lohn in *gewerblichen* Betrieben tätigen Personen, mit Ausnahme der Hausgewerbetreibenden. Nun stieg bei allen Krankenkassen zusammen von 1885 auf 1913 die Zahl der männlichen Mitglieder von 3½ Millionen auf nahezu 9½ Millionen, das ist ungefähr das 2¾fache. Von 1909 auf 1913 beträgt die Steigerung 363712 Mitglieder. Viel stärker wuchs dagegen in den rund 30 Jahren die Zahl der weiblichen Mitglieder, nämlich

Digitized by Google

von rund ¾ Millionen auf 4,1 Millionen oder das 5½fache. Insbesondere war in den letzten Jahren das Anwachsen der Zahl der weiblichen Mitglieder erheblich; von 1909 zu 1913 betrug ihre Zunahme 682 976 oder 19,8 Proz. Im ganzen verschob sich das Zahlenverhältnis der männlichen zu den weiblichen Mitgliedern ganz erheblich zugunsten der letzteren. Auf 100 männliche Mitglieder entfielen 1885 durchschnittlich 22,2 weibliche, 1909 38,0, 1913 bereits 43,7. Eine Durchschnittsberechnung ergibt, daß im Jahre 1913 auf 1000 männliche Einwohner 285 und auf die gleiche Zahl weiblicher 121 versicherte Personen desselben Geschlechts entfallen. Sehr bemerkenswert ist aber, daß in den einzelnen Gebieten des Reiches diese Durchschnittszahl der weiblichen Versicherten ganz verschieden ist. In der Stadt Berlin kamen im Jahre 1913 auf 1000 weibliche Einwohner 336 gegen Krankheit versicherte Personen desselben Geschlechts, im Kgr. Sachsen 247, Braunschweig 217, dagegen Provinz Hannover 92, Oldenburg 65, Westpreußen 39, Posen 28.

Während dieses sozusagen normalen Verlaufs der Vermehrung der Frauenarbeit brach der Krieg aus. Er steigerte sofort den Zustrom der Frauen zur Erwerbsarbeit in gewaltigem Maße. Die Gründe hierfür sind doppelter Art: nachdem durch die Einberufung des Mannes zum Heeresdienst der Familie der Ernährer genommen war, mußte die Frau an seine Stelle treten und nach Möglichkeit für den Unterhalt der Angehörigen sorgen. Nach verschiedenen Gesetzen hat zwar der Staat und die Gemeinde die Pflicht, für den Unterhalt der Familien der Kriegsteilnehmer zu sorgen, doch bewegte sich diese Fürsorge namentlich zu Beginn des Krieges in den bescheidensten Grenzen. Sodann brauchte das Wirtschaftsleben Ersatz für die abwesenden männlichen Arbeitskräfte, und zwar je mehr je länger der Krieg dauerte. Einige besondere Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens wie die Verteuerung der Lebenshaltung, sowie manche Schwierigkeiten in der Produktion verschärften diese Ursachen. Im allgemeinen ist festzustellen, daß trotz des umfangreichen Eintritts weiblicher Arbeitskräfte in das Erwerbsleben das Angebot solcher weit größer war als die Nachfrage nach ihnen. Im Januar 1916 noch kamen nach dem Reichsarbeitsblatt bei sämtlichen Arbeitsnachweisen des Reiches auf je 100 offene Stellen bei den männlichen Personen 84 Arbeitsuchende, bei den weiblichen aber 163.

Die durch den Krieg hervorgerufenen eigenartigen Gegenstände gaben den Behörden vielfach Veranlassung, durch besondere Maßnahmen die Berufstätigkeit der Frauen zu fördern. So wurde schon durch ein Notgesetz vom 4. August 1914 und im Anschluß daran durch einige Bundesratsverordnungen die Vorschriften über den Schutz der Arbeiterinnen in den Fabriken, die deren Verwendung zu manchen Arbeiten hinderlich ist, eingeschränkt. Die Regierungen der Einzelstaaten ergänzten durch Anweisungen an die Gewerbeaufsichts-

Digitized by Google

beamten diese Maßnahmen noch, indem sie Erleichterungen für die Nachtarbeit der Frauen zuließen. Hiezu traten einschlägige Erlasse der einzelnen Zweige der öffentlichen Verwaltung. Der preußische Justizminister verfügte, daß die Frau bei den Gerichtsschreibereien in verstärktem Umfange beschäftigt wird. Nach einem Erlaß des preußischen Eisenbahnministers dürfen weibliche Hilfskräfte überall da eingestellt werden, wo es an männlichen Kräften fehlt, sofern sie die nötigen Arbeiten verrichten können. Durch die Zwangslage kam die preußische Schulverwaltung zu dem Entschluß, weibliche Lehrkräfte aushilfsweise an höheren Schulen für Knaben zu beschäftigen. Zu umfangreichen Einstellungen weiblicher Hilfskräfte sah sich noch die Post gezwungen.

So kommt es, daß heute die Frau in einer Reihe solcher Stellungen und Beschäftigungen sich findet, für die man sie früher nicht als geeignet hielt: Als Straßenbahnschaffnerin, Fahrstuhlführerin, Fensterputzerin, Fahrkartenlocherin, Müllabfuhrfrau, Briefträgerin, Postillon, Verladerin auf Kohlenplätzen, Nachtwächterin, in der Schwer-Eisenindustrie, Sattlerei, Schuhmacherei, Metallschleiferei, in Brotfabriken, — sogar als Schmiedegesellen sind Frauen schon vermittelt worden. Das Reichsarbeitsblatt veröffentlicht im Februarheft einen Bericht von 362 großen Unternehmungen in zwölf Gewerbegruppen über die Zahl der beschäftigten Arbeiter im Januar 1915 und 1916. Während die Zahl der männlichen Arbeiter nur um 11262 stieg, vermehrte sich die Zahl der beschäftigten Frauen um 30200. In 45 Unternehmungen des Bergbaues vermehrte sich die Zahl der beschäftigten Frauen von 3717 auf 18140, in 40 Unternehmungen der Eisen- und Metallindustrie von 3240 auf 10667. Werfen wir noch einen Blick auf die Statistik der Krankenversicherung, wie sie das Reichsarbeitsblatt veröffentlicht, so ergibt sich folgendes: Setzt man den Bestand an versicherungspflichtigen Mitgliedern am 1. Januar 1915 auf je 100, so ergibt sich für den 1. Januar 1916 ein Bestand bei den männlichen Mitgliedern von 86, bei den weiblichen aber von 113. Die berichterstattenden Kassen hatten am 1. Januar 1916 zusammen 4747613 männliche und 4019564 weibliche Mitglieder. Es kommen somit auf 100 männliche 84 weibliche Mitglieder. Das ist eine ganz erhebliche Zunahme der letzteren gegen das oben angegebene Verhältnis vom Jahre 1913. Besonders zahlreich sind die weiblichen Mitglieder bei den Ortskrankenkassen der großen Städte. Die Allgemeine Ortskrankenkasse der Stadt Berlin wies am 1. Januar 1916 einen Mitgliederbestand von 131387 Männern und 268628 Frauen auf.

Interesse dürften noch einige Ziffern über die Lohnverhältnisse der Arbeiterinnen erwecken. Allgemeine und zuverlässige Erhebungen bestehen hierüber nicht; man ist auf Einzelbilder oder Hilfsmittel angewiesen. Ein Erlaß des preußischen Eisenbahnministers sagt, daß im Allgemeinen bei der Bemessung der Löhne für die eingestellten Frauen über $^3/_4$ des Lohnes der im gleichen

Digitized by Google

Dienst tätigen Arbeiter nicht hinausgegangen werden soll. Diesem nicht gerade rühmenswerten Beispiel ist im großen Ganzen auch die Privatindustrie gefolgt. Ob die Entschädigung in Zeit- oder Stücklohn erfolgt: immer bleiben die Löhne der Frauen gegenüber denen der Männer erheblich zurück. So zahlt die Firma Krupp, die zwischen dem ersten Januar und 1. Juni 1915 rund 5000 weibliche Arbeitskräfte einstellte, diesen 2.50 Mk. für den Tag. In einigen großen Geschoßfabriken sinkt der Anfangslohn auf 1.80 Mk. täglich. Die Allgemeine Ortskrankenkasse in Berlin gibt in ihrem letzten Geschäftsbericht an, daß von den weiblichen Mitgliedern (siehe oben) genau die Hälfte einen Taglohn bis zu 2.15 Mk. hat. 34,2 Prozent hatten einen solchen von 2.16 bis 3.15 Mk. und nur der Rest von etwa 16 Prozent hatte mehr. Nach den Berichten der Kassen der Provinzstädte hat etwa zweidrittel bis dreiviertel der weiblichen Mitglieder einen Taglohn nur bis zu 2 Mk. Nach den besonders in diesem Punkte ausgebauten Berichten der Großen Ortskrankenkasse Leipzig vermehrte sich die Zahl der weiblichen Mitglieder mit einem Tagelohn von 2 bis 3.25 Mk. von 26,0 Prozent im Jahre 1906 auf 41,2 Prozent am Ende des Jahres 1915. Diese Steigerung der Löhne ist immerhin nur bescheiden zu nennen, wenn man bedenkt, in welcher Weise inzwischen die Preise für die Gegenstände des Haushalts gestiegen sind.

Zum guten Teil wird es sich bei der während des Krieges so gewaltig gesteigerten Frauenarbeit um aushilfsweise Vertretung handeln. Zweifellos wird aber auch ein großer Teil der bei dieser Gelegenheit zur Erwerbsarbeit gelangten Frauen diese dauernd ausüben. Man denke nur daran, wieviel der Männer, die gesund und kräftig in den Kampf zogen, entweder überhaupt nicht oder in ihrer Erwerbsfähigkeit schwer beeinträchtigt zurückkehren. Die Frau wird somit in zahlreichen Fällen auch weiter gezwungen sein, zu erwerben. Dazu kommt noch ein weiterer Umstand. Die weibliche Arbeitskraft ist, wie wir gesehen haben, wenigstens für jetzt und die nächste Zeit noch weit billiger wie die der Männer. Das werden die Arbeitgeber wahrnehmen und ohne Not nicht einen Wechsel in der Besetzung eines zur Zeit von einer Frau bekleideten Postens vornehmen. „Wo es fest steht", sagte die „Arbeitgeber-Zeitung" kürzlich, „daß eine Frau einen Posten ausfüllen kann, ohne daß sie körperlichen und geistigen Schaden erleidet, und ohne daß sonstige soziale oder wirtschaftliche Schädigungen entstehen, da darf man gewiß nicht fordern, daß nun bloß aus prinzipiellen Gründen die Männerarbeit bevorzugt wird. Das wäre weder privatwirtschaftlich noch volkswirtschaftlich gerechtfertigt. Wer mit einer billigeren Arbeitskraft auskommen kann, dem soll man nicht zumuten, daß er aus Gründen, die immerhin höchst theoretischer Natur sind, seine Produktion verteuert". Es liegt uns fern, an dieser Stelle gegen diese Worte zu polemisieren; es sei nur auf die Gefahren hingewiesen, die hierdurch der

Digitized by Google

Männerarbeit drohen. Man hat schon von einem Kampf der Geschlechter gesprochen, der im wirtschaftlichen Leben dem Kriege folgen wird. Diese Befürchtungen mögen übertrieben sein, doch entbehren sie auch nicht einer gewissen Begründung.

Noch manche sonstige Wirkung wird die so sprunghaft gesteigerte Frauenarbeit mit sich bringen. Ohne gründliche Verbesserung des Arbeiterinnenschutzes, wie überhaupt der hygienischen und sanitären Maßnahmen zur Milderung der Folgen der Frauenarbeit wird die Gesundheit der Frauen schwer zu leiden haben. Ist doch bislang schon festgestellt worden, daß die Zahl der Betriebsunfälle der Frauen eine verhältnismäßig große ist. Alle die Vorgänge werden auf die Geburtenziffer und die Säuglingssterblichkeit nicht ohne nachteiligen Einfluß sein, denn die Doppellast von Mutterschaft und Erwerbsarbeit ist nur schwer zu ertragen.

Begeisterte Frauenrechtlerinnen sehen in den hier erörterten Kriegswirkungen auch eine Förderung ihrer Ideale. Man wird auch tatsächlich nicht bestreiten können, daß die wirtschaftliche Gleichberechtigung der Frau folgerichtig auch ihre politische Gleichberechtigung fördern muß. Die Einräumung gewisser weiterer Rechte im bürgerlichen Leben, in Gemeinde und Staat wird man der Frau auf die Dauer nicht vorenthalten können. Die Voraussetzung dazu ist immerhin eine umfassendere und zielbewußtere Frauenbewegung. Ohne Kampf keine Erfolge! Das gilt auch für die Gegen- und beiderseitigen Rechte der Geschlechter und ihren Einfluß auf das öffentliche Leben. Zur Anteilnahme an einer tatkräftigen Frauenbewegung hat aber die Frau, besonders die Arbeiterin, seither immer noch wenig Neigung gehabt. Ob der Krieg, so einschneidend seine unmittelbaren Wirkungen auch sind, hieran viel ändern wird, ist noch nicht anzunehmen.

Aehnlich liegen die Dinge auch hinsichtlich der Wirkung der geschilderten sozialen Vorgänge auf die Gestaltung des Familienlebens im Allgemeinen. Die Hoffnungen, daß die Frau wieder ins Haus zurückkehrt „und drinnen waltet als züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder", werden zwar in weitere Ferne gerückt als die Prophezeiungen der Sozialdemokratie von den Zentralküchen, Kinderhorten und dergleichen. Immerhin ist in den gewaltigen Zeiträumen, die selbst kleine Veränderungen besonders auf diesem Gebiete zu durchlaufen pflegen, der Krieg doch nur eine Episode. Vorläufig ist der Krieg hier nur geeignet, die eine oder andere Theorie zu stützen. Ob diese oder jene wirklich die richtige ist, wird späteren Geschlechtern — wieder einmal die Statistik zeigen.

Digitized by Google

Von Thomas Carlyle zu Thomas Mann

Von Joachim Delbrück

Als Thomas Carlyle im Herbst des Jahres 1852 mit seiner „Geschichte Friedrichs II. von Preußen genannt Friedrich der Große" begann, hatte er so gut wie keine Vorgänger. An brauchbaren kritischen Arbeiten fand er Rankes „Zwölf Bücher preußischer Geschichte", die biographischen Studien von Preuß, im übrigen aber einen Wust von Quellen, „unsaubere Geschöpfe (preußische Dummköpfe), denen er mit Liebkosungen und Schmeicheleien ihr Geheimnis zu entlocken suchte".

Siebenundfünfzigjährig begann er das Werk. Siebzigjährig vollendete er es. „Ich bin zu alt, um mich für Friedrich enthusiastisch zu begeistern," schrieb er am 23. Juli 1853 an seine Frau, „und jetzt sehe ich ein, daß es außerordentlich schwer halten wird, seine Geschichte aus dem unendlichen Schutt so vieler Pedanten, die sie behandelt haben, klar und zusammenhängend heraus zu sieben." Und unter dem 28. Februar 1854 steht in seinem Tagebuch: „Das Problem ist wirklich nichts anderes, als den ungeheuren Misthaufen des 18. Jahrhunderts mit seinen entsetzlichen Heucheleien, mit seiner schmutzigen und blinden Sinnlichkeit, seiner Grausamkeit und seiner in Verwesung übergegangenen Lehre, die unvermeidlich völliger Vernichtung entgegengeht, zu verbrennen; alles das zu zerstören und zu vernichten, nachdem man es durchschaut und die Notwendigkeit seiner Verwesung eingesehen hat."

In dreizehnjährigem aufreibendem Kampf rang Carlyle mit den Schwierigkeiten der Gestaltung. Der Stoff, den er bezwingen wollte, bezwang ihn. Aus einer Geschichte Friedrichs ward eine Staaten- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts, die in der deutschen Uebersetzung sechs Bände mit 4302 Seiten maß.

Digitized by Google

Ein halbes Jahrhundert ist seitdem vergangen. Die Literatur über Friedrich ist zum Spezialgebiet geworden, der kleinste Zug aus seinem Leben gedeutet und erforscht. Carlyles Fehler sind von seinen Nachfolgern vermieden worden. Auch der Standpunkt der Forschung hat sich geändert. Trotzdem war keiner bisher erstanden, der es wie er vermocht, den Schatten des großen Toten zu beleben, und noch im Jahre 1901 schrieb Hensel in seiner Biographie Thomas Carlyles: „Nach allen neueren Forschungen bleibt es doch dabei, daß das Bild, welches wir von dem großen König vor Augen haben, von der Hand Carlyles gezeichnet ist, und daß wir alle Verbesserungen lediglich als Korrekturen in dieses Bild eintragen, ohne daß es die uns vertraut gewordenen Züge verlieren darf".

Dieser Satz galt etwa anderthalb Dezennien, galt bis zum Kriegsjahre 1915, da in der bei S. Fischer verlegten „Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte" als fünftes Bändchen Thomas Manns Abriß „Friedrich und die große Koalition" erschien.

Mancherlei deutete auf des Künstlers Beschäftigung mit dem Stoff. Vertraute Freunde wußten zu berichten, daß er an einem biographischen Roman arbeite, der Friedrich zum Helden habe. Seine Novelle „Der Tod in Venedig" schien ankündigende Bestätigung. Der Dichter sprach hier von der „klaren und mächtigen Prosa-Epopöe vom Leben Friedrichs von Preußen", sprach von einer Stirn, „hinter der die blitzenden Repliken des Gesprächs zwischen Voltaire und dem Könige über den Krieg geboren", von Augen, „die das blutige Inferno der Lazarette des Siebenjährigen Krieges gesehen".

Dann kam das Werk, begonnen trotz einer Fülle von Vorgängern, deren Autorität erdrückend wirken konnte, geschaffen von eines Vierzigjährigen reifster Männlichkeit, an Umfang 115 Seiten nur: ein Abriß für den Tag und die Stunde!

Es ist etwas Symphonisches in dieser neuen Arbeit Thomas Manns. Nicht wie Wagner „beim tiefsten Es des Vorspieles

Digitized by Google

vom Vorspiel" beginnend, legt er das Grundthema an den Anfang — um beim Musikalischen zu bleiben — von Fagotten spitz geblasen: „Das große Mißtrauen, das tief wurzelnde und, wenn wir billig sein wollen, ziemlich begründete Mißtrauen der Welt gegen König Friedrich II. von Preußen."

Seltsam, daß der Gelegenheitshistoriker seinen Fachkollegen diesen Trumpf aufsetzen konnte. Das große Mißtrauen! In der Tat die Ursache aller europäischen Händel damals und grundlegend für Friedrichs dornenreiche Laufbahn.

Ein kluges Wort! Spielend erworben, lediglich Ausdruck des redegewandten Mannes? Man schreibt über so vieles heute, exzelliert in Literatur, Musik und Politik. Warum sollte man nicht auch einmal Geschichte schreiben und zufällig das Richtige treffen? Mit nichten, achtbarer Leser!

Was wir erleben, ist eine neue Deutung des Rätsels Friedrich, Frucht höchster Arbeit und in ihrer Folgerichtigkeit durchaus nicht zufällig: Die Thronbesteigung „des niedlichsten Menschenkindes im Königreich", „la journée des dupes", wie die enttäuschte Welt sie fortan nennt, den Offensivgeist seiner Regierung, das große Mißtrauen gegen den „bösen Mann". Wir sehen Komplotte zum Ausbruch kommen und hören vom fürchterlichsten aller Kriege, der aus dem „niedlichsten Menschenkinde" ein wandelndes Gerippe macht, einen Mann, der sich selber zum Spuk wird, dessen Ruhm aber als der eines Gottgeschlagenen und Gotterwählten aufwächst wie ein Baum und das Jahrhundert überschattet.

Alles dies sehen wir kurz und prägnant gefaßt, den ungeheuren Stoff bemeistert, wo Carlyle ein Buch setzt, auf einer Seite, wo ein Kapitel, in einer Zeile. Der Laie liest darüber hinweg. Ahnt er, was etwa ein Satz bedeutet wie dieser: „Die österreichischen Historiker schwören zwar himmelhoch, daß die Kaiserin damals keinen Angriff geplant habe . . .". Oder ein Raisonnement wie das folgende: „In seinen allerletzten Gründen war dieser ungeheuerliche Kampf ein Angriffskrieg: denn

Digitized by Google

die junge, die aufsteigende Macht ist psychologisch genommen immer im Angriff, und die anderen, die bestehenden Mächte sind es, die sich gegen sie zu verteidigen haben. Etwas weiter gegen die Oberfläche war er ein Verteidigungskrieg: denn Preußen war ja eingekreist und sollte baldtunlichst vernichtet werden. Er war dann wieder ein Angriffskrieg, indem Friedrich ihn zuvorkommend vom Zaune brach. Er war abermals ein Verteidigungskrieg: denn einer gegen fünf, das läuft jedenfalls auf Verteidigung hinaus, auch wenn der eine die Kriegserklärung versandt — oder es vielmehr auch noch unterlassen hat, sie zu versenden. Und er war fünftens wieder ein Angriffskrieg, indem die schwerste und verzweifeltste Verteidigung sich notwendig in die Form des Angriffs rettet. „Dem Feind in den Hosen gesessen!" „Angriff, Angriff!" „Attaquez donc toujours!" Darauf hatte er instinktmäßig seine Truppen eingeübt, das hatte er ihnen selbst zum Instinkt gemacht, und damit führte er den Krieg, ungeachtet der Freundesstimmen, die ihn ermahnten, sich doch ja „defensiv" zu verhalten . . ."

Daß dahinter Tage und Monate unermüdlichen Studiums stehen, hinter diesem Raisonnement?

Wir gedachten bereits des erschöpfenden Kampfes, den Carlyle um die Belebung seines Stoffs geführt. Von der unerhörten Mühe, die ihm die Arbeit am „Friedrich" kostete, gibt ein Artikel Larkins in der „British Quarterly Review" Aufschluß, dessen Thomas A. Fischer Erwähnung tut. Wie Joseph Neuberg, der Uebersetzer der deutschen Carlyle-Ausgabe, war Larkin eine Art freiwilligen Faktotums Thomas Carlyles. Aus den Briefen, die er von diesem empfing, spricht dieselbe ängstliche Genauigkeit, dasselbe Gefühl der überwältigenden Last der Arbeit. „Meine Arbeit am ‚Friedrich' füllt mich mit Schaudern", „das entsetzliche Problem des Siebenjährigen Krieges", „ich kämpfe um Leben und Tod mit der Arbeit" sind Ausdrücke, die während dieser Jahre in seinen Briefen oft genug wiederkehren.

Digitized by Google

Thomas Mann schweigt über solche Dinge. Der Geschichtschreiber bleibt uns die Antwort schuldig. Der Künstler gibt sie an jener wundervollen Stelle des „Tods in Venedig", da er von seinem Helden als „dem Dichter aller derer" spricht, „die am Rande der Erschöpfung arbeiten, der Ueberbürdeten, schon Aufgeriebenen, sich noch Aufrechterhaltenden, all dieser Moralisten der Leistung, die, schmächtig von Wuchs und spröde von Mitteln, durch Willensverzückung und kluge Verwaltung sich wenigstens eine Zeit lang die Wirkungen der Größe abgewinnen." „Sein Lieblingswort war ‚Durchhalten', — er sah in seinem Friedrich-Roman nichts anderes als die Apotheose dieses Befehlswortes, das ihm als der Inbegriff leidend-tätiger Tugend erschien." „Mit vierzig, mit fünfzig Jahren wie schon in einem Alter, wo andere verschwenden, schwärmen, die Ausführung großer Pläne getrost verschieben, begann er seinen Tag beizeiten mit Stürzen kalten Wassers über Brust und Rücken und brachte dann, ein Paar hoher Wachskerzen in silbernen Leuchtern zu Häupten des Manuskripts, die Kräfte, die er im Schlaf gesammelt, in zwei oder drei inbrünstig gewissenhaften Morgenstunden der Kunst zum Opfer dar. Es war verzeihlich, ja, es bedeutete recht eigentlich den Sieg seiner Moralität, wenn Unkundige . . . die epischen Massen, in denen sich Friedrichs Heldenleben entrollte, für das Erzeugnis gedrungener Kraft und eines langen Atems hielten, während sie vielmehr in kleinen Tagewerken aus aberhundert Einzelinspirationen zur Größe emporgeschichtet und nur darum so durchaus und an jedem Punkte vortrefflich waren, weil ihr Schöpfer mit einer Willensdauer und Zähigkeit, derjenigen ähnlich, die seine Heimatprovinz eroberte, jahrelang unter der Spannung eines und desselben Werkes ausgehalten und an die eigentliche Herstellung ausschließlich seine stärksten und würdigsten Stunden gewandt hatte."

Und das ist das Große an Thomas Mann, daß er in unseren Tagen der literarischen Akkordarbeit den Wert wirklicher Arbeit erkennt und für sie eintritt. Darauf beruht seine Ueberlegenheit,

Digitized by Google

darauf im Vorliegenden die Beherrschung des Stoffs, der symphonische Aufbau und jener scharfgeschliffene Stil, der in der Tat den Eindruck vermittelt, daß dieser besondere Künstler im Stande, „die blitzenden Repliken des Gesprächs zwischen Voltaire und dem Könige über den Krieg" zu schmieden, wie sie der stahlharte Gegenstand verlangt.

So ist die neue Arbeit Thomas Manns eine Erfüllung und gleichzeitig eine starke Hoffnung: Erfüllung für jene, die aus seinem Munde etwas über das Rätsel Friedrich zu hören wünschten, eine Hoffnung aber allen denen, die in ihm den zukünftigen Autor der „klaren und mächtigen Prosa-Epopöe vom Leben Friedrichs von Preußen" sehen.

Das Schwerste von allem

Von Hermann Gottschalk

Trenne den Menschen von seinen Wünschen, und du hast ihn vernichtet. Aber eher tötest du ihn, ehe dir das gelingt. Unsre Wünsche überleben uns. Der schlechteste Kerl, von dem wir wissen, daß er sich besser gewünscht hat, wird in dem, was er war, vergessen, aus seinen Wünschen aber richtet sich ein neues, versöhnliches Bild empor — Zug auf Zug verändert sich — der Handelnde hat sich verflüchtigt — ein Andrer lebt in seinen Wünschen fort. Unser Dasein ist nicht nur doppelt, es ist vielfach: es ist materiell und geistig, eigensüchtig und mitteilend, sonderlich und allgemein, tatsächlich und wunschhaft. Und noch vieles andere zugleich. Das Bild des Ichs läßt sich auflösen wie eine chemische Zusammensetzung. Schließlich bleiben einfache Elemente übrig — psychologische und physiologische Beweisbarkeiten — sie sind nichts, waren nichts und erklären nichts. Was aber war? Nur Unbeweisbares. Aus Gesetzen Herstammendes, die unerschütterlich und doch nicht erkennbar sind. In einem unmathematischen

Digitized by Google

Sinne physische Gesetze, an deren Erkenntnis nicht einmal etwas gelegen wäre, außer für Professoren, die besoldet werden, um die letzten Gründe alles Geschehens festzunageln. Dieweil ihr Brotherr, der Staat, in seiner höchsten Konsequenz keine unkontrollierten Daseinsmotive dulden darf. Aber der Staat, der so viel von der Person verlangt, ist gezwungen, die Ichs immer mehr zu entselbsten, möglichst viele Handlungsmotive ins Allgemeine überzuführen — und er macht das Ich immer rätselhafter, läßt immer mehr Ich-Material ins Unkontrollierbare zurücksinken. Seine Grundidee, möglichst alle Wünsche zu erfüllen und im durchschnittlichen Daseinsmaß das Normalbett für die menschliche Wunschseele herzustellen, ist vom Unmöglichen das Unmöglichste. Er erreicht seine Vollkommenheit nur durch das Wunschopfer, durch immer weitergreifenden persönlichen Verzicht. Werden aber deshalb die Wünsche, auf die wir verstaatlichten Seelen verzichten, zu nichts? Lassen sich Wünsche durch noch so ehrliche Entsagung aus der Welt schaffen? Sollte es sich mit den geistig-seelischen Substanzen nicht ebenso verhalten wie mit den chemischen, daß sie in ihrer Gesamtheit unzerstörbar sind? Wer das verneinen will, soll bei sich selbst anfangen und ehrlich bekennen, ob es ihm, auch wenn ihm ein Verzicht gelungen ist, auch gelungen ist, den Wunsch bis zum völligen Vergessen aus seiner Seele zu reißen. Ob nicht dieser Wunsch immer und immer wiederkehrt, ja eigentlich in seiner geheimen Fortdauer erst dem Verzicht die moralische Eigenschaft verleiht? — Unsre Wünsche sind so untrennbar von uns wie irgend ein körperliches Organ. Und von seinem Leibe sich gewaltsam trennen kann nur der, den die Kraft des Wunsches verlassen hat. Wunschlosigkeit — das ist die wahre menschliche Hölle, aus der es nur einen Ausweg gibt, den Tod. Der Inbegriff aller Qual in der ewigen Verdammnis des christlichen Mittelalters ist, daß der Tod die Stelle aller Wünsche eingenommen hat, mit der größten Heftigkeit, und nun in Ewigkeit unerfüllt bleibt. Eine Grausamkeit des Wunschlebens, die nur im Gehirne künftiger Weltkriegsvölker entspringen konnte.

Digitized by Google

Die Welt des Wunsches hat ihre Verfassung ganz abseits von allen anderen Welten. So wenig sich materielle und geistige, eigensüchtige und mitteilende, sonderliche und allgemeine, tatsächliche und illusorische Daseinskomplexe irgendwie decken und entsprechen, so wenig kongruiert die Welt des Wunsches mit einer von ihnen oder allen zusammen. Sie ist ein Glied für sich von diesem Pandämonium. Auch auf Schopenhauers abstrakte Formel „Welt als Wille und Vorstellung" läßt sie sich nicht ziehen. Sie ist weder Wille noch Vorstellung. Sie ist von beiden etwas, aber daneben hinaus wieder etwas vollkommen anderes. Sie ist dem Einzelnen genau so persönlich gegeben, als Typus angeboren, wie jede andre Seite seines Wesens. Sie bestimmt sein Tun und Lassen genau so unerbittlich, wie die anderen Bestandteile seines Charakters. Als echter Hans Guck-in-die-Luft stolpert der Mensch, dessen Wunschkomplexe zu sehr abseits von seinen „tatsächlichen" Daseinsbedingungen (Talent, Charakter, Willenskraft u. s. w.) liegen, immer über dieselben Hindernisse; er kommt nicht von seinen Wünschen los, die ihn unglücklich machen und doch zuletzt bis ins Elend hinein sein einziger und wahrer Trost bleiben. Sein Kampf mit den Andern ist nicht nur ein Kampf der „sichtbaren" Realitäten; über ihnen tobt der Kampf der Wünsche, der alle Pläne, alle Anlagen, alle Einsichten durchkreuzt.

Es ist mit den Völkern, Rassen, sogar Weltteilen nicht anders. Ihre fortwährende Umgruppierung — soziale, anthropologische, religiöse, politische, kulturelle — beweist, daß immer wieder andere Daseinskomplexe zueinander hintasten, sich voneinander lösen, um sich neu zu mischen. Die Zeit als ein mächtiger Rührlöffel bringt immer neue Mischungen ans Licht. Niemals aber durchgängige „Eigenschaften", die, wie es sich in Ministerreden so schön liest, gewisse Völker auf ewig füreinander bestimmen. Von diesen Mischelementen werden nur die bequemsten mit der wissenschaftlichen Zange herausgefischt. Das sind dann „die wahrhaft beweiskräftigen". Z. B. die Vorausbestimmung gewisser Völker für die Freiheit, oder gewisser Rassen für die Alleinherrschaft.

Digitized by Google

Was sich der Wissenschaft nicht ergibt, gilt nicht. Die gewaltige, große, in alle Realitäten eingreifende, alles Wollen, Denken, Handeln, Müssen, Hoffen, Fürchten einschließlich der wissenschaftlichen Wahrheiten mitregierende Welt des Wunsches — gilt nicht. Sie ist kein „Beweisobjekt". Und nichts, nichts hat doch in diesem Weltkrieg eine mächtigere Realität als der Wunsch; nichts hat so großen Einfluß auf Vorbereitung, Umfang und Dauer, Gruppierungen und Zerwürfnisse, auf alle beteiligten Gefühle und Gedanken, auf die entwickelten Energien, Tugenden und Laster, auf die geistige und moralische Verfassung aller Kriegführenden, als er. Hoch, hoch über dem Weltkrieg zu Lande, Luft und Wasser tobt gespenstisch verwirrend der Weltkrieg der Wünsche. Viel, viel umfänglicher als der Krieg der Waffen. Anders gelagert nach den Parteien — oft hemmend und entzweiend, wo der untere Krieg stärkste Einigkeit erheischt — Geister zu einander ziehend, die in der niederen Wirklichkeit blutig aufeinander schlagen — immer unbegrenzt, immer auf eigene Ziele gerichtet. In ihn ist die ganze Erde verwickelt. Hier kämpfen alle, auch die neutralsten der Neutralen, und irgendwo und irgendwie setzt sich dieser Kampf der Wunsch-Dimension in irdische Mitwirkung um. Mächtiger, heftiger, härter schlagen die Waffen der Wunschfeinde aufeinander, als die der Kriegsentbrannten . . .

Unsre Feinde wissen, wir wünschen den Frieden. Sie selber wünschen ihn auch. Sachliche, wunschentbundene Einsicht müßte ihnen sagen: jetzt ist der Friede billiger als später. Für alle Teile. Aber ihre Wünsche sind unerbittlichere Feinde der unseren, an ihre Wünsche klammern sie sich wie an höhere Mächte, der Friede von morgen ist gewisser als der Friede von heute, ihre Wünsche wollen die unseren zuvor erwürgen; dann, meinen sie, folgt der Sieg der Realitäten so gewiß wie zwei auf eins. Wie Tiere, die in jäher Daseinsangst erst Schreie gegeneinander ausstoßen, unbekannt gegen unbekannt, so schrecken sich Kriegführende mit dem Gebrüll ihrer Wünsche. Sie wollen sich glauben machen, daß der Andere das Letzte an die Erfüllung seiner Wünsche setzt,

Digitized by Google

und wehe dem, der an die Wünsche des Andern glaubt, er wird das Opfer der Panik, wird blind gegen die Schlacht der Wirklichkeiten, holt seine Strategie aus der Wunschdimension herab ... Hans Guck-in-die-Luft.

Das „kühle" England (in Wahrheit phantastisch wie Tartaria) ist ein Opfer dieser Panik geworden. Ein irgendwann gefallenes Wort aus verantwortlichem Munde „öffnet ihm die Augen" über Deutschlands Wünsche. Von da beginnt die ansteckende Krankheit „Einkreisung". Erfolge in der Wunschdimension verdichten sich zum Nebel, der die Wirklichkeit verhüllt. Bisher weiß England genau, wie wenig Deutschlands Wünsche den seinigen hinderlich sein können. Diese gehen auf Beherrschung der Welt durch Geld und Arbeit. Aber nun ist es, auf dem Wege zur Erfüllung, in seinen Wünschen erschreckt, und plötzlich liegt Deutschland als Stein in seiner Wunschbahn. Die Panik fängt an. Die asiatische Gefahr verschwimmt, Rußland wird lieb und angenehm, mit der ganzen Welt feiern Englands Wünsche zärtliche Hochzeit, nur der Stein, der deutsche Stein wächst ins Ungemessene, alle Wunschenergie staut sich um dieses eine Hindernis. So blind, daß seine wirkliche Beschaffenheit verkannt wird. Es ist unmöglich, gegen wirkliche Feinde zu ziehen, ehe nicht der Wunschfeind ausgerottet ist. Man rottet ihn aus, indem man die reale Unterlage der eigenen Wunschwelt zu zerstören beginnt, die nationale Arbeitsorganisation — zum besten einer Kriegsorganisation ... Hans Guck-in-die-Luft.

Was hat Frankreich ins Unglück gezogen? Ein Wunsch! Elsaß-Lothringen. Die besonnene Mehrheit des Volkes glaubt ihn begraben zu haben. England gräbt ihn wieder aus. Und siehe, der Wunsch schließt noch alles ein, wessen die Franzosenseele bedarf: Ehre, Ruhm, Gewinn, Rache! Auch in den Besten. Frankreich fand keine neue Fassung für seine Wunschseele — — eine Gelegenheit, und sie kriecht in die alte zurück. Die Gewißheit, den Inhalt aller Wünsche neu zu erleben, siegt über alle Unmöglichkeiten. Sie wächst ins Riesengroße, ins Allüberzeugende,

Digitized by Google

ins Heilige. Der „Feind" fliegt in die schwärzeste Hölle. Bis zur ewigen Wunschlosigkeit wird er zerschmettert. Man glaubt daran wie an einen Gott. Noch enthält die furchtbare Wirklichkeit der Niederlage kein Gramm von Ueberzeugungsgewicht. Und noch immer starrt Frankreich auf seinen Wunsch als das einzig Wirkliche, Mögliche. Von irgendwo muß es kommen, muß!! — Hans Guck-in-die-Luft.

Italien hält die Schnur seines Wunschballons etwas strammer, es verlor ihn nie ganz aus der Wirklichkeit. Hier ist der Wunsch mehr ein Bild, in der Phrase geblieben. Es guckt wohl in die Luft, aber es hängt seinen Wünschen nicht bis ins Verderben nach. Gehts nicht, so zieht man sie wieder herunter. Mit einer schönen Gebärde werden sie wieder eingeholt: ich habe nur zeigen wollen, daß ich auch kann.

Im Russen wohnt der Wunsch am meisten bei der Wirklichkeit. Seine Wirklichkeit ist noch von soviel Dumpfem und Trübhaftem erfüllt, das Mystische noch ziemlich unzergliedert. Dank dieser kurzen Distanz ist die Sturzhöhe von Wunsch zu Wirklichkeit nie verderblich. Seine Wunschwelt ist noch beinahe unausgebaut. Seine und unsere Wünsche haben auch wenig Krieg miteinander. Wir bekriegen es durch das Unglück der geographischen Lage. Die Wünsche des Russen sind noch fast rein physischer Natur: räumliche Ausbreitung. Er hat wirklich etwas von einer Walze. Rückwälzend erdrückt sie ebenso wahllos wie vorwärts. Der Russe ist kein Hans Guck-in-die-Luft, er hat noch gar nicht angefangen, aus sich herauszugucken. Er ist das idealloseste und ideenloseste von allen Großvölkern der Erde. Zuweilen leiht er sich fremde Ideen, ohne sie zu assimilieren; haßerfüllt stößt er sie wieder von sich, sobald die Walze zu rollen beginnt. Er folgt nur dem Gewicht seines Unbewußten.

Und bei uns? Wir können nur sagen: Gottseidank, daß die Alldeutschen nicht regieren. Ihre Wünsche sind es, die den Wunschkrieg gegen uns entfesselt haben. Oder ihm wenigstens das Phantom bieten. An ihnen erhitzt sich die Wunschpsychose der

Digitized by Google

Feinde immer von neuem. Im übrigen haben wir von links bis rechts das Bild des homo sapiens geboten, der seine Wünsche von den Realitäten regieren läßt — und darum die Oberhand behält. Es liegt wahrlich genug unerschließbares, unzugängliches in diesen „Realitäten", daß sie auch ohne Blendung aus der Wunschdimension problematisch genug bleiben . . .

Woraus der Friede entstehen soll. Im Osten ergibt er sich aus dem Stehenbleiben der Walze. Im Süden aus der natürlichen Abkühlung. Bei England und Frankreich ist es anders, sie starren noch mitten in ihre Wünsche hinein. Ihnen steht das schwerste von allem bevor: sich von ihren Wünschen zu trennen. Dagegen hilft kein Opfer. Die Katastrophe des Umlernens muß durchgemacht werden. Noch ist die blinde Wut im Zunehmen. Noch regiert der Wunsch die Realität, aber diese Spannung ist unnatürlich und muß zuletzt unter dem Gewicht des Geschehens zusammenbrechen.

Deutsches Platin

Das Platin ist das wertvollste der technisch verwendeten Metalle, weit kostbarer als das gerade jetzt so hoch geschätzte Gold. Für 1 kg Platin bezahlt man zur Zeit rund 6000 Mark, für dieselbe Gewichtsmenge Gold die halbe Summe. Der hohe Preis wird in erster Linie durch das im Verhältnis zur Nachfrage geringe Angebot bedingt, die Jahresproduktion beträgt ja nur 6000 kg, und es darf nicht übersehen werden, daß das Platin infolge seiner physikalischen und chemischen Eigenschaften unersetzbar ist.

Bisher lag der gesamte Platinhandel in den Händen der „Société anonyme d'Industrie du Platine" in Paris. Diese Gesellschaft hat die monopolisierten Uralgruben im Besitz. Bis vor kurzer Zeit lagen die größten, ja man kann sagen die einzigen Platingruben im Ural, vornehmlich im Gebiete von Nischne—Tagilsk. Hier findet es sich in Form kleiner, selten größerer Körner in den sogenannten Seifen, verwitterten Geröll- und Sandablagerungen. Gewonnen wird es durch Auswaschen der Seifen in fließendem Wasser, hierbei wird das leichte taube Gestein fortgeschwemmt, während die spezifisch schweren Platinkörner in den Waschrinnen zu Boden sinken. Das so gesammelte, natürlich noch stark verunreinigte Rohmetall wird nach weiterer Reinigung zur Befreiung von Iridium, Osmium, Rhodium, Rhutenium und Gold besonderen Läuterungsprozessen unterworfen.

Das französische Platinmonopol ist zerbrochen, seitdem die reichen Platinlager im Sauerland und Westerwald entdeckt sind. Nach den bisher vor-

Digitized by Google

handenen Ergebnissen übertreffen sie die des Ural, wo man aus 1 t Gestein nur 6 Gramm Platin erhält, während in den genannten deutschen Gauen 20 bis 30 g aus derselben Gesteinsmasse gewonnen werden.

Schon vor einem halben Jahrhundert behauptete der 1913 gestorbene Bergingenier und Chemiker Karl Schreiber nach einer Mitteilung von W. Schweizer*), daß das auf der Eisensteingrube Hörselberg bei Meschede geförderte Ur- oder Muttergestein Platin enthalte. Die chemischen Untersuchungen bestätigten damals infolge unzulänglicher Mittel und Verfahren die Annahme nicht. Schreiber ließ sich aber nicht beirren, mit eiserner Energie arbeitete er Untersuchungsmethoden aus. Seine Beharrlichkeit führte ihn zum Ziele. Kurz vor seinem Tode gelang es ihm, unwiderleglich den Platinnachweis zu erlangen. Er fand, daß der kristallinische Tonschiefer, der eisenschüssige Quarzit des Sauerlandes und die Lava des hohen Westerwaldes in recht bedeutenden Mengen Platin enthalten. Eine volle Bestätigung fand dieser Befund Schreibers. Durch die im Auftrage des Oberbergamtes Bonn vom Hüttenmannischen Institut der technischen Hochschule Aachen und von der Platinschmelze Heraeaus in Hanau vorgenommenen Untersuchungen.

Schon vor dem Kriege bildeten sich vier Gesellschaften mit einem Aktienkapitel von 25 Millionen Mark zur Ausbeutung der Platinschätze. Das erste deutsche Platinbergwerk wird bei Wenden im Kreise Olpe eröffnet werden.

Es ist von größter volkswirtschaftlicher Bedeutung, daß wir deutsches Platin besitzen, weil bisher zur Deckung unseres Platinbedarfs Millionen nach Paris flossen. Mit Freuden ist es zu begrüßen, daß an der Ausbeutung der Platinlager nur deutsches Geld beteiligt, fremdes Kapital ausgeschlossen ist.

Hugo Kühl

*) Zentralblatt der Hütten- und Walzwerke Nr. 3 1916.

Franz Marc †

Zerschmetternd für die Gemeinde seiner Freunde und Bewunderer kam die so lakonisch gefaßte amtliche Meldung: „Der Leutnant Franz Marc ist am 4. März auf dem Felde der Ehre gefallen." Man hatte ihn in seiner Stellung bei der leichten Munitionskolonne eines bayerischen Ersatz-Feldartillerieregiments für nicht gar so gefährdet gehalten. Und doch hat ein feindlicher Granatsplitter den Weg zu ihm gefunden, im Walde bei Etain. In Gussainville bei Etain haben ihn die Kameraden bestattet. Dieser unerbittliche Krieg raubte in Franz Marc dem zukünftigen Kunstleben Deutschlands eine der stärksten Stützen.

Im Felde mag er wohl Zeit gefunden haben, darüber nachzudenken, daß er bereits vor dem Weltkriege als gefährlicher „blauer Reiter" in der Heimat verfolgt worden ist. Das konnte ihn nicht erbittern. Er verlor dadurch weder an sich den Glauben noch an die, die ihn nicht verstehen konnten. Als dann aber der Krieg kam, erschien er ihm als die naturgemäße Folge von Zuständen, die erschlafft hatten, ein Fegefeuer für das altgewordene sündige Europa.

Allein vom eigenen Drang und Willen hat Franz Marc sich seinen Weg zur Kunst vorschreiben lassen. Erfahrungen, schlimme und gute, hatten seinen Charakter gefestigt, und eine letzte Läuterung fand sein edles Wesen im Feuer des Krieges. Gedanken, die er im Felde niederschrieb,

Digitized by Google

und die mir zum Teil bekannt geworden, enthalten ein menschliches und künstlerisches Glaubensbekenntnis. Wenn sie in späterer Zeit, wie ich hoffe, gedruckt erscheinen, werden diese Aphorismen vieles erhellen, was weniger geübten Augen in Marcs Bildern entgangen sein mag. Den bildgewordenen Ausdruck des Lebensgefühls, die innere Vision, die das zweite Gesicht der Dinge darstellt, zuletzt diese spröde Keuschheit des Vortrags, die ja bereits in der letzten Berliner Sturmausstellung, im Herbst 1915, als etwas durchaus Deutsches empfunden worden ist. Für Marc war nicht das „Wie" so entscheidend, das dem Künstler die Intuition eingibt, das „Was" erkannte er als notwendigeren Inhalt der Kunst. Deshalb gerade hat seine Kunst Aussicht, in's Volk zu dringen, dem sich sein reicher und immer nach vorwärts orientierender Geist so gern zukehrte. Nichts entzückte ihm mehr, als das naive Element im bayerischen Volkscharakter und ebenso in jeder guten Volkskunst.

Franz Marc ist nicht dazu gekommen, als Künstler zur Vollendung der Mittagshöhe aufzusteigen. Vollendet waren in ihm Talent, Charakter und Haltung. Bleibend in der Erinnerung wird das Vorbild einer Persönlichkeit in Allen nachwirken, die das Glück hatten, Franz Marc im Leben näherzutreten.

Alfred Mayer

Heine als Symbol

Es gibt Menschen, die nur aus ihren Leiden heraus schaffen können; drum suchen sie das Leid. Nicht leicht und stark entströmt ihnen das Werk: aus Qualen wird es geboren, unter Schmerzen wird es gestaltet. Eine gütig-mitleidvolle Liebe empfinden wir diesen Schöpfungen gegenüber.

Keiner, der sich mit empfindender Seele in das Werk Heinrich Heines vertieft, kann sich diesem Gefühle verschließen. Ein seltenes Leben ist in allen seinen Prosaschriften, auch dort, wo er sich heiter und übermütig gebärdet. Dieser qualvolle Widerspruch, aus dem allein heraus Heines Werk zu verstehen ist, mußte den Biographen besonders reizen. Dennoch haben sie alle bisher es sich entgehen lassen, die Zerrissenheit Heines zum Kern ihrer Darstellung zu machen und deren tiefste Wurzeln aufzudecken. Die Strodtmann, Karpeles, Fürst rühren nur ganz beiläufig an dieses Problem, die Nitzsch und Bartels werden durch ihre Voreingenommenheit daran gehindert, dem Problem, dessen Vorhandensein sie ahnen, gerecht und liebevoll nachzuspüren. — In einem verstehenden und tapferen Buche („Heinrich Heine, der deutsche Jude" Stuttgart bei Cotta 1916) hat Max Fischer endlich hier den Mittelpunkt einer Erfassung Heines gesucht und — wie ich glaube — gefunden. Mit einer Objektivität, als gebe es heute keine aktuelle Judenfrage, als handle es sich um ein rein historisches Problem, hat Max Fischer die Frage gestellt, in wie weit die Zwiespältigkeit Heinrich Heines aus der Bedingtheit des deutschen Juden erwächst. Aeußerlich als ein Gesonderter, der sich emanzipieren will, innerlich als einer, dem die Kraft fehlt, einzuwurzeln in der Scholle, nach der seine Sehnsucht geht, leidet er an einer tragischen Zwitterstellung. Die Furcht vor seiner Sentimentalität treibt ihn zur Ironie, der Glaube an sich selbst wird ihm zum Surrogat für den Glauben, den er ersehnt und doch nicht finden kann.

Solcher Art begreift Max Fischer das Wesen Heines aus der Sonderstellung des deutschen Juden und zugleich wird ihm die Erscheinung Heines

Digitized by Google

zum bezeichnendsten Symbol für das Schicksal des Juden der Gegenwart. In seinem reichen Künstlerleben hat das stärksten Ausdruck gefunden, was jeder geistige und sensible Jude erleidet. Fischers Schrift über Heine erzählt von qualvoller Zerrissenheit, von ewig suchender Unrast, von leidgezeugter Ironie: so gleicht dies Buch einem ergreifenden Kapitel aus der tragischen Geschichte des ewigen Ahasver.

Paul Nicolaus

Nachfechsung

Peter Altenberg hält seine zweite Kriegsernte. „Nachfechsung" nennt er sein neues (und eben bei S. Fischer in Berlin) erschienenes Buch. Er hätte es, wie sein letztes auch „Fechsung" nennen können. Oder — „das Tagebuch von Peter Altenberg" oder auch — wie alle seine Schriften — kurzweg: „P. A." Wir würden ihn stets schon nach einigen Minuten erkennen, denn jede Seite jeder spitzhingeschleuderter Aphorismus, jedes buntschillernde, aus einer genesenden Seele schwingende Epigramm, das wir hier finden, behauptet: Ich, Peter Altenberg, sage so und glaube es auch. Nicht euch zu Liebe, schreibe ich so, ihr könnt drüber lachen oder weinen. Ich bleibe doch: Ich P. A. Ich habe meine Freude daran, einer zwölfjährigen, lieben kleinen Dame meine huldigende Verehrung auszudrücken. Oder mit dem Ernste eines Missionars über Verdauung und Uebungsmöglichkeiten des Körpers und der Seele zu predigen. Es gibt nichts Unwichtiges im Alltag und was andere aus der Weltgeschichte lesen, das greift Altenberg aus seinem Notizbuch. Sein neuer Band bringt auf 350 Seiten in bunter wahlloser Folge Gedankensplitter, Gedichte in Prosa, Liebesbriefe von, an — und über Altenberg; in eine Skizze von 30 Druckzeilen preßt er einen Roman und ebensoviel genügen ihm auch, ein ganzes Menschenschicksal abrollen zu lassen. Er ertappt seinen Menschen immer gerade bei der charakteristischen Aeußerung, Handlung und Gebärde. Ueber jeden anderen unter den Schreibenden würden wir lachen, wenn er so kritiklos drucken lassen würde. (Sogar fremde Buchkritiken und Briefkastennotizen fehlen nicht;) Altenberg sehen wir es nach. Denn gerade in der Wirrnis und scheinbar alogischen Eingliederung bringt er das Kunstwerk zustande: sich selbst in tausenden von Strahlen aufblitzen zu lassen und andere in den entscheidensten Sekunden ihres Lebens zu beleuchten. Nein, er ist kein lachender Philosoph und kein heulender. Er ist er (dieser Peter schreibt alles nieder, „was ihm so durch den Kopf schießt." — Ja, aber durch den Kopf). Das ist eine von den kleinen Prägungen Altenbergs, deren Gefühltemperatur auf- und absteigt, bald heiß und erstickend trocken, bald auch eisig abkühlt und erstarrt.

Rudolf Karl Goldschmit

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

WIDENER
HN S2MA G

Digitized by Google

Digitized by Google